WIDENER
YMSE 9

PGerm 250.1.2

No 3462

Digitized by Google

Frankfurter

zeitgemäße Broschüren.

Herausgegeben

von

Dr. Joh. Mich. Raich.

Neue Folge.

Band XIII.

Frankfurt a. M. und Luzern.
Druck und Verlag von A. Foesser Nachfolger.
1887.

P Germ 250.1.2

...RY ... COLLEGE LIBRARY
OCT 7 - 1 ...

Inhaltsverzeichniß.

Seite.

1) Wassermann L., Wer soll unsere Kranken pflegen? 1
2) Braig, Dr. C., Die Kunst des Gedankenlesens 37
3) Reichensperger, Dr. A., Erinnerungen an Eduard Ritter
4) von Steinle. 73
5) Lesker, B., Die Rostocker Fraterherren 137
6) Brunner, Seb., Fra Giovanni Angelico Fiesole 169
7) Grimme, Dr. Fr. Wilh., Ludwig Uhland 201
8) Moser, Joh., Das Lebensräthsel und der Materialismus . 235
9) Gietmann, G. S. J., Die Idee der Gralsage 269
10) Röttscher, Adolf, Die Aufhebung der Sklaverei durch das Christenthum im ost- und weströmischen Reiche 301
11) Cahensly, P., Die deutschen Auswanderer und der St. Raphael-Verein 325
12) Fehr, J. Prof. Dr., Das religiöse Schauspiel des Mittelalters 351

Wer soll unsere Kranken pflegen?

Von

Leonhard Wassermann.

I. Nothwendigkeit und Wichtigkeit einer berufsmäßigen Krankenpflege.

Wer soll unsere Kranken pflegen? Diese Frage ist unter gewöhnlichen Verhältnissen einfach und leicht zu beantworten. Denn nach natürlichem und göttlichem Gesetze haben die Angehörigen die Pflege derjenigen Familienglieder zu übernehmen, welche auf das Krankenlager geworfen sind.

Heute liegen aber die Verhältnisse vielfach so, daß die Frage in der angegebenen Weise nicht beantwortet werden kann. Die Lockerung der Familienbande, die wirthschaftlichen Zustände, die Verfeinerung des Lebens, der Fortschritt der mediciniſchen Wissenschaften, die höheren Ansprüche an die Verpflegung lassen eine primitive Krankenpflege nicht mehr als ausreichend erscheinen. Die früher so einfachen Verhältnisse der Landleute und Handwerker haben in unseren Tagen wesentliche Veränderungen erfahren. Die maßlose Concurrenz, das Sinken der Producte im Preise haben die möglichst große Anstrengung aller Kräfte zur Folge. Wer in dem großen Concurrenzkampfe der Productivstände nicht unterliegen will, muß eben alle Kräfte so viel nur immer möglich anstrengen. So kommt es, daß auf dem Lande und in der Stadt die Hände Aller, der Großen und der Kleinen, der Männer und der Frauen, bei der Arbeit mithelfen müssen. Die armen Kranken bleiben inzwischen sich selbst überlassen; sie entbehren der nothwendigen Pflege; die Arznei wird nicht rechtzeitig und nicht in der vorgeschriebenen Weise gereicht und genommen.

Die Steigerung der Bedürfnisse, die Verfeinerung des Lebens bringt es mit sich, daß der Kranke seine Schmerzen und seine Hilflosigkeit doppelt empfindet; eine mangelhafte Bedienung vergrößert seine Leiden. Er muß also eine wirkliche Pflege erhalten, es muß

eine geeignete Person sich seinem Dienste widmen. Der an rauhe Arbeit gewohnte Bauersmann und Handwerker hat selten volles Verständniß für die Leiden und Schmerzen eines Schwerkranken; er kann deshalb unmöglich die nothwendige Pflege bieten. Die weit fortgeschrittene medicinische Wissenschaft bedient sich dermalen vieler Heilmittel, von deren genauen Anwendung der Erfolg nicht selten abhängt. Verkehrte Anwendung bringt statt der erwünschten Heilung den Tod. Nur in seltenen Fällen ist der mit seinen Berufsarbeiten überhäufte und vollauf beschäftigte Bauersmann, Taglöhner und Handwerker befähigt, die bis ins Kleinste gehenden Vorschriften des Arztes genau zu beachten und auszuführen. Auch heute noch treiben Quacksalber und Wunderdoctoren auf dem Lande, ja hie und da sogar in den Städten ihr Wesen; die Kranken und ihre Pfleger, welche nicht sofort die Wirkung der ärztlichen Behandlung mit Augen sehen und mit Händen greifen, sind nur zu sehr geneigt, die oft so zudringlich angebotene Kunst der Quacksalber in Anspruch zu nehmen und veranlassen so vielleicht schweres Unheil. Nur gut ausgebildete Pfleger, welche mit großer Klugheit, aber auch mit der nöthigen Entschiedenheit ausgerüstet sind, werden diesen Gefahren wirksam begegnen, indem sie den Werth eines tüchtigen Arztes gegenüber einem ungebildeten, unwissenden Quacksalber hervorheben.

Die Arbeitstheilung ist durch die Entwickelung unserer wirthschaftlichen Verhältnisse ebenfalls bedingt; wer für einen schwierigen Beruf sich nicht besonders und fachgemäß ausgebildet hat, kann nicht bestehen. Das gilt auch für die Krankenpflege.

Die stete Beschäftigung mit rein materiellen Dingen, der unablässige Kampf um das Irdische stumpft die Geister gegen erhabene Güter ab und läßt die Liebe in den Herzen erkalten. Wie aber wäre eine hingebende Krankenpflege ohne Liebe denkbar!

In viel höherem Maße gilt das bisher Gesagte von der immer mehr anwachsenden Arbeiterbevölkerung.

Die schrankenlose Gewerbefreiheit und Freizügigkeit haben eine wahre Völkerwanderung in vielen Gegenden hervorgerufen, besonders nach den großen Städten und den Industriebezirken. Die geringen Löhne, die zahlreichen Ausgaben für die verschiedenen Lebensbedürfnisse, die Macht der Gewohnheit ꝛc. führen gar oft neben dem Manne auch die Frau und die erwachsenen Kinder in die Arbeitssäle. Ein Krankheitsfall in diesen Familien bringt fast regelmäßig bittere Noth, oft Elend mit sich. Trifft den Mann

die Krankheit, so ist die Frau die natürliche Pflegerin; glücklich der Mann, dessen Frau Sinn und Verständniß für Krankenpflege hat. Leider gibt es jetzt zahlreiche Mädchen und junge Frauen, welche von zarter Jugend an in die Fabrik gingen und deshalb von den häuslichen Arbeiten und besonders von der Pflege der Kranken gar kein Verständniß haben. Sie können kaum eine für Gesunde genießbare Suppe kochen, wie viel weniger vermögen sie für Kranke die vom Arzte verordnete Speise zu bereiten. Der leichte, nur auf Genuß und Vergnügungen gerichtete Sinn will sich nur schwer zu den wenig angenehmen Verrichtungen des Krankendienstes bequemen. Nicht selten aber duldet die Noth nicht, daß die Frau zu Hause bleibt. Das dem Mann gezahlte Krankengeld reicht nicht aus, um die nun verdoppelten Ausgaben zu bestreiten. Also muß die Frau zur Arbeit und der Kranke sich selbst überlassen bleiben. Wer soll ihn pflegen? Wer kennt ihn denn, den Fremden, den Bayer oder den Pommer, den Westfalen oder den Ostpreußen? Keine Bande der Verwandtschaft und Freundschaft verknüpfen ihn mit Nachbarn; sie sind sich ja fremd; sie kommen und gehen; jeder eilt an seine Arbeit und hat keine Zeit, kein Interesse daran, sich um Fremde zu kümmern; sie haben ja alle mit sich selbst zu thun. Und wenn im Anfang auch die eine oder andere Person mitleidsvoll nach dem Kranken sieht, wie bald schwindet die Theilnahme und die Unterstützung, die sich auf rein natürliche Beweggründe, oft auf die Neugierde gründet! Es gibt freilich auch Ausnahmen, diese werden aber um so seltener, je mehr der christliche Sinn schwindet.

Nicht besser ist das Loos der erkrankten Arbeiterfrau. Der Mann soll, ja muß der Arbeit nachgehen und die Kranke bleibt ihrem Schicksal überlassen — ohne Pflege, ohne die ihr verordnete Nahrung. Kommt der Mann am Mittag nach Hause, so findet er nicht etwa das wohlverdiente Mittagessen, sondern ein Zimmer angefüllt mit Krankenluft, die Kinder hungrig und voll Schmutz; statt des herzlichen Willkomm des besorgten Weibes tönen ihm entgegen die Klagen der Leidenden über ihre Schmerzen, ihre Hilflosigkeit, über den unerträglichen Lärm der bösen Kinder. Jetzt soll der Mann in der Einen freien Stunde der Frau das Bett zurechtlegen, die Kinder mahnen und strafen, für sich und die Kinder, aber auch für die Kranke, das Mahl bereiten u. s. w. Mit welcher Hast — aber auch mit welchem Unmuth geschieht das alles! Wenn das Krankenlager Wochen und Monate lang dauert, die Noth wächst und

die Hilfe anderer immer mehr abnimmt, erkaltet auch die Liebe des Mannes nach und nach. Frau und Kinder werden vernachlässigt; die kleine Wohnung, früher vielleicht die Lieblingsstätte des braven Arbeiters, wird für ihn ein Gegenstand des Widerwillens, schließlich fühlt er sich dort abgestoßen, — aber angezogen vom Wirthshause, wo der Anblick des menschlichen Elends ihm erspart bleibt und Freunde und Lebensfreuden ihm verlockend zuwinken. Dafür wird das kranke Weib mit lieblosen Worten, vielleicht mit bitteren Vorwürfen überhäuft, ja sie kann leicht erkennen, daß der Mann nur schwer warten kann, bis der Tod sie erlöst. Noch schlimmer liegen die Verhältnisse, wenn die Arbeiter so weit entfernt von der Werkstätte wohnen, daß sie morgens sehr früh die Wohnung verlassen und erst am späten Abend dahin zurückkehren. Die Kranken bleiben in diesem Falle sich fast vollständig selbst überlassen; alles, was nach natürlicher Voraussicht zur Wiederherstellung der Gesundheit beitragen könnte: frische Luft, sorgsame Pflege, genaue Befolgung der ärztlichen Vorschriften, fehlt vollständig oder wird nur in höchst mangelhafter Weise geboten.

Es ist nur zu natürlich, daß die Arbeiter-Kinder oft wild, ja sogar ungezogen sind; die Autorität des Vaters steht ja nur selten sichtbar vor ihnen; die Mutter, ohnehin zur Nachgiebigkeit und Milde geneigt, kann den Vater nicht ersetzen. Ist nun gar der Arm der Mutter durch Krankheit gelähmt, ohne daß Jemand sie ersetzt, so arten die Kinder vollständig aus.

Der Mangel einer entsprechenden Krankenpflege befördert den frühen Tod oder verzögert die Heilung, vernichtet aber auch die materielle Wohlfahrt, wirkt verderblich auf das leibliche und geistige Wohl der Kinder.

Wer lange Jahre in Industriegegenden gelebt und die Verhältnisse mit klarem Auge und mit regem Interesse verfolgt hat, wird zugeben müssen, daß hier keine Uebertreibungen vorliegen. Wir wissen, daß Arbeiter ihre todkranken Frauen am Morgen hilflos verlassen mußten, um sie am Abend als Leichen wieder zu finden. Wir wissen, daß Todkranke allein den schweren Gang in die Ewigkeit thun mußten, ohne daß sich ihrer irgend Jemand annahm.

Wir haben gesehen, wie brave Arbeiterfamilien in Folge von langanhaltenden Krankheitsfällen vollständig verarmt und ins Elend gekommen sind, weil es an der Pflege gebrach. Es ist Thatsache, daß die Kinder von durchaus braven Eltern in jeder Hinsicht verwahrlosten, weil ihnen während der langwierigen Krankheit des

Digitized by Google

Vaters oder der Mutter die nöthige Nahrung und Pflege, die Aufsicht und die Anleitung zu einem ordnungsmäßigen Verhalten fehlte; so kamen sie auf Abwege und wurden eine Plage der menschlichen Gesellschaft. Hätte eine besorgte, von christlichem Geiste beseelte Pflegerin ihnen in den Tagen der Krankheit den Vater oder die Mutter ersetzt, so wären sie tüchtige Söhne und Töchter, brauchbare Glieder der menschlichen Gesellschaft geworden.

Nun wird man erwidern: Es gibt doch in jeder Stadt, in jedem Dorfe Frauen, welche für geringe Vergütung die Krankenpflege übernehmen. Aber in dem Worte „Vergütung" liegt schon für sehr viele die größte Schwierigkeit; denn jede Krankheit vermehrt die Ausgaben, ohne die Einnahmen zu vergrößern. Wer sind ferner die Personen, welche die Pflege übernehmen? Junge Leute verzichten in der Regel darauf, durch den unangenehmen, mühevollen Krankendienst sich zu ernähren; sie ziehen jede andere Arbeit diesem Dienste vor. Ja, bei vielen Krankheiten ist es gar nicht geziemend, daß eine jüngere Frauensperson den Krankendienst verrichtet. Es scheint unglaublich und ist doch wahr, daß das klare Auge einer schwerkranken Frau in ihrer besorgten Pflegerin die zweite Frau vermuthet, und zwar theilweise mit vollem Rechte, wie die Thatsachen beweisen. Eine solche Pflegerin kann doch das Loos einer Kranken nicht erleichtern. Auch ältere Frauen, welche sich, weil zu anderen Geschäften unbrauchbar, dem Krankendienste widmen, sind oft dazu wenig geeignet. Die Schwatzhaftigkeit, das Fehlen alles Sinnes für Reinlichkeit und Ordnung, die Vorliebe für geheime Heilmittel, das Einmischen in die zartesten Familiengeheimnisse, — alles das ist Ursache, daß manche Kranke lieber gar keine als solche Pflegerinnen haben wollen. Je größer die Armuth und Noth, desto mehr will eine anständige Familie sie verdeckt haben.

Zu den beklagenswerthesten Erscheinungen unserer Zeit gehört unstreitig die Untergrabung der Ehe und des Familienlebens, dieser Grundpfeiler der gesellschaftlichen Ordnung. Die stets wachsende Zahl der leichtsinniger Ehen und der Ehescheidungen sind ein Beweis des sittlichen Verfalls. Demgegenüber ist es von der größten Wichtigkeit die Familie zu stützen und zu kräftigen. Gerade in den Familien des Bauern-, Handwerker- und Arbeiterstandes findet sich nicht selten eine große Anhänglichkeit der Gatten gegen einander und der Eltern gegen die Kinder. Wie hart, wie schmerzlich ist es, wenn der Mann oder die Frau morgens früh fort muß zur Arbeit, ohne daß dem

Kranken die unbedingt nöthige Pflege zugesichert ist! Müssen die Gedanken während der Arbeit nicht stets im bescheidenen Heim, an dem Krankenbette sein? Muß schließlich nicht Bitterkeit, Haß und Verachtung in den Herzen entstehen gegen die Mitmenschen und gegen eine gesellschaftliche Ordnung, die zur Arbeit zwingt, ohne daß für die dringend nothwendige Pflege der Kranken gesorgt ist!

So erklärt es sich leicht, warum so viele sonst brave Arbeiter sich Agitatoren anschließen, welche auf den Trümmern der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung ein Reich auf- und einrichten wollen, worin angeblich allen, auch den Kranken, Gebrechlichen und Altersschwachen ein zweites Paradies bereitet wird.

Es gibt in unserer Zeit Mißstände genug; ob sie jemals alle gründlich beseitigt werden können, soll hier nicht untersucht werden. Aber auf dem Gebiete der Krankenpflege kann ohne große Schwierigkeiten Abhilfe geschaffen werden, nämlich durch eine geordnete berufsmäßige Krankenpflege, wenigstens in allen Städten und großen Landgemeinden, vorzüglich in den Industriegegenden mit rasch wechselnder Bevölkerung.

II. Ausreichende Krankenpflege kann durch weltliche Personen nicht oder nur in seltenen Fällen geboten werden.

Wenn darüber kein Zweifel besteht, daß die Verhältnisse für viele Orte eine berufsmäßige Krankenpflege erfordern, so entsteht die Frage: Wer soll sie leisten? Sollen die Pfleger und Pflegerinnen sich berufsmäßig für die Krankenpflege ausbilden und dann etwa, wie die Hebammen abwarten, bis man gegen entsprechende Vergütung ihre Dienste in Anspruch nimmt? Wer würde sich zu diesem Berufe entschließen? Gewiß nur wenige; denn die jungen, kräftigen Leute, welche für den Wartedienst sich eignen, können auf andere Weise ihr Brod leichter und angenehmer verdienen, als in dem überaus schwierigen Berufe der Krankenpflege. Personen aus besseren Ständen werden sich selten oder nie diesem Berufe widmen; diejenigen Klassen, welche also zuerst bei Gewinnung des Personals in Betracht kommen, können unmöglich in kurzer Zeit all jene Eigenschaften des Charakters sich aneignen, welche zu einer segensreichen Krankenpflege unbedingt erforderlich sind. Wer garantirt außerdem den ausgebildeten Pflegern für alle Zeit und unter allen Verhältnissen eine gesicherte Existenz? Wer schützt vor den zahlreichen Gefahren, welche eine

junge Frauensperson ohne den Halt der Familie, überall, besonders bei der Krankenpflege umgeben? Es mag eine derartige Pflegerin in besseren und vornehmen Familien sich wohl fühlen, weil ihr Dienst weniger beschwerlich, der Lohn aber ein besserer ist. Doch werden gerade in solchen Familien die Dienste der Wärterin seltener in Anspruch genommen; die Noth ist bei den Aermeren und Aermsten am größten, also die Hilfe am nothwendigsten. Aber hier bieten die armseligen Wohnungen, das oft herrschende Elend, die geringe Aussicht auf Lohn wenig Anziehendes für eine Pflegerin, die ihren Beruf in erster Linie des Geldes wegen ausübt. Wenn die Pflegerin in die Wohnung der Armen kommt mit leeren Händen; statt zu bringen, noch fordert; wenn das vornehme oder doch moderne Kleid wenig zu der ganzen Umgebung paßt, dann erscheint selbst den Kranken die Wärterin mehr als Fremdling denn als Freundin. Es fehlt das volle Vertrauen, ohne welches eine Pflegerin ihren Dienst gar nicht oder nur theilweise versehen kann.

Doch wozu diese theoretischen Erörterungen? Lassen wir die Thatsachen sprechen. Hören wir, wie die rein weltliche Pflege sich bewährt hat. Die Wichtigkeit der Sache gestattet, daß wir geschichtliche Thatsachen vorführen.

In Frankreich hatten die Helden der ersten Revolution nichts Besseres zu thun, als die Ordensleute möglichst rasch aus den Spitälern zu entfernen und zwar im Namen der Humanität. Die im Namen der Religion und um Gotteswillen geübten Werke der Barmherzigkeit sollten durch die Krankenpflege aus reiner Menschenliebe in Schatten gestellt werden.

Gleichzeitige Schriftsteller berichten uns über die Folgen dieser Neuerung und über den Werth der weltlichen, rein menschlichen Krankenpflege unglaubliche Dinge. Sie erzählen „von der Verödung, der Verlassenheit und dem gänzlichen Verfall, in welchem sich die Hospitäler befinden, die unter der Verwaltung des philosophischen Regimentes stehen; von der Dieberei, welche in ihnen getrieben, von dem Raube, der darin am Erbe des Armen begangen wird." Ein durchaus unchristlicher Arzt, welcher keinerlei Vorliebe für katholische Einrichtungen, am allerwenigsten für das katholische Ordensleben hatte, sah sich durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, für die Krankenpflege durch Ordenspersonen einzutreten und über die weltliche Pflege folgendes vernichtendes Urtheil abzugeben:

„Die ehemals gut bedienten Hospitäler wurden Lohnwärtern überlassen, meist ohne Sitten, Grundsätze, Gefühl, gezwungen den Kranken zu dienen, um aus Mangel nicht selbst krank zu werden. Sie sanken zu einem solchen Grade von Niederträchtigkeit herab, daß Ordonnanzen gegeben werden mußten, den zum Verbinden nöthigen Branntwein in Geschmack und Farbe zu verändern, damit sie ihn nicht wegtranken. Die Verwaltung mischte ihn mit Brechweinstein und suchte so die Krankenwärter und Chirurgen zu beschämen, um ihre eigenen (der Verwaltung) Prellereien zu bemänteln; denn die Vorräthe von Branntwein unter ihrer Bewachung liefen keine Gefahr, als die des Auslaufens, man wußte nicht wohin. Die zur Armee gesendeten Wärter waren desselben Schlages; häufig kamen sie gar nicht an, sondern zerstreuten sich unterwegs. Da raffte man denn die Nachzügler der Armee auf, welche die Regeln der alten Krankenwärter bald ebenso gut verstanden. Doch konnte man sie nicht gefühllos nennen; denn sie fühlten gleich, ob bei dem Kranken ein Geldgürtel oder eine Uhr vorhanden sei; wo dergleichen mangelte, wurde der Kranke auf alle mögliche Weise mißhandelt, jedoch nicht immer zu seinem Schaden; denn jenen Kranken, welche solche Erbstücke besaßen, wurde zwar auf alle Weise geschmeichelt, doch pflegten sie meistens früher zu sterben, als die armen Kranken. Waren die stehenden Lohnwärter schlecht, so waren die ziehenden ganz abscheulich. Man las sie auf der Heerstraße auf, wohin sie Faulheit, Tagdieberei und Lüderlichkeit geführt hatte, man nahm sie aus den Zuchthäusern und Galeeren-Gefängnissen. Warum auch sollten Galeerensklaven nicht die Kranken pflegen, während der Scharfrichter der für das öffentliche Wohl verdienteste Bürger war? Außer wenigen Ausnahmen bediente man sich des Auswurfs der Menschheit zu diesem Amte, wozu nur die auserwähltesten Seelen genügen können . . . Die lumpichte, schmutzige Lohnwärterhorde, welche auf der Stirne den Stempel der Verworfenheit trug, verbreitete Schrecken, Ekel und jene Kerkerluft auf ihrem Wege, die wir so oft empfunden haben. Wenn sie ihre Quartierzettel brachten, so schlossen die Bürger erschreckt ihre Thüren und flohen, und allenthalben verabscheut und geschmäht, wurden sie noch unerträglicher. Führte dann und wann unverdientes Elend oder der Schrecken der Revolution irgend einen ehrlichen Menschen unter diese verworfene Schaar, so mußte er die Schmach mit seinen Handwerksgenossen tragen; denn diese hatten alles menschliche Gefühl so sehr empört, daß es Jedermann un-

glaublich war, es könne irgend Ehrlichkeit unter den Lumpen eines ziehenden Krankenwärters einhergehen. Manche übten schon unterwegs ihr früheres Diebeshandwerk wieder aus und pflegten sich mit der Ausrede zu entschuldigen: Wir sind nicht der Armee nachgezogen, um die Luft zu ändern, d. h. wir kommen nicht, durch Werke der Barmherzigkeit unsere Verbrechen an der Menschheit zu sühnen, sondern wir kommen, um zu stehlen. Da man aber ihnen selbst nichts gab, nicht Kleidung, nicht Geld, so zogen sie die Verwundeten und Todten aus und bedienten sich unzähliger Fallstricke, Intriguen, Schmeicheleien und der gefährlichsten Gefälligkeiten, den hilflosen Kranken die letzten Nothpfennige abzudrängen. Sie lebten wie Hyänen in der Pest von vergifteten Leichen. Wenn sie klagten, gab man ihnen nichts, und wenn sie endlich selbst starben, beklagte sie Niemand. Andere folgten, wurden ihre Erben und schieden wie sie. Was sie aber selbst übrig ließen oder den Kranken nicht zu stehlen vermochten, war für andere Herren deswegen doch noch nicht verloren. Damals schrieb man Handbücher für die neuen Krankenwärterinnen; man wollte sie in ihrem Handwerke unterrichten, aber sie folgten doch ihrem Kopfe, vom Herzen war nicht die Rede. Es ging bei ihnen, wie mit der Anordnung des Gesundheitsrathes, die den Krankenwärtern gegeben wurde. Alles war vergeblich, die ekelhaften Lohnwärter, Tagediebe und Schurken, blieben ganz der grauenhaften Entrepreneurs würdig, welchen eine verderbte Autorität die Spitäler um die geringste Forderung überließ und die dafür die Magazine und Matratzen verhandelten. Nur der geistliche Beruf oder die militärische Zucht kann hier helfen.“ *)

Man kann uns wohl erwidern: Wozu diese Auffrischung alter, dazu unbestrittener Thatsachen? Wer weiß nicht, daß die an Stelle der geistlichen Krankenpfleger getretenen Wärter nicht sofort ihren schweren Pflichten ganz und voll entsprechen? Allein in unseren Tagen und insbesondere in Deutschland liegen die Dinge wesentlich besser. — Wir wollen gerne zugestehen, daß ein Wärterpersonal, wie es eben geschildert wurde, in Deutschland nicht zu finden ist; allein es liegen zahlreiche Zeugnisse der competentesten Personen vor, welche aussagen, daß die weltlichen, gegen Lohn gedungenen Krankenpfleger den an sie gestellten Anforderungen keineswegs gerecht werden.

*) Vgl. C. Brentano, Die barmherzigen Schwestern. 2. Aufl. Mainz 1852. S. 9 ff.

Der Geheime Medicinalrath Horn klagte in seinem Rechenschaftsberichte vom Jahre 1818 über das Charité-Krankenhaus in Berlin also: „Unter 90 bis 100 Krankenwärtern gibt es kaum 5 bis 6, welche den billigsten Erwartungen entsprechen. Die meisten leisteten nichts, ja sie leisteten weniger als nichts, sie schadeten."*) Deshalb müssen denn auch 60 Procent der Krankenwärter fortgeschickt werden und zwar nicht selten wegen grober Vergehen.**) Auch der berühmte Dr. Dieffenbach, welcher längere Jahre dirigirender Arzt einer Abtheilung an demselben Charité-Krankenhause in Berlin war, stellt den für Lohn gedungenen Krankenwärtern ein schlechtes Zeugniß aus, indem er schreibt: „In Krankenhäusern liegt bei uns eine der größten Schwierigkeiten in der Verwaltung darin, eine hinlängliche Anzahl von guten Wärtern und Wärterinnen zu finden, und leider sehen wir dort nur zu oft die Wärter böses Spiel treiben. Ohne die Aufsicht einer Familie, nur von Aerzten beobachtet, leben sie hier zusammen, lernen einer vom anderen Böses oder vielmehr sie kommen schon böse in die Anstalt. Wenige führt Lust und Liebe zur Krankenpflege dahin, fast Alle kommen, weil sie kein Obdach mehr hatten und weil sie nicht mehr arbeiten konnten oder wollten."***)

Der Geheime Medicinal-Rath Schmidt entwirft i. J. 1832 kein sehr anmuthiges Bild von dem weltlichen Wärterpersonal, wenn er schreibt: „Abstumpfung gegen alles Menschengefühl, Härte, Grobheit charakterisiren meistens diejenigen, welche für Geld sich eine Reihe von Jahren dem Krankendienste widmen, und der Kranke, der Heil und Gesundheit sucht, verläßt nicht selten die Anstalt, die ihm ein Ort des Trostes und der Hilfe hätte sein sollen, als wäre er aus einem Kerker oder einer Gefangenen-Anstalt befreit."†) Dr. Max Schmidt spricht mit besonderer Bezugnahme auf das Personal der Spitäler Norddeutschlands „von liebeleeren Dienstleistungen meist unzuverlässiger Miethlinge, welche vor der schauerlichen Monotonie

---

*) Vgl. Dr. H. Vezin, Die Krankenhäuser und Krankenpflege durch christliche Genossenschaften. Münster 1858. S. 60.

**) Vgl. Schmidt, Die barmherzigen Schwestern, ein Vortrag im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Berlin 1847. S. 26.

***) Vgl. Dr. Vezin a. a. O. S. 7.

†) Schmidt, Die barmherzigen Schwestern, a. a. O

ihres Dienstes und um sich gegen den Eindruck des Leidens abzustumpfen, ihre Zuflucht nicht selten im Trunke suchen." *)

Diese Zeugnisse beziehen sich zwar auf Thatsachen, welche Jahrzehnte hinter uns liegen; daß jene wenig erbaulichen und sehr beklagenswerthen Zustände wirklich vorhanden waren, wurde von Niemand geleugnet. Wohl aber wurden lebhafte Versuche gemacht, ein besseres und vollständig ausgebildetes Pflegepersonal zu beschaffen. Dieses Unternehmen erfreute sich des Wohlwollens zahlreicher, einflußreicher und hochstehender Personen; insbesondere ließ man es an Geld und Gelegenheit zu allseitiger Ausbildung nicht fehlen. Der viel genannte und als Arzt weithin berühmte Professor Dr. Virchow setzte auf diese Bestrebungen große Hoffnungen; erklärte er ja doch auf der Berliner Frauen-Conferenz im Jahre 1869 ganz zuversichtlich, „daß wir uns heute der mittelalterlichen Form (der religiösen Genossenschaften zur Krankenpflege) entschlagen können." **)

Diese Anschauung beherrschte zu jener Zeit die ganze antichristliche Welt; von diesem Gesichtspunkte aus wurde die Vertreibung der Ordensleute auch von solchen Männern gebilligt, welche sonst dem Culturkampf nicht durchweg Beifall zollten. Damals schrieb die „Frankf. Ztg.": „Die Beschränkung der katholischen Orden wird wenigstens das Gute haben, daß die Ausbildung von Privatkrankenpflegern- und Pflegerinnen jetzt unter der Aegide der Verwaltung in einer Weise betrieben werden wird, daß dem Bedürfnisse genügt werden kann und auch die aus der katholischen Kirche von den protestantischen Frommen übernommenen „Diakonen" und „Diakonissen" in den Hintergrund gedrängt werden."

Von Seiten des Staates fanden diese Bestrebungen lebhafte Unterstützung; besonders die Regierung von Düsseldorf glaubte darauf hinweisen zu müssen, daß es „zur Pflege der Kranken in ihren Wohnungen fast gänzlich an einem ausgebildeten, berufsmäßigen Pflegepersonal fehle," daß „die Krankenpflege bisher nur von einer bestimmten Richtung eine eifrige Förderung erfahren habe;" es sei aber jetzt Hoffnung vorhanden, daß es „bei richtiger Organisation an geeigneten Personen

*) M. Schmidt, Allgemeine Umrisse der culturgeschichtlichen Entwicklung des Hospitals und der Krankenpflege. Gotha 1870. Vgl. Ehlers, Das Krankenpflegerinnen-Institut in Frankfurt a. M. 1872. S. 8.

**) Vergleiche Die Berliner Frauen-Vereins-Conferenz am 5. und 6. Nov. 1869. Berlin 1869. S. 101.

nicht fehlen werde" ꝛc. In den städtischen Krankenhäusern zu Crefeld und Elberfeld sollten die berufsmäßigen Pfleger und Pflegerinnen ausgebildet werden. Mehrere Verfügungen und Reglements über die körperliche Beschaffenheit und die Schulkenntnisse der Aspiranten, über den Gang ihrer Ausbildung, deren Prüfung und Verwendung wurden erlassen. Der Cultusminister Falk interessirte sich selbstverständlich sehr für diese Bestrebungen und theilte den Plan der Düsseldorfer Regierungen den übrigen Regierungen der preußischen Monarchie mit. Auch im Abgeordnetenhause kam die Angelegenheit zur Sprache; Minister Dr. Falk erklärte damals sehr vorsichtig, er müsse erst den Erfolg der Bestrebungen abwarten. Die „Rheinisch-Westfälische Post" theilte im Mai 1876 mit, daß im Ganzen sich zwei Personen gemeldet hätten, um sich als staatliche Krankenpfleger ausbilden zu lassen. Fast gleichzeitig machten die Regierungen in Oppeln und Trier große Anstrengungen zur Ausbildung von weltlichen Krankenpflegerinnen, um die barmherzigen Schwestern beseitigen zu können; aber alle ihre Bemühungen waren erfolglos, es fehlten eben die Personen, welche sich dem schweren Dienste widmen wollten.

Auch in Süddeutschland steuerten liberale Blätter auf dasselbe Ziel los.*)

In Fachkreisen theilte man jedoch nicht die Anschauungen und Hoffnungen des Dr. Virchow, der liberalen Zeitungen und der preußischen Regierung. Denn fast gleichzeitig erklärte Dr. Börner in der „Deutschen medicinischen Wochenschrift": „Daß diese Bewegung keine dauernde sein werde, haben wir vorausgesehen und bereits in der „Physik-Ztg." angedeutet. Der Krankenwartdienst ist keineswegs so verlockend, daß auf einen großen Zudrang zu demselben gerechnet werden kann, und würde besonders bei Epidemien das Bedürfniß gewiß nicht überall zu decken sein. Außerdem dürfte wohl die treue Pflichterfüllung eines großen Theiles dieses besoldeten Wartepersonals nicht außer allem Zweifel stehen. Der Fleiß, die Gewissenhaftigkeit und die Ausdauer der mit Krankenpflege sich befassenden Ordensgenossenschaften dagegen hat sich sowohl im Frieden wie im Felde bewährt und wird immer anerkannt werden müssen."

Professor Leyden in Berlin schrieb 1879 in der liberalen „Deutschen Rundschau" in einem Aufsatze: „Ueber weibliche Krankenpflege und weibliche Heilkunst" Folgendes:

*) Vgl. Augsb. Allg. Ztg. 1873, Nr. 295 S. 4473.

„Erst mit dem Christenthum hat sich die Krankenpflege von der Heilkunst abgesondert; sie ist so recht eigentlich die Schöpfung christlicher Nächstenliebe und Barmherzigkeit. Zum eigentlichen Berufe wurde die Krankenpflege erst im 16. Jahrhundert erhoben. Es ist ein großes Verdienst der katholischen Kirche, daß sie die Krankenpflege zum Berufe frommer Orden erhob, zuerst durch die Gründung des Ordens der barmherzigen Brüder, und dann noch glänzender durch die Stiftung der frommen Schwesterschaften, welche sich der Pflege von Kranken und Elenden mit einer Aufopferung hingegeben haben, die über alles Lob erhaben ist. Man wird es von allen Seiten bereitwillig anerkennen, daß der Glaube und die Frömmigkeit dieser barmherzigen Schwesterschaften ein wesentlicher Hebel ihrer aufopfernden Thätigkeit geworden ist. Die Werke der Barmherzigkeit und Nächstenliebe, die hingebende Ausübung der niedrigsten Pflichten, die vollkommenste Aufopferung, die Nichtachtung von Gefahr und Ansteckung, die Entsagung aller Lebensfreuden und Lebensgenüsse wird unstreitig leichter ertragen und geübt werden, wo sie als die höchsten gottgefälligen Werke hingestellt sind, und wo für die unvergleichliche Entsagung oder Pflichterfüllung in einem anderen Leben Lohn und Seligkeit verheißen und geglaubt wird. Dazu kommt, daß die feste Ordnung einer religiösen Gesellschaft die Pflichterfüllung erleichtert und selbst der unerfahrensten und jüngsten dieser Schwestern Schutz und Würde verleiht."

An diese Sätze schließt sich dann nachstehende nicht minder bemerkenswerthe Auseinandersetzung:

„Allein es wird auch nicht zu bezweifeln sein, daß ohne kirchliche Organisation eine gleiche Hingebung und Aufopferung geleistet werden kann; es fehlt nicht an Beispielen für diese Behauptung. Da sich überdies bei den religiösen Orden hier und da Uebelstände *) herausstellten, indem sie neben den Werken der Barmherzigkeit noch kirchliche Zwecke verfolgten; da ferner ihre Anzahl nicht hinreichte, so wurde mehr und mehr das Bedürfniß nach einer privaten Krankenpflege gefühlt, welche gleichzeitig dem weiblichen Geschlechte neue Quellen der Thätigkeit und des Erwerbes eröffnen konnte. Allerdings besteht seit langer Zeit in allen größeren Städten das Institut der privaten Krankenwärter und -Wärterinnen, meistenstheils hervorgehend aus solchen, die an größeren Civil- oder Militär-Spitälern ausgebildet, das Recht zu Privatpflege erhalten haben. Allein dies Institut erfreut sich im Ganzen — von rühmlichen Ausnahmen abgesehen — keines großen Vertrauens. An Bildung, Pflichtgefühl, Zuverlässigkeit lassen sie meistens so viel zu wünschen übrig, daß die Frage gerechtfertigt erscheint, ob überhaupt eine berufsmäßige und bezahlte Krankenpflege jene Vollendung erreichen könne, welche die selbstlose Hingebung frommer Gemüther in so bewundernswerther Weise dargethan hat."

Daß in der That die zur Beschaffung eines weltlichen Pflegepersonals gemachten Anstrengungen im Großen und Ganzen ihren Zweck nicht erreicht haben, dafür liegen Thatsachen aus neuester Zeit vor. Mußte doch im Mai 1876 das „Neue Berliner Tagblatt" berichten, daß die am städtischen Krankenhause zu Berlin angestellten

*) Eine Behauptung ohne Beweis.

Wärter, sobald sie sich unbeachtet glauben, einen solchen Lärm beginnen, als ob man in einem Tingel-Tangel wäre, so daß den Kranken schwarz vor den Augen werden muß. Selbst durch den Hilferuf der ihrer Pflege Anbefohlenen lassen sie sich nicht von ihrem Treiben abbringen. Im Augusta-Hospital zu Berlin hat man, wie die „Allg. Evang.-Luth. Kirchenztg." 1875, No. 22, berichtet, mit den zur Pflege berufenen weltlichen Damen bittere Erfahrungen gemacht; dieselben gingen fast alle davon, so daß man in der Noth zu der „religiösen Pflege" durch Diakonissen greifen mußte. In der Sitzung des Magistrats zu Nürnberg vom 2. Juli 1875 wurde mitgetheilt, daß „die bisherigen Zustände im städtischen Krankenhause wahrhaft grauenhaft und nicht länger mehr haltbar seien. Im letzten Jahre seien bei 18 Wärterinnen 17 Aufkündigungen erfolgt, zur Zeit hätten auch die meisten wieder gekündigt. Unbotmäßigkeit, Unsittlichkeit und Unordentlichkeit sei an der Tagesordnung; beispiellos sei, was nur am Inventar verloren gegangen sei."

Gerade in Berlin, wo der antichristliche Geist so hervorragende und einflußreiche Vertreter hat, scheinen die Bemühungen der Humanisten zur Heranbildung eines nur einigermaßen brauchbaren Pflegepersonals ohne allen und jeden Erfolg geblieben zu sein. Im vorigen Jahre wurde bei einer Gerichtsverhandlung festgestellt, daß das weltliche Wartepersonal der Charité mit den Kranken wenig zärtlich umging. In dem städtischen Musterhospital am Friedrichshain in Berlin zwangen die Verhältnisse 1885 den Magistrat, die Oberwärterstellen mit protestantischen Krankenschwestern zu besetzen. Im Juni v. J. schrieb die „Berliner Zeitung" über die Wärter an dem genannten Krankenhause:

„Die Anstaltsärzte sind viel zu sehr beschäftigt, und die Oberwärter haben zum Theil nicht das Zeug dazu, um den Wärtern gehörig auf die Finger zu sehen, und so konnten dieselben bisher *nach Belieben schalten und walten*. Ueber kein anderes öffentliches Krankenhaus kursiren im Publicum so viele Klagen, als über das städtische am Friedrichshain. Auf solche Klagen ist in der Regel nicht viel zu geben, denn Kranke sehen vieles mit getrübtem Blicke an. Indessen sind wir der häufigen Wiederkehr dieser Klagen halber der Sache einmal näher getreten, und da haben wir denn gefunden, daß diejenigen Klagen, die begründet erscheinen, auf mangelnde Pflichterfüllung seitens der Wärter zurückzuführen sind. So können wir durch Zeugen belegen, daß einzelne Wärter, wenn sie des Nachts die Körpertemperatur von Fieberkranken messen sollten, *statt des Thermometers einfach den Finger* unter den Arm des Kranken steckten und dann eine *beliebige Zahl der Hitzegrade* in das Journal eintrugen. Es kommt ferner vor, daß *Todte* über Gebühr lange

in den Sälen liegen blieben, daß vom Arzte verschriebene Einreibungen, Pinselungen ꝛc. erst auf wiederholtes Drängen der Kranken von den Wärtern gemacht werden, daß leichte Kranke in die noch warmen Betten von Schwerkranken gelegt werden, ohne daß die Wäsche gewechselt worden ist. Besonders viele Klagen aber werden nicht ohne Begründung laut über die Verabreichung der vom Arzte verordneten „Form", d. h. der Speisen und Getränke. Die Kost ist in der Anstalt eine sehr gute, und viele Leichtkranke haben ihrer Lebtage nicht so gut gelebt, als in diesem Krankenhause; doch mangelt hier die in andern Anstalten getroffene Einrichtung, daß am Bett jedes Kranken eine Tafel hängt, auf welcher die Nummer der zuständigen „Form" und was dazu gehört, verzeichnet steht. Die Kranken wissen daher nicht, was ihnen zusteht, und verlangen deshalb auch nicht nach den Eiern, dem Wein oder Bier, das der Arzt verordnet hat, das aber im Gewahrsam des Wärters bleibt. Alle diese Uebelstände, die kaum zur Kenntniß der Direction kommen, fallen dort fort, wo die berufsmäßigen und pflichttreuen Krankenschwestern in Function treten. Es ist daher nur wünschenswerth, daß der Magistrat mit der Vermehrung der Krankenschwestern recht bald vorgeht."

Auch in anderen Städten wird die Nothwendigkeit von ausgebildeten Krankenpflegern constatirt; ebenso auch festgestellt, daß eine weltliche Pflege nicht ausreiche.

Als im September 1882 die preußische Kronprinzessin während ihrer Anwesenheit in Breslau mehrere Krankenhäuser besuchte, erinnerte die „Breslauer Ztg." an die Thatsache, daß in Breslau ein schwer empfundener Mangel an Krankenpflegerinnen vorhanden ist. Die katholischen Grauen Schwestern und die Diakonissinnen erfreuen sich der lebhaftesten Sympathieen in allen Schichten der Bevölkerung; aber die zehnfache Zahl würde kaum dem Bedürfniß entsprechen, um den Familien und besonders den armen Kranken die nöthige Pflege im Hause zu gewähren. Dann fährt das fortschrittliche Blatt fort: „Auch für unser Allerheiligen-Hospital wäre ein anderes Material für den Dienst der Wärterinnen sehr erwünscht. . . . Wenn trotz der mustergiltigen Organisation, dem vortrefflichen ärztlichen Personal bei den Dienstboten ein oft unüberwindliches Vorurtheil gegen das Hospital vorhanden ist, so suchen wir den Grund dieser Antipathie vor allem in dem Wärter-Personal. Zu den bezahlten Lohnpflegern, und wenn sie noch so sorgsam ihre Pflicht erfüllen, haben die Kranken nicht das Vertrauen wie zu dem barmherzigen Bruder, zur frommen Schwester. In dieser sehen sie die Samariterin, die blos aus Menschenliebe und aus Gottgefälligkeit ihren Dienst verrichtet, und darum ist ihre Hilfe ihnen doppelt wohlthuend."

Im März 1884 machte der liberale „Oberschles. Anzeiger" nachstehenden bemerkenswerthen Vorschlag:

„Viele Kranke werden, trotz allergrößter Mühe von Seiten des Arztes, deshalb nicht mehr gesund, weil es ihnen an der richtigen Pflege — an pünktlicher Verabreichung der Medicamente, an Lüftung der Zimmer, an Reinlichkeit resp. an öfterem Wechsel der Wäsche 2c. fehlt. Die meisten Menschen der ärmeren Klassen haben einerseits hierin zu oberflächliche Begriffe, andererseits aber auch nicht die nöthigen Mittel, für geeignete Wärter sorgen zu können: ihre Kranken fallen sonach dem Schicksale anheim. Die wohlhabende Klasse übernimmt die Pflege ihrer Leidenden oft wohl selbst, oder überläßt solche barmherzigen Schwestern. Aber doch ist es nicht selten, daß bei langwierigen Krankheiten zunächst die Angehörigen durch die Nachtwachen erschöpft, kraftlos und selbst krank werden, und daß barmherzige Schwestern schließlich gar nicht zu erreichen sind. Diese beiden letzten Fälle traten bei den jetzt so häufigen Erkrankungen auch hier schon ein und versetzten manche Familien in Rathlosigkeit. Wäre es da nicht eine Wohlthat, wenn die Städte sich mit ihren umliegenden Dörfern zu dem edeln Zwecke vereinigen und durch feste communale Beiträge je ein Asyl für barmherzige Schwestern, resp. die Niederlassung derselben in den Städten ermöglichen möchten, um bei schweren Erkrankungen dieser aufopfernden, gewissenhaften Pflegerinnen jeder Zeit sicher zu sein."

Nicht blos in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern sind die Klagen über das weltliche Krankenwärterpersonal allgemein.

Ueber Frankreich wurde bereits Einiges mitgetheilt. Da in diesem Lande seit mehreren Jahren die Vertreibung der barmherzigen Schwestern aus den Spitälern systematisch betrieben wird, so ist es von Wichtigkeit, die Urtheile über diejenigen Personen zu vernehmen, welche an Stelle der vertriebenen Schwestern getreten sind. Da jene modernen Pfleger nur im Namen der Humanität und des Fortschrittes ihren Dienst ausüben und keine Zeit für religiöse Uebungen verlieren, so werden sie wohl wahre Musterpfleger sein. Lassen wir die berufenen Autoritäten und die Thatsachen sprechen.

Im Winter 1881 haben zwei der geachtetsten Aerzte an den Pariser Spitälern, die Herrn Desprès und Potain, auf Ersuchen der Verwaltung ein Gutachten über die Ersetzung der barmherzigen Schwestern durch Laienschwestern abgegeben. Beide erklären sich mit aller Entschiedenheit gegen einen solchen Ersatz, welchen sie für einen der größten Schäden der Krankenpflege halten würden. Der aufopferungswilligen, selbstlosen und unermüdlichen Pflege der barmherzigen Schwestern wird das höchste Lob gespendet. Die Schwestern gehörten gewissermaßen zu dem medicinischen Collegium. Nicht allein kämen sie allen Anforderungen der Aerzte mit der pünktlichsten Gewissenhaftigkeit nach, sondern sie hätten sich auch eine große Kenntniß der Medicin und der Behandlung der Kranken erworben. Dabei gingen sie mit einer Liebe zu Werke, welche sie in den Augen der Kranken als Engel erscheinen ließe. Diese hätten für sie nur den Ausdruck „ma soeur". Den Grund für diese selbstlose Hingebung finden die Aerzte in dem höhern Berufe der Schwestern

Nie und nimmer würden Laienschwestern Aehnliches leisten können. Denn weibliche Personen aus den bessern Ständen würden sich zu dem beschwerlichen Dienste nicht hergeben, und die andern wären nur bezahlte Diener. „Ich bin," so schließt Potain sein Schreiben, „meinerseits überzeugt, daß die Entfernung der barmherzigen Schwestern ein großer Fehler sein würde, und würde ich eine solche Maßregel sehr bedauern." M. Deprès führt folgende Gründe gegen die Krankenwärter und Krankenwärterinnen aus dem Laienstande an: 1) sie seien meist verheirathet, sorgten deshalb erst für sich und ihre Kinder und dann für die Kranken; 2) sie nehmen den Todtkranken und Gestorbenen ihre Werthsachen heimlich weg, namentlich Ringe u. dergl., was eine barmherzige Schwester schon deshalb nicht thue, weil sie einen solchen Schmuck nicht tragen könne; 3) die Laienwärter brächten das beste Essen stets ihren Kindern nach Hause und verkürzten um dasselbe die Kranken; 4) die barmherzigen Schwestern seien nie schmutzig erschienen und hätten in den 26 Jahren, während welcher er das Spital leite, nie nach Wein gerochen; 5) bei ansteckenden Krankheiten blieben die Wärterinnen aus, weil sie fürchteten, ihre eigenen Kinder anzustecken, was wieder bei den barmherzigen Schwestern nie der Fall war. Von Letzteren seien manche an solchen Krankheiten selbst gestorben, aber eine solche werde sofort und ohne Geräusch durch eine andere ersetzt, und ohne daß man den Opfermuth derselben auch nur annähernd zu würdigen verstehe; 6) die barmherzigen Schwestern kosteten 200 Francs per Jahr ohne die Kost; auch wohnten sie in einem einzigen Sale beisammen. Die Laienwärter und Laienwärterinnen kosteten 600 Francs ohne Kost, und es brauche jede Familie eine eigene Wohnung, was in Paris im Ganzen 300 neue Wohnungen erfordere.

Diese Gutachten wurden natürlich nicht beachtet, die Schwestern vertrieben und weltliches Personal angestellt.

Im März 1883 veröffentlichte die Pariser „Hospitalzeitung" einen sehr interessanten Brief des genannten Arztes, Dr. Armand Desprès, der sich zwar als Freidenker erklärt, doch in der Hospitalangelegenheit der Wahrheit Gerechtigkeit widerfahren läßt. In einem vorhergehenden Briefe hatte er schon die Laienwärter stark mitgenommen und gesagt: „Sie thun das, was sie können: sie leisten so wenig als möglich und machen den größtmöglichsten Profit." In dem neuen Briefe sagt er: 1) Die Krankendiener und Dienerinnen (natürlich aus dem Laienstande) *verkaufen* den ihnen in großen Quantitäten zugemessenen *Wein an die Kranken*. 2) Die Krankendiener, deren Gehalt man noch erhöht hat, sind bei ihren Ausgängen aus den Hospitälern in der Regel *betrunken*. Einer dieser Menschen schlug im verflossenen Jahre in einem meiner Krankensäle der Charité mit einem Stocke auf einen Kranken. 3) Die Wächter und Krankendiener, welche an Stelle der Ordensschwestern angestellt wurden, haben schon binnen 18 Monaten *vier Kranke durch ihre Verschuldung getödtet*. Eine Kranke erstickten sie im Bade, drei andere wurden durch Klystiere vergiftet: eine im Hospitale Tenon wie im Spitale Laennec und die dritte in dem von Cochin. Das Uebel, das in den Spitälern angerichtet wird, ist viel größer, als ich bisher berichtet. Die Ordnung, die gute Haltung und die Moralität sind aus den verweltlichten Spitälern verbannt. Die Unordnung der Leinwand war im Spitale von St. Antoine und

dem von Tenon eine derartige, daß man Inspectoren und Arbeitsfrauen dorthin entsenden mußte, um derselben Einhalt zu thun. Fastnacht-Dienstag wechselten im Hospitale St. Antoine, aus welchem man die Ordensfrauen vertrieben hatte, Männer und Frauen des Wärterpersonals die Kleidungsstücke und erschienen so vor den Kranken. Alle diese Thatsachen sind in den Hospitälern öffentlich bekannt. Das sind die Früchte der Verweltlichung der Hospitäler; mehr will ich für diesmal nicht sagen."

Dieser Brief eines Freidenkers wurde von einem seiner Kollegen folgendermaßen commentirt:

Wenn es einem alten Praktiker, der fünf Jahre in den Spitälern zugebracht, erlaubt wäre, der Prosa eines Ministers noch etwas hinzuzufügen, so würde ich Folgendes sagen: „Der Doktor Desprès ist für die Administration zu zart und zu diskret. Er sagt nicht alles, was er weiß oder wissen muß. Er sagt z. B. nicht, daß am 14. Juli verflossenen Jahres die Krankenwärter und Wärterinnen des Hospitals Tenon einen Ball organisirten und fröhlich inmitten der duldenden Kranken getanzt haben. Er sagt nicht, daß in allen verweltlichten Hospitälern alle Objekte, welche für die Kranken dienen sollen, wie Leinwand, Medikamente, Nahrungsmittel auf die gemeinste Weise verschleudert werden. Er sagt nicht, daß nach Austreibung der Krankenschwestern der kleine Vermögensbestand der Todten, welchen sie unter ihrem Kopfkissen zurücklassen, geraubt wird, daß man den Todten ihre Ringe, Medaillen ꝛc. nimmt und sie in weiß Gott für Taschen wandern läßt. Er sagt nicht, daß zur Zeit der Ordensschwestern diese die Medikamente selbst reichten und die giftigen Substanzen wohl unter Schlüssel hielten, während die Laien, durch Vergnügungen und Romanlektüre abgehalten, den dienenden Mägden den Schlüssel zum Giftschranke geben und diese armen dummen Geschöpfe nun die Kranken mit infernalen Mixturen verbrennen, wie dieses im Hospital zu Tenon geschah. Diese Scene ist bekannt in der medicinischen Welt. Die Aufseherin befand sich in ihrem Zimmer. Die diensthuende Wärterin kommt mit einem Recept: „Madame hier ist ein Recept." „Machen Sie es, hier ist der Schlüssel." „Aber, Madame, es muß acide phéniqne beigefügt werden." „Thun Sie das." „Aber, Madame, es stehen 45 auf dem Papier. Sind das 45 Gramm oder 45 Centigramm?" „Nehmen Sie so viel Sie wollen." Da 45 Gramm leichter abzuwägen sind, so nimmt die Dienerin auf gut Glück hin 45 Gramm der Säure, bringt das Gemisch der Kranken bei, worauf letztere nach den fürchterlichsten Schmerzen nach 10 Minuten ihren Geist aufgab. Ein 20jähriges Leben war vernichtet." *)

Das Uebermaß von Unzuverlässigkeit zwang denn auch bereits die geschworenen Feinde der Orden, diese hie und da wieder in die Spitäler zurückzuführen. Als im Herbste 1882 in Auxerre der Typhus wüthete, verließen die dem Laienstande angehörenden Wärterinnen aus Furcht vor Ansteckung ihre Posten und die Verwaltung sah sich

*) Vgl. „Frankf. Volksztg." v. 14. März 1883.

gezwungen, die erst kürzlich ausgewiesenen barmherzigen Schwestern wieder zurückzurufen.*) Ebenso geschah es in Marseille im Juli 1884. Da die weltlichen Krankenwärter im Pharospital sich allzu stark mit Alkohol gegen die Seuche (Cholera) zu schützen suchten, so daß sie zum Dienste nicht mehr brauchbar waren, wendete sich die Gemeindebehörde an die barmherzigen Schwestern, welche ohnehin fast in jedem vornehmen Hause zu finden sind, und bat sie, ihre Dienste den Kranken zu widmen.

Auch in anderen Ländern Europas lassen die weltlichen, für Lohn gedungenen Pfleger und Pflegerinnen viel zu wünschen übrig. Die protestantische Engländerin Jameson, welche eine bewunderungswürdige Hingabe für das Wohl ihrer leidenden Mitmenschen an den Tag legte, schreibt über das Wartepersonal in den englischen Spitälern: „Die Zeugnisse, welche wir gesammelt haben, sind wirklich beneidenswerth. Trunksucht, Unsittlichkeit, Heftigkeit des Charakters und brutale Sprache, die erniedrigendsten Laster sind allgemein unter den Weibern, die in unseren Spitälern und Arbeitshäusern angestellt sind.“**) Die genannte Dame machte Reisen durch viele Länder Europas und fand überall dieselben Mißstände.

In Turin trat ihr der Unterschied zwischen den von Ordensschwestern und den von bezahlten Wärtern bedienten Spitälern recht klar vor Augen. Sie berichtet über eine sonst vorzügliche Anstalt: „Da war alles kalt, schweigsam, eintönig. Zwei oder drei Dienerinnen waren damit beschäftigt, zu reinigen und aufzuräumen, im Sale der Reconvalescenten war die Mehrzahl der Wärterinnen mit Kartenspielen beschäftigt. Da waren nicht diese munteren und wohlwollenden Gestalten, man hörte nicht diese sanften Stimmen, man sah nicht dieses beständige Umhergehen thätiger und eifriger Frauen. Ich verließ auch diesen Ort mit dem Gefühle einer tiefen Schwermuth, welche die Personen theilten, die mich begleiteten. Eine derselben, ein ausgezeichneter Arzt, gestand mir offen, daß da ein wesentliches Element, die Gegenwart und der Einfluß der Ordensschwestern fehle.“

„Einer der Directoren des großen Militärspitals zu Turin erklärte mir, er betrachte es als eine der verdienstvollsten Handlungen seines Lebens, daß er die Einführung der barmherzigen Schwestern

*) Mainzer Journal Nr. 241 v. 16. Oct. 1882.

**) Jameson, Sisters of charity catholic and protestant; abroad and at home. London 1845. p 84.

in diese Anstalt empfohlen und unterstützt habe. Bevor diese zugelassen waren, wurden die kranken Soldaten von Wärtern gepflegt, die man aus der Kaserne geschickt und meistens aus jenen ausgewählt hatte, die zu jedem anderen Dienste für untauglich gehalten wurden. Die strammste Disciplin war nothwendig, um nur einen Schein von Ordnung unter ihnen aufrecht zu erhalten. Die Unreinlichkeit, die Nachlässigkeit, die Unsittlichkeit hatte einen entsetzlichen Grad erreicht. Dennoch widerstand die Militär- und Medicinalbehörde jeder Aenderung, bis die Cholera ihren Einzug in diese Anstalt hielt. Bei dem Anblick dieser Geißel verweigerten die Wärter, von Entsetzen ergriffen, den Dienst. In diesem Augenblick der Verwirrung und des allgemeinen Schreckens entschloß man sich endlich, die barmherzigen Schwestern herbei zu rufen. Von da an änderte alles sein Aussehen: die Reinlichkeit, eine eifrige Pflege, die Bequemlichkeit ließen allsogleich die alte Unordnung vergessen. Es vergeht kein Tag, setzte dieser Mann hinzu, an dem ich nicht Gott wegen dieser Aenderung preise, deren geringes Werkzeug zu sein ich das Glück hatte." *)

Die angeführten Zeugnisse und Thatsachen beweisen, daß das weltliche Pflegepersonal im Allgemeinen, selbst in geschlossenen Krankenanstalten, viel zu wünschen übrig läßt.

Für die so wichtige ambulante Krankenpflege ist bis jetzt ein dem Bedürfniß entsprechendes, berufsmäßig ausgebildetes Pflegepersonal nicht vorhanden; es bestehen wohl einige Vereine, welche in größeren Städten die Krankenpflege übernehmen. Die Pflegerinnen erhalten eine bestimmte Summe als Lohn nebst freier Wohnung und Kost; sie haben eine besondere Kleidung und werden vielfach auch „Schwestern" genannt. Wer die Dienste dieser Pflegerinnen in Anspruch nimmt, muß an die Vereinskasse eine ziemlich hohe Vergütung bezahlen. Diese Pflegerinnen werden von hoher und einflußreicher Seite empfohlen, aber auch fast nur von wohlhabenden Leuten in Anspruch genommen.

Die Zahl dieser berufsmäßig ausgebildeten Pflegerinnen ist aber so gering, daß dieselben unmöglich dem so allgemein empfundenen Nothstand abhelfen können, auch dann nicht, wenn die Bestrebungen, das Institut nach allen Seiten hin auszugestalten, noch so lebhaft betrieben werden. Abgesehen von andern Gründen wird das brauchbare Pflegepersonal in ausreichender Zahl nicht zu beschaffen sein.

*) Jameson, The communion of labour, a second lecture of the social employment of women. London 1866.

Muß man ja jetzt in öffentlichen Blättern durch Annoncen zum Eintritt in die Pflegegenossenschaft einladen.

Es ist wohl möglich im Namen der reinen Humanität künstlich eine augenblickliche Begeisterung für die Krankenpflege hervorzurufen und eine mehr oder weniger große Anzahl von Aspiranten für den Wartedienst anzuziehen. Bei den schweren, oft überaus peinlichen Verrichtungen, welche der Krankendienst erfordert, werden aber die meisten erkennen, daß augenblickliche, von vager Humanität eingegebene Begeisterung nicht hinreicht, um sein ganzes Ich in den Dienst der leidenden und oft undankbaren Menschheit zu stellen.

Es steht fest, daß auf berufsmäßig ausgebildete weltliche Krankenpfleger in ausreichender Zahl nicht zu rechnen ist.

III. Die religiösen Genossenschaften liefern vortreffliche Krankenpfleger.

Je höher und edler die Beweggründe sind, welche Jemanden bestimmen, sich der Pflege der Kranken zu widmen, desto vortrefflicher müssen, in der Regel wenigstens, die den Leidenden geleisteten Dienste sein. Kann es aber einen edleren Beweggrund geben, als den, die Kranken um Christi willen zu pflegen! Der Heiland sagt ausdrücklich: Was ihr dem geringsten meiner Brüder thut, das habt ihr mir gethan. Nach diesem göttlichen Worte muß jede ihren Beruf ganz und voll erfassende barmherzige Schwester die Kranken und Armen mit derselben Liebe und Hingabe pflegen, als ob es der Heiland selbst wäre. Kein anderer Beweggrund, weder Sucht nach Geld und Ruhm, noch Hoffnung auf sorgenfreies Alter, kann die Krankenwärter für ihren erhabenen, aber überaus schweren Beruf so sehr begeistern, keiner dieselben bei den unausbleiblichen Unannehmlichkeiten mehr zur Ausdauer stärken, als die erhabene Auffassung, welche eine tief innerliche religiöse Ueberzeugung zu geben vermag. Deshalb müssen auch die darauf gegründeten Genossenschaften ein Pflegerpersonal bilden, welchem ein anderes kaum an die Seite gestellt werden kann. Gewiß bleiben auch die einzelnen Glieder einer religiösen Genossenschaft Menschen und sind den menschlichen Schwachheiten unterworfen; gewiß wird dem Einzelnen das hohe Ideal hier und da aus den Augen schwinden, aber immer und immer wieder muß er zu Gebet und Betrachtung zurückkehren, hier frischen Muth schöpfen, zu neuer Begeisterung sich entflammen. Der Blick auf die

Genossen, deren vollständige Hingabe an den Dienst der leidenden Mitmenschen ist eine mächtige Stütze für die Schwachen, ein starker Antrieb zur Beharrlichkeit in schwerer Pflichterfüllung. Jede Genossenschaft bildet gleichsam eine große Familie; sie hat ihre Geschichte, ihre Ueberlieferungen, ihre Helden, welche bei außerordentlichen Anlässen, bei Epidemien, bei ansteckenden Krankheiten muthig ihr Leben geopfert haben. Muß nicht die Erinnerung an deren leuchtendes Vorbild fort und fort belebend, begeisternd auf die Mitglieder der ganzen Genossenschaft wirken?

Die Aerzte stellen an das Wartepersonal hohe Anforderungen. Die Personen, welche sich diesem erhabenen Dienste widmen, sollen vor allem nicht roh und gefühllos sein; denn wo kein Mitleid, keine Theilnahme ist, da fehlt auch die liebevolle Sorgfalt und Aufmerksamkeit, ohne welche eine wahre Krankenpflege nicht denkbar ist. Nun bietet aber eine religiöse Genossenschaft eine möglichst große Garantie, daß nur wirklich geeignete Personen Verwendung finden. Wer nicht durch ein sittsames, bescheidenes, untadelhaftes Betragen sich ausgezeichnet hat, klopft vergebens an die Pforten eines Klosters. Wer so glücklich ist, Aufnahme zu finden, muß sich einer langandauernden Prüfung nach allen Seiten hin unterwerfen; nur körperlich und geistig gesunde, in der Tugend erprobte, für ihren schweren Beruf begeisterte Candidaten bestehen dieselbe. Man frage nur die Oberen der verschiedenen Genossenschaften, wie viele von den Angemeldeten entlassen werden müssen und wie viele die Probejahre bestehen!

Und woher kommen die Candidaten? Sind es vielleicht nur die Söhne und Töchter aus den geringsten Familien, welche um Aufnahme bitten? Kommen sie nur vom Lande oder nur aus der Stadt? Man forsche nach und man wird finden, daß Personen aus allen, aus hohen und höchsten Ständen das Ordenskleid nehmen, um unerkannt sich dem Dienste der Kranken und Armen widmen zu können. Nun leben sie zusammen ohne jeden Unterschied; sie schlafen in demselben Sale; sie genießen dieselbe Nahrung; alle stellen ihr Alles in den Dienst der leidenden Menschheit aus reinster Liebe zu Gott, selbst den Familiennamen legen sie ab und erscheinen nur mehr als Schwester N. N. Durch den steten Verkehr mit einander müssen die Einzelnen alles ablegen, was irgendwie einer musterhaften Krankenpflege hinderlich ist. Die Vornehme verliert ihre Empfindlichkeit, die kräftige Tochter des Bauern schleift ihre Unbeholfenheit im Umgang bald ab. Wer Kranke pflegen will, muß

geduldig sein. Wo sollte die Geduld besser erlernt und geübt werden als in einer geistlichen Genossenschaft? Von welcher Bedeutung sind bei der Krankenpflege Reinlichkeit, Ordnungsliebe, Pünktlichkeit! In der Genossenschaft ist alles geordnet bei Tag und Nacht: Arbeit und Erholung, Gebet und Dienst, Schlafen und Wachen, Essen und Trinken. In allem, selbst im Kleinsten, herrscht die größte Pünktlichkeit, weil sonst eine aus zahlreichen Personen bestehende und verschiedenen Zwecken in und außer dem Hause dienende Genossenschaft gar nicht bestehen könnte. Wer in einem solchen Hause sich umgesehen hat, weiß, welche peinliche Reinlichkeit überall herrscht. Wer Kranke pflegen will, muß ferner schweigen können und darf kein Freund der Schwatzhaftigkeit, aber auch nicht eines finstern, verschlossenen Verhaltens sein; es ist die rechte Mitte zwischen abstoßender, kalter Schweigsamkeit und jener Geschwätzigkeit einzuhalten, welche den Kranken peinigt und der erwünschten Ruhe beraubt. Wo aber könnte besser gelernt und geübt werden, zu rechter Zeit zu schweigen und zu reden, als gerade in einer Genossenschaft, wo Reden und Schweigen genau geregelt ist und geregelt sein muß? Hier findet man auch jene Art einer bescheidenen, gedämpften Rede, des vorsichtigen geräuschlosen Auftretens, welche auf die Gesunden und mehr noch auf die Kranken so wohlthuend wirkt.

Es gibt wohl keine Beschäftigung, welche so viel Selbstverleugnung und Demuth verlangt, als die Krankenpflege. Die Größe der Schmerzen, die ungezügelten Leidenschaften, Rohheit und Unverstand der Kranken stellen die Geduld oft auf die schwerste Probe und nur, wer in dieser Tugend erprobt ist, wird ausharren. Auch daran sei erinnert, daß einzelne Krankheiten der Art Ekel und Abscheu erregen, daß die ganze menschliche Natur der Pflegenden sich aufbäumt; nur die höchsten und erhabensten Beweggründe können in solchen Fällen den Sieg erringen.

Gute Krankenpflege ist eine Kunst und will, wie jede Kunst, gelernt werden, mehr durch Beispiel und That, als durch Worte. Deshalb werden die Novizen möglichst jung in den Krankendienst eingeführt; Leidende jeden Alters und Geschlechtes müssen sie unter Anleitung erprobter Meister und Meisterinnen pflegen. Die reiche, langjährige Erfahrung nicht blos der lebenden, sondern auch der verstorbenen Mitglieder, ist Gemeingut der Genossenschaft und wird von dieser stets bereichert.

Die Mehrzahl der Menschen ist religiös gesinnt oder wird es wieder auf dem Krankenlager; in der Religion findet der Kranke Trost im Leiden und schöpft Hoffnung für die Zukunft. Ist es nicht ganz natürlich, daß der Kranke eine auf religiösem Fundamente ruhende Pflege vorzieht, welcher er mit vollem Vertrauen sich und die Seinigen überlassen kann? So weit geht dieses Vertrauen, daß die Kranken religiösen Pflegerinnen ihre Herzen offenbaren, in deren Seelen alles ausschütten, was sie drückt und ihren Geist belastet. Sie wissen wohl, daß ihre Geheimnisse nicht verrathen, daß der Kummer ihres Herzens nicht der Gegenstand gemeiner Schwätzereien wird. Wer unsere gewöhnlichen Leute kennt, weiß, wie oft geringe Dinge, ich möchte fast sagen Lappalien, sie drücken, die sie weder dem Arzte noch dem Geistlichen mittheilen, die sie aber vertrauensvoll einer barmherzigen Schwester offenbaren und sich dann wohl und erleichtert fühlen. Sollte diese Ruhe für den Verlauf der Krankheit nicht vortheilhaft sein? Die Aerzte dringen ja so sehr auf Ruhe bei ihren Kranken. Keine Ruhe aber ist zuträglicher als die innere Ruhe der Seele. Ein bekannter Arzt in Nassau pflegte zu sagen: „Alle unsere Arzneien sind wirkungslos, wenn die Seele nicht ruhig ist.“ *) Zu dieser Beruhigung trägt auch der Empfang der religiösen Gnadenmittel bei, auf welche geistliche Pfleger in geschickter und zarter Weise den Kranken vorzubereiten verstehen. Dr. C. Capellmann in Aachen betont die Wichtigkeit der inneren Beruhigung besonders bei Operationen: „Die Beruhigung, welche der Empfang der hl. Saeramente erfahrungsgemäß jedesmal dem Kranken gibt, wird ihn mit größerem Vertrauen, mit größerer moralischer Kraft der Operation entgegen sehen lassen und dadurch die Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg und Verlauf bedeutend erhöhen. Moralisch kräftige Kranke überstehen anerkanntermaßen besonders Verwundungen und Operationen mit ihren Folgen leichter und glücklicher als solche, die deprimirt sind.“

Man wird uns erwidern: Theoretisch ganz recht und gut; aber in den rein praktischen Fragen, zu welchen die Krankenpflege unzweifelhaft gehört, kommt es vor allem auf die Erfahrung und das Urtheil der Sachverständigen an. Wir könnten nun auf die bereits angeführten Zeugnisse von Aerzten verweisen; allein die Wichtigkeit der Sache erheischt, daß wir aus der Menge der vorliegenden Belege noch einige anführen.

*) Vgl. Kath. Bewegung 1879. S. 445.

In dem 1882 erstatteten offiziellen Berichte des Geheimen Reg.-Rathes Dr. Schwartz über „das Medicinalwesen des Regierungsbezirkes Trier" findet sich nachstehende Stelle:

„Wer die katholischen Ordensschwestern in ihrem stillen, anspruchslosen und doch freudigen Wirken am Krankenbette beobachtet, wer gesehen hat, wie sie rastlos und unermüdlich ihre Pflichten erfüllen, wie sie sich aufopfernd ihrem Berufe hingeben, wie sie entbehren, um ihren anvertrauten armen Kranken noch Unterstützungen gewähren zu können, wie sie Tag und Nacht, im Sommer und Winter, bei dem schlechtesten Wetter und ohne Verzug dem Rufe zum Krankenbette folgen und meilenweit zu Fuße gehen, um ihre Hilfe Armen und Reichen und von jedem Religionsbekenntnisse zu bringen, wie sie jede Handleistung im Krankendienste mit Geschick und ohne Scheu und Zögern vollbringen, der muß gleich dem Referenten, der nicht der kathalischen Religion angehört, aber das Wirken der Ordensschwestern mannigfach zu beobachten Gelegenheit hatte, von hoher Achtung für diese Frauen eingenommen werden, ihren rastlosen Eifer bewundern und ihre ausgezeichneten selbstlosen Dienstleistungen anerkennen. Mit diesem Urtheile stimmen alle die Aerzte, wenigstens im diesseitigen Bezirke, überein, welche mit ihnen inner- und außerhalb der Krankenhäuser zu thun haben. Alle loben ihren Eifer, ihre Anstelligkeit und ihre Handfertigkeit. Bedauernswerther Weise bestätigt die Erfahrung, daß ein schnelles Hinsiechen und ein früher Tod diese Ordensschwestern trifft, und daß die vielen Anstrengungen und Entbehrungen, welchen sie bei der Ausübung ihres Berufes ausgesetzt sind, ihr Leben außerordentlich bedraht. Der größere Theil von ihnen stirbt an der Lungenschwindsucht recht früh."

Von dem Krankenpflegedienst der evangelischen Diakonissinnen sagt Herr Medicinalrath Dr. Schwartz Folgendes:

„Neben den kathalischen Ordensschwestern versehen mit gleicher Treue die 13 im Regierungsbezirke vorhandenen evangelischen Diakonissinnen den Krankendienst dort, wo sie zu diesem Zwecke berufen sind. Ausschließlich mit der Krankenpflege beschäftigen sich jedoch nur die wenigen, welche in den speciell evangelischen Krankenhäusern angestellt sind, während die übrigen mehr bei der Armenpflege, den Waisenhäusern ꝛc. mitwirken und nur seltener zum Krankendienste außerhalb herangezogen werden können. Auch die in Trier vorhandenen evangelischen Diakonissinnen sind mehr zur Armen- und Waisenpflege, sowie zur Beaufsichtigung und zum Unterrichte von Kindern als zum Krankendienste bestimmt. Als Hilfsorgane der Frauenvereine zeichnen sie sich durch ihre umsichtige Thätigkeit besanders aus. Ihre Ausbildung haben sie sämmtlich in der Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth erhalten.

Während der Versuch, weltliche Krankenpfleger im Bezirke auszubilden, überhaupt nicht gelang, waren in den Städten 152 und auf dem Lande 56, im Ganzen also 208 Ordensschwestern thätig."

Ein protestantischer Regierungs- und Medicinalrath aus Münster sagt in einem an das preußische Cultusministerium erstatteten Generalbericht über das Medicinalwesen im Regierungsbezirk Münster

i. J. 1880 über die barmherzigen Schwestern: „Es sind diese Frauen die besten Krankenpflegerinnen, welche gedacht werden können. Der Beruf, welchen sie gewählt haben, ist ihnen eine Herzens- und Religionssache und sie üben ihn auch immer und überall in diesem Sinne."

Bekannt ist das Vorgehen der radicalen Stadtverwaltung von Paris, welche die barmherzigen Schwestern aus den Spitälern entfernte. Vom rein medicinischen Standpunkte erhoben die Hospitalärzte gegen diese Maßregel Einsprache. Die Erklärung gegen die Vertreibung der Schwestern und deren Ersetzung durch Laien lautet:

„Herr Director! Wir, die unterzeichneten Aerzte und Chirurgen an den Hospitälern, haben mit Bedauern den Entschluß des Vorstandes der öffentlichen Krankenpflege vernommen, in den Hospitälern die Pflege der barmherzigen Schwestern durch die von Laien zu ersetzen. Indem wir die Frage einzig von dem Gesichtspunkte der Pflege und des Interesses der Kranken betrachten, haben wir die Ueberzeugung, daß das gegenwärtige System weitaus den Vorzug verdient vor dem, welches eingeführt werden soll. Unsere Erfahrungen, welche wir in den Spitälern gemacht haben, erlauben uns zu versichern, daß die Anwesenheit der Ordenspersonen in den Krankensälen und die Ausübung ihrer Pflege niemals zu irgend einer ernsthaften Unzuträglichkeit geführt hat. Wir haben in ihnen stets eifrige und disciplinirte Mitarbeiterinnen gefunden, Mitarbeiterinnen einer unbestreitbaren Rechtschaffenheit; sie haben in vielen Lagen den Beweis einer bewunderungswürdigen Hingebung geliefert. Ihr Charakter gibt ihnen die Autorität, welche so nothwendig ist in Erfüllung ihrer Aufgabe. Wir können Tag für Tag constatiren, daß nicht nur die Kranken sie lieben, sondern daß auch — und das ist sehr wichtig — die Familien der Kranken volles Vertrauen zu ihnen haben. Indem wir, Herr Director, bitten, diese unsere Bemerkungen den Mitgliedern des Vorstandes der öffentlichen Krankenpflege zu unterbreiten, verbleiben ꝛc."

In ganz ähnlicher Weise erhoben die Aerzte in Marseille und Lyon Einsprache gegen die Vertreibung der barmherzigen Schwestern. Da diese Vorstellungen ohne Erfolg blieben, richteten Ende November 1885 sämmtliche Aerzte der Pariser Hospitäler, unter welchen sich die berühmtesten medicinischen Autoritäten befinden, nachstehende Petition an den Minister des Innern:

„Herr Minister! Die unterzeichneten Aerzte und Chirurgen der Pariser Hospitäler haben die Ehre, von Ihnen die Bei-

behaltung der Nonnen in den Spitaldiensten zu verlangen, denen sie zugetheilt sind. Durch die Stellung dieser Bitte glauben sie sowohl im Interesse der Kranken zu handeln, die ihrer Pflege anvertraut sind, als auch im Interesse der guten Ordnung und des Bestandes der Spitäler und Asyle der Stadt Paris. Sie bitten Sie, Herr Minister, den Ausdruck Ihrer Hochachtung zu genehmigen." (Folgen die Unterschriften.)

Die Erfahrungen, welche die hervorragendsten Aerzte in Baltimore (Amerika) mit der weltlichen Krankenpflege gemacht hatten, veranlaßten dieselben, im Mai 1880 eine Petition an den dortigen katholischen Erzbischof zu richten, in welcher sie um Einführung von katholischen Ordensschwestern für den Krankendienst bitten. Der Erzbischof antwortete darauf:

„Eine Petition von so respectabler Seite und zu einem so wohlthätigen Zwecke verfehle nicht, sein tiefstes Interesse hierfür zu erwecken und ihn anzueifern, in Baltimore einen Ordensverein von Krankenpflegerinnen in's Leben zu rufen."

Es läßt sich mithin nicht in Abrede stellen, daß die Aerzte ganz entschiedene Anwälte für die religiöse Krankenpflege sind.

Von nicht geringer Bedeutung ist auch das Urtheil derjenigen, welche die Dienste der geistlichen Pfleger selbst in Anspruch genommen oder doch deren Thun und Lassen genau beobachtet haben. Diese Zeugnisse sind um so werthvoller, wenn sie von Personen ausgehen, welche die Thätigkeit der barmherzigen Brüder und Schwestern mit Mißtrauen und Voreingenommenheit verfolgten. Dies war in den Städten Norddeutschlands fast allenthalben der Fall. Und doch hat die Wirksamkeit von nur einem Jahrzehnt ihnen Sympathien in allen Schichten der Bevölkerung erworben.

Aus Berlin haben wir bereits das Zeugniß des Prof. Dr. Leyden (S. 13) angeführt. Hier sei nur noch kurz erwähnt, daß dort an den zur Unterstützung der „Grauen Schwestern" veranstalteten Wohlthätigkeitsfesten Herrn und Damen aus den feinsten Kreisen mitwirken und die höchsten Herrschaften durch ihr Erscheinen dem Wirken der Schwestern ihre Anerkennung aussprechen und Unterstützung gewähren. Höchst ehrenvoll ist auch jenes Schreiben, welches die Königin von Preußen s. Z. an den Oberpräsidenten von Witzleben in Magdeburg gerichtet:

„Ich habe mit dem lebhaftesten Bedauern vernommen, daß den Armen-Schwestern vom heiligen Franciskus die Erlaubniß zum

Collectiren in der Stadt und dem Kreise Erfurt von der dortigen Regierung unter Bedingungen ertheilt worden ist, die ihre Wirksamkeit in jeder Weise lähmen und deren Erfüllung unmöglich sein würde. Ich muß Sie um so dringender ersuchen, eine Zurücknahme oder Modification dieser Bedingungen zu verfügen, als es mir eine Ehrenpflicht zu sein scheint, dem Orden, welcher sich im letzten Kriege auf das Glänzendste bewährt hat und für den Ich Mein Fürwort erst nach langjähriger Beobachtung und Prüfung seiner segensreichen Thätigkeit im Inlande, wie im Auslande, eingelegt habe, alle Erleichterungen zu verschaffen, welche seine Wirksamkeit nur irgend fördern können.

Berlin, den 9. December 1864. Augusta."

Die zahlreichen Zeugnisse über das heroische Wirken der Krankenschwestern in den zwei letzten großen Kriegen wollen wir übergehen. Wir können jedoch nicht umhin folgenden Erlaß des preußischen Kriegsministeriums mitzutheilen:

„Die vortreffliche Hilfe, welche Krankenpflegerinnen von geistlichen Genossenschaften im Kriege bei der Pflege Kranker und Verwundeter der Armee geleistet haben, regte den Gedanken an, solche Pflegerinnen auch in die Friedens-Garnison-Lazarethe einzuführen. Mit Genehmigung Sr. Majestät des Königs haben zunächst im Garnison-Lazarethe zu Münster seit Juni v. J. drei barmherzige Schwestern an der Krankenpflege Theil genommen. Nach dem Urtheile aller betheiligten Behörden hat die Wirksamkeit dieser Pflegeschwestern den günstigsten Erwartungen entsprochen. Sie haben durch ihre Hingebung und aufopfernde Ausdauer im Dienste der Krankenpflege bei den Kranken allgemein die dankbarste Hochachtung erworben, ihr Beispiel hat auf die militärischen Krankenwärter einen sittlich veredelnden und zu größerem Eifer anspornenden Einfluß gehabt; selbst auf die äußere Ordnung und Reinlichkeit im Lazareth haben die Pflegeschwestern, theils durch eigene Thätigkeit, theils durch ihr Beispiel günstig eingewirkt. Andererseits hat die Verwendung dieser Pflegeschwestern im qu. Garnison-Lazareth Unzuträglichkeiten in keiner Weise ergeben.

Mit Rücksicht hierauf haben Se. Majestät der König jetzt zu genehmigen geruht, daß in allen größeren Garnison-Lazarethen Krankenpflegerinnen geistlicher Genossenschaften unter den für das Garnison-Lazareth zu Münster unter dem 14. März v. J. festgestellten Bedingungen verwendet werden dürfen, sofern Anerbietungen dazu von den betreffenden Genossenschaften, ohne besondere Aufforderung seitens der Militär-Verwaltungsbehörden, gemacht werden sollten.

Berlin, den 3. März 1866.

Kriegs-Ministerium. Militär-Oeconomie-Departement."

An
die Königlichen General-Commandos
1—6. und 8. Armee-Corps.

Auch das Urtheil der Presse, besonders der liberalen, ist zu berücksichtigen. Hören wir deren Stimme aus fast ganz protestantischen Städten. Vor einigen Jahren berichteten die „Dresdner Nachrichten" aus Dresden:

„Unter den Krankenpflegerinnen zeichnen sich notorisch die Grauen Schwestern durch vorzügliche Leistungen aus. Dies ist das allgemeine Urtheil sowohl von Aerzten, welche dieselben jahrelang in Spitälern und in Privathäusern beobachteten, als von den Patienten selbst und ihren Angehörigen. Sie erwarben sich einen solchen Wirkungskreis, daß das von ihnen bewohnte Haus nicht mehr genügenden Raum bietet. Vielmehr wird jetzt ein eigenes Heim für die Grauen Schwestern aufgeführt, das auch die Möglichkeit gewähren soll, einzelnen Kranken und Hilfsbedürftigen in besonderen Räumen den Segen ihrer Barmherzigkeit zu gewähren. Den Grauen Schwestern ist obrigkeitlich gestattet worden, zur Beschaffung weiterer Geldmittel eine Hauscollecte vorzunehmen. Gewiß finden diese ausgezeichneten Krankenpflegerinnen dabei offene Thüren und Beutel; denn sie verdienen es. Einstimmig geht das ehrenvolle Urtheil dahin, daß sie sich am Krankenbett lediglich ihrem schwierigen Berufe widmen, niemals nach der Confession des von ihnen Behandelten fragen und sich absolut von jeder Proselytenmacherei freihalten. Auch Protestanten werden daher gewiß die barmherzigen Grauen Schwestern gern mit Geldbeiträgen unterstützen."

Die in Lübeck erscheinende liberale „Eisenbahn-Zeitung" vom 10. Januar 1881 enthält nachstehende Mittheilung:

„Die hiesige Filiale der katholischen Grauen Schwestern hat auch im verflossenen Jahre eine große segensreiche Thätigkeit ausgeübt. Die 8 Schwestern, welche sich der Krankenpflege widmen, haben 154 Erkrankte nicht weniger als 1740 Tage und 1158 Nächte gepflegt und die Genugthuung gehabt, daß 135 dieser meist schwer Erkrankten dem Leben erhalten blieben. Von Denjenigen, welche die Hilfe der Schwestern in Anspruch nahmen, waren 110 Protestanten und 44 Katholiken; diese Zahlen zeigen, daß das unbegründete Vorurtheil, welches hier leider noch vielfach besteht, nach und nach im Schwinden begriffen ist. Dem Vernehmen nach hat die Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit auf Anregung eines kaufmännischen Senators neulich einstimmig beschlossen, die Grauen Schwestern mit 600 Mk. jährlich zu unterstützen. Diese Unterstützung ist eine wirklich „gemeinnützige", da die Schwestern bekanntlich sehr arm sind und von freiwilligen Gaben allein existiren müssen."

Als vor einigen Jahren die in Hamburg wirkenden „Grauen Schwestern" in Noth geriethen, schrieb das „Hamburger Fremdenblatt":

„Die Grauen Schwestern, bei unserem Publicum allbeliebt, unermüdlich in der Krankenpflege bei Tag und Nacht, sind nichtsdestoweniger auf die öffentliche Wohlthätigkeit angewiesen. Wir hätten das nicht geglaubt. Diese edlen Wesen, in denen alle Lichtseiten des Katholicismus, ohne seine Schatten vereinigt sind, die allen Freuden der Welt entsagen, um sich ausschließlich der leidenden Menschheit zu widmen, leiden nun selbst die größte Noth und Be-

drängniß. Wie die Leser aus einem betreffenden Inserat unseres Blattes ersehen haben werden, sind mehrere Schwestern durch die Strapazen ihres Berufes erkrankt, und da die wackeren Schwestern im Sommer fast ausschließlich mittellose Kranke verpflegten, so haben sie keine Gaben empfangen und die bitterste Noth ist bei ihnen eingekehrt. Hamburg hat bei dieser Gelegenheit nicht nur seine gewohnte Mildthätigkeit, sondern eine Pflicht des Dankes zu manifestiren. Im öffentlichen und sanitären Interesse wirkten die 15 barmherzigen Schwestern, in Erfüllung ihrer selbstlosen Pflichten sind sie erkrankt und in Noth gerathen. Wer, dem es möglich, würde da in Hamburg nicht helfen wollen. Dem Comité werden zweifelsohne reiche Gaben zufließen."

Auf diesen Aufruf hin flossen an einem Tage 5271 Mk. als Gaben zusammen.

Am 12. Juni 1877 erschien in der liberalen „Mindener Ztg." folgender Aufruf eines nichtkatholischen Bürgers der Stadt Minden:

„Unsere Stadt ist von einem großen Verluste bedroht. Dem Vernehmen nach wollen die barmherzigen Schwestern, welchen die Waisenkinder genommen werden sollen, Minden verlassen. Wir halten es für eine Pflicht der Bürgerschaft, alles aufzubieten, um die Ausführung eines solchen Beschlusses zu verhindern. Wer die edlen Schwestern in der Ausübung ihres menschenfreundlichen Berufes beobachtet; wer es erfahren hat, mit welcher Liebe, Aufopferung und Unverdrossenheit sie sich der Leidenden aller Confessionen ohne Unterschied annehmen; wer es weiß, wie manches Menschenleben durch ihre sorgsame und geschickte Pflege gerettet worden ist, das sonst verloren gewesen wäre, der muß sich selbst sagen, daß es ein schweres Unglück für Minden und seine Umgegend sein würde, wenn wir die guten Schwestern verlieren sollten. Wir haben allerdings auch die Diaconissen und müssen ihnen das Zeugniß geben, daß sie mit gleicher Liebe und mit gleicher Aufopferung, wie die barmherzigen Schwestern ihren entsagungsvollen Beruf erfüllen. Allein es können der Krankenpflegerinnen nicht zu viel sein. Es gibt leider der Elenden und Kranken genug in unserer Stadt, die nicht so gepflegt werden, wie es geschehen müßte. Gäbe Gott, wir hätten die doppelte Zahl von barmherzigen Schwestern und Diaconissen, sie würden genug zu thun haben. Wir müssen aber auch noch darauf aufmerksam machen, daß, während die barmherzigen Schwestern nach ihrer Ordensregel jeden Kranken ohne Unterschied des Glaubens in gleicher Weise annehmen müssen, die hiesigen Diaconissen nach dem Vereinsstatut in erster Linie den evangelischen und erst in zweiter Linie andersgläubigen Kranken zu helfen haben. In der Praxis ist allerdings von ihnen bisher kein Unterschied gemacht worden; allein da das Statut einen solchen Unterschied zuläßt, so liegt keine Gewähr vor, daß es nicht in Zukunft anders werden könnte. Sollte sich nicht ein Mittel finden lassen, die barmherzigen Schwestern hier zu behalten? Müssen ihnen denn die armen Kinder, welche auf jeden Fall bei ihnen eine bessere Pflege erhalten, als bei ihren gewöhnlichen, selbst verwahrlosten Angehörigen, unter allen Umständen genommen werden? Hoffen wir, daß unsere Behörden Rücksicht nehmen werden

auf die Kranken und Unglücklichen unserer Stadt und ihnen die frommen Helferinnen und Pflegerinnen nicht entziehen wollen."

Den barmherzigen Schwestern in Hannover bezeugte die „Luth. Kirchenzeitung" am 13. Juni 1882, daß ihnen „Tüchtigkeit und Aufopferung in der Krankenpflege nicht abgesprochen werden kann." In dem Comité, welches für den leiblichen Unterhalt der Schwestern dort sorgt, sind neben 2 Katholiken nur Protestanten und Juden. Als die Schwestern ein großes Krankenhaus einrichten wollten, aber die dazu nöthigen Mittel fehlten, erließ ein Comité von 125 Personen aus den verschiedensten Confessionen — darunter 15 Aerzte — einen Aufruf um Beiträge; es heißt in dem Aktenstücke:

„Hier (beim Bau der Anstalt der barmherzigen Schwestern) muß die öffentliche Hilfe und Mildthätigkeit eintreten; denn es handelt sich um die Erhaltung und Erweiterung eines in gesegneter Wirksamkeit stehenden Institutes, welches die Fortdauer der bisherigen Verhältnisse verkümmern würde ..... Wir geben uns der zuversichtlichen Hoffnung hin, die Freunde unserer Anstalt in Stadt und Land werden in dankbarer Würdigung der aufopfernden Wirksamkeit der barmherzigen Schwestern unsere Bitte erfüllen und uns ein Werk fördern helfen, welches als Musteranstalt unserer Stadt eine Zierde, Schwachen und Kranken eine wohnliche Zufluchtsstätte zu werden verspricht."

Wenden wir uns nach Süddeutschland, so finden wir hier dieselbe günstige Stimmung für die geistliche Krankenpflege. Die „N. Hess. Volksblätter" berichteten am 23. Februar 1881 aus Darmstadt:

„Das gestern im großen Saale des Saalbaues stattgehabte Concert zum Besten der barmherzigen Schwestern dahier hatte ein so überaus zahlreiches Publicum angezogen, wie wir uns ein solches nicht erinnern jemals bei einem anderen Concert in diesen Räumen gesehen zu haben. Neben dem gediegenen Programm ist jener massenhafte Zudrang wohl in erster Linie den Sympathien zuzuschreiben, die die selbstlose und aufopfernde Nächstenliebe der hiesigen barmherzigen Schwestern in der Krankenpflege längst allenthalben dahier gefunden hat, welche Nächstenliebe bekanntlich ohne Rücksicht auf Rang und Stand, auf Confession und Glauben Jedermann gegenüber, welcher derselben bedarf, in hingebenster Weise geübt wird."

Wider Willen legte 1883 der protestantische „Christenbote" in Stuttgart Zeugniß für die barmherzigen Schwestern ab, indem er in einseitiger Befangenheit einen Jammerruf erhob über deren Unterstützung und Anerkennung seitens der protestantischen Bevölkerung.

Nicht weniger beachtenswerth ist das Urtheil eines Correspondenten der in Heilbronn erscheinenden „Neckar-Zeitung". Er schreibt:

„Als seiner Zeit in der Abgeordnetenkammer die specielle Frage der Duldung des Instituts der barmherzigen Schwestern zur Sprache kam, da rief

ein hervorragendes Mitglied der Kammer aus: „Mit den barmherzigen Schwestern werden wir anfangen und mit den Jesuiten werden wir aufhören.“ Dieser pessimistischen Anschauung gab sich auch die Bevölkerung Ulms hin, als in den fünfziger Jahren eine Filiale des Mutterhauses der barmherzigen Schwestern in Gmünd hier errichtet wurde. Vor der menschenfreundlichen, jede Proselytenmacherei ausschließenden Thätigkeit der hiesigen barmherzigen Schwestern in der Krankenpflege verschwand aber mehr und mehr das ursprüngliche Vorurtheil, und heute sind die Ulmer, ohne Unterschied der Confession, voll der Anerkennung über die hingebenden, opferwilligen Leistungen der edlen barmherzigen Schwestern.“

Auch im Auslande ist die öffentliche Meinung voll Bewunderung für das Wirken der religiösen Genossenschaften auf dem Gebiete der Krankenpflege.

Im December 1884 wurde dem Prior der barmherzigen Brüder in Wien von dem „liberalen“ Gemeinderathe eine Auszeichnung mit folgenden Worten überreicht:

„Ew Ehrwürden! Seit mehr als 250 Jahren widmet der ehrwürdige Convent der barmherzigen Brüder in Wien seine segensreichste Thätigkeit einem der schönsten Zweige der Humanität, der öffentlichen Krankenpflege, ohne Unterschied des Standes, des Herkommens und des Glaubens der Hilfesuchenden. Die Stadt Wien ist dem ehrwürdigen Convent für seine humanitären Bestrebungen zum großen Danke verpflichtet und hat insbesonders die Erweiterung Ihrer Krankenanstalt mit Freude begrüßt, da sie in einer Zeit stattgefunden hat, wo die Aufgaben der Armenpflege mit jedem Tag größer und schwieriger werden. Die Initiative zu der Erweiterung Ihrer Anstalt ist hauptsächlich Ihnen, hochgeehrter Herr Prior, zu danken, der sie während Ihres 36jährigen Wirkens bei wiederholten Anlässen, namentlich aber bei Epidemien, in Kriegsfällen, bei dem Baue des Reconvaleseentenhauses in Hütteldorf, insbesonders aber bei der Ausführung des neuen Spitalbaues mit der hingebendsten Aufopferung Ihre menschenfreundliche Gesinnung bethätigten. In Würdigung Ihrer hervorragenden Verdienste hat der Gemeinderath in seiner Plenarsitzung am 19. December d. J. einstimmig den Beschluß gefaßt, Ihnen, ehrwürdiger Herr Prior, die doppelte goldene Salvator-Medaille zu verleihen. Mögen Sie in der mit dem Bilde des Welterlösers geschmückten Medaille ein Zeichen jener lebhaften Sympathien erblicken, welche die ganze Bürgerschaft Wiens Ihnen, hochgeehrter Herr Prior, sowie dem ganzen Convente und Orden entgegenbringt“

In dem fast rein protestantischen Schweden fanden die barmherzigen Schwestern beim Baue ihres Hauses allseitige Unterstützung seitens der Nichtkatholiken. Auf der im September 1884 in Stockholm tagenden Versammlung der schwedisch-lutherischen Prediger wurde das Wirken der katholischen Schwestern offen anerkannt und gerühmt.

Besondere Anerkennung findet die Krankenpflege durch religiöse Genossenschaften in Amerika. Von dem in Albany erscheinenden

protestantischen „Baptist Examiner" wird das Wirken der Schwestern, also beurtheilt:

„In Hospitälern und Asylen steht Rom (die katholische Kirche) ohne Nebenbuhler da. Seine Hilfsquellen sind in dieser Richtung gerade gewaltig. Auch hier stehen die Frauen in erster Linie Neben ihrer geschickten Krankenpflege sorgen sie für bedeutende Fonds, wie für den täglichen Lebensunterhalt. Mit großen Körben betteln sie von Laden zu Laden, von Haus zu Haus und tragen ohne Murren schwere Lasten. Die Leute verhöhnen sie, weisen sie ab, schlagen die Thüre vor ihnen zu, beleidigen sie. Für was arbeiten sie? Ihre Persönlichkeit ist verschollen. Sie gaben Familienband und Namen auf und nehmen Namen an, nach denen sie Niemand mehr kennt. In Sommer und Winter, bei Tag und bei Nacht, begegne ich ihnen überall. Still, bescheiden, geduldig die schwersten Lasten tragend, widmen sie sich der Linderung der Schmerzen und der Leiden der Welt. Sie kommen, wenn man ihrer bedarf. Sie sind oft schneller zur Stelle, als die Polizei, wenn ein Unglücksfall eintritt. Ich habe Männer in Flammen explosiven Oels eingehüllt gesehen. Ehe wir das Feuer löschen und Ruheplätze für die leidenden Unglücklichen finden konnten, beugten sich die barmherzigen Schwestern schon über sie, indem sie aus immer bereit gehaltenen Gefäßen Balsam auf die Brandwunden fließen ließen und das rauchende Fleisch mit balsamgetränkter Baumwolle kühlten. Es waren schwächliche Frauenzimmer mit bleichen Gesichtern und geschickten, flinken Händen, deren Berührung sanft und zart war. Römisch aber heidnisch, darnach wurde nicht gefragt. Leiden und Qual empfangen ihre unschätzbaren Dienste unentgeltlich. Ich habe Männer mit zerschmetterten, gebrochenen und blutenden Gliedmaßen gesehen; dieselben Liebesboten kamen ungerufen und verschwanden, nachdem sie ihre Sendung erfüllt hatten, geräuschlos, wie sie gekommen und ohne auf Dank zu warten."

Die berühmte Unternehmer des Suez Canals, Ferdinand von Lesseps, hielt vor einiger Zeit in Lyon in einer großartigen geographischen Versammlung einen Vortrag über die beiden Riesen-Unternehmen, die seinen Namen tragen: Suez und Panama. Der berühmte Redner erntete stürmischen Beifall, als er von den Krankenhäusern, die er errichtet und den Schwestern anvertraut hat, sprach und u. a. sagte:

„Als ich sah, daß man die Schwestern vom französischen Boden verjagte, habe ich sie gebeten, nach Panama zu kommen. Es sind jetzt ihrer dort sechzig und seit ihrer Ankunft dort hat die außergewöhnliche Sterblichkeit aufgehört."

Das protestantische Journal „Ceylon Times" schreibt aus Ceylon:

„Die Werke der Liebe sind übrigens zu jeder Zeit das Charakteristische der Katholiken gewesen, das Schlachtfeld, auf dem sie ihre schönsten Lorbeeren gesammelt. In der Anstalt der barmherzigen Schwestern z. B. sehen wir auf den ersten Blick, was sie zu Stande bringen können und in was sie ihre Ehre setzen. Diese Schwestern haben sich bis an die Grenzen der Welt ausgebreitet; überall weihen sie das Leben ihrem Berufe, so daß man sie an der Arbeit findet, wo immer ein Werk der Liebe und der Barmherzigkeit gethan werden soll."

Digitized by Google

Das Wirken der Missionäre auf den Sandwichsinseln unter den dortigen Aussätzigen wird von Freund und Feind anerkannt und belobt. Der „Handels-Monitor" schrieb im August 1884:

„Das traurige Loos der Aussätzigen, diese so schwarze Seite in den Annalen Hawai's, ist besonders berühmt und bekannt geworden durch die aufopfernde Entsagung eines jungen Priesters, des hochw. P. Damian, der sein Leben den Aussätzigen gewidmet hat. Dieser Mann ist ein Ruhm und eine Ehre für Hawai. Er zeigt wieder den heiligen Heldenmuth der ersten Christen bei den Kampfspielen des Alterthums, ja er thut noch mehr. Und in der That, wäre es nicht weit vorzuziehen, einem wilden Thiere zur Nahrung vorgeworfen zu werden, als verurtheilt zu sein, das Leben in der verpesteten Luft einer Aussätzigen-Anstalt zuzubringen? Und P. Damian, der tapfere Soldat Christi, hat nun schon viele Jahre unter den Verbannten von Molokai verlebt; er ist beständig unter diesen Kranken, die von der Gemeinschaft der übrigen Menschen gänzlich ausgeschlossen sind und denen ein Gesunder sich nicht zu nähern wagt. Er weiht sich ganz und gar ihrem Dienste, er verbindet ihre Wunden er leitet sie an, ihr Vertrauen auf Gott zu setzen und ein besseres Leben zu hoffen. Eine solche Liebe zu den Unglücklichen kann nur aus der Liebe zu Gott hervorgehen, und Gott allein kann eine solche Liebe würdig belohnen." —

Es ist eine bekannte Thatsache, daß fast in allen Stationen über die geringe Zahl der vorhandenen Schwestern geklagt wird, daß dieselben allen an sie gestellten Anforderungen und Wünschen nicht entsprechen können, sondern viele Kranke ohne die begehrte Pflege lassen müssen. In zahlreichen Städten und Gemeinden verlangt man dringend nach barmherzigen Schwestern, ein herrliches Zeugniß dafür, daß die in religiösen Genossenschaften lebenden Pfleger und Pflegerinnen sich trefflich bewährt haben.

Unglaublich, aber wahr: die vortrefflichste Krankenpflege ist auch die billigste; denn die Schwestern verlangen gar nichts, sondern leben von dem, was die Barmherzigkeit ihnen schenkt, und von diesem Wenigen theilen sie noch gerne den Armen und Nothleidenden mit. Die allseitige Anerkennung ist der beste Beweis, daß die religiösen Genossenschaften ein vortreffliches Pflegepersonal bilden.

Wir müssen aber wenigstens noch in kurzen Sätzen auf die hohe sociale Bedeutung einer von Ordensgenossenschaften geübten Krankenpflege hinweisen. Die größte sociale Macht, die Religion, ist vielfach gerade in denjenigen Volkskreisen geschwunden, in welchen die Krankenpflege geübt werden muß. Den seit Jahren systematisch betriebenen Hetzereien und Verleumdungen ist es gelungen, in zahllosen Herzen das Glaubenslicht auszulöschen und die Diener der Religion als die größten Feinde des Volkes hinzustellen, Abneigung

und Haß gegen sie zu erwecken. Wer darf sich wundern, daß man auf ihre Worte nicht mehr hört, ihre Mahnungen verachtet? Da erscheint eine barmherzige Schwester, der Engel der Liebe, in größter Noth und predigt, nicht in Worten, sondern mit den Werken der aufopferndsten, hingebendsten Liebe: sie pflegt die Kranken, reinigt die schmutzige Wohnung, speist die hungrigen Kinder, bereitet dem ermüdeten Manne ein einfaches, aber schmackhaftes Mahl, ja sie durchwacht die Nächte am Bette der Leidenden! Muß eine solche, in Bescheidenheit und opfervoller Liebe geübte Krankenpflege nicht zu der Ueberzeugung führen, daß die Religion, die solche Werke vollbringt, eine Himmelsgabe von unermeßlichem Werthe ist? Muß von solcher Liebe nicht auch das verstockteste Herz sich ergriffen fühlen? Wo aber Glaube und Vertrauen auf Gott herrscht, da schwindet Abneigung und Huß gegen die menschliche Gesellschaft. Gott allein weiß, in wie vielen Herzen und Familien Wort und Beispiel einer barmherzigen Schwester Umkehr auf den rechten Weg bewirkt haben! Es gibt gewiß verschiedene Ursachen für die Thatsache, daß in katholischen Gegenden der radicale Socialismus nicht in gleichem Maße herrscht, wie in nichtkatholischen; immerhin aber darf daran erinnert werden, daß durch die von religiösen Genossenschaften geübte Armen- und Krankenpflege fortwährend ein reicher Strom christlicher Nächstenliebe wie Himmelsthau in die Familien der Armen und Leidenden sich ergießt, ein wahres Gegengift gegen die radicale Agitation.

Welches Verderben birgt die ohne Gott geschlossene Ehe in sich für Gatten und Kinder! Keine Neuerung der letzten Jahrzehnte wird solche verhängnißvolle Folgen haben, als die Entchristlichung der Ehe; denn durch die Civilehe wird die christliche Gesellschaft an der Wurzel vergiftet. Eine wilde Ehe zu einer christlichen machen, ist ein Werk von großer socialer Bedeutung für Eltern und Kinder. Wer zählt die Männer und die Frauen, welche, durch den milden Zuspruch einer barmherzigen Schwester bewogen, den Segen der Kirche für ihre Ehe erbaten und dann erst erfuhren, wie schön ein christliches Ehe- und Familienleben ist. Wie viele Familienzwiste, wie viele Feindschaften zwischen Mann und Frau, Eltern und Kindern kann das liebevolle Mittleramt einer gottbegeisterten Pflegerin beseitigen! Wenn das Wort einer wahrhaft edlen Frau großen Einfluß übt, so ist die Bitte und die Mahnung der durch die Religion und ihren Beruf geheiligten Ordensfrau eine Macht.

Gewinn und Genuß, Geld und Vergnügen, Luxus und Kleiderpracht — das sind Grundübel unserer Zeit, reiche Quellen drückender Armuth und unsäglichen Elendes. Liegt nicht in dem rauhen, groben Kleid der Ordenspersonen eine Verurtheilung der Vergnügungssucht und des übermäßigen Luxus, eine Mahnung zu Einfachheit und Bescheidenheit? Wie weit ist bereits der Klassenhaß gediehen? Wie wird der Krieg gegen die höheren Stände fort und fort gepredigt? Die Kluft zwischen Reich und Arm erweitert sich immer mehr. Wer soll sie ausfüllen, wer sie überbrücken? Jedenfalls wirkt es versöhnend, wenn in den religiösen Genossenschaften Mitglieder aus allen Gesellschaftsklassen sich verbinden, um das Ihrige und sich selbst in den Dienst der Armen und Bedrängten zu stellen. Der Hinblick auf jene, welche um Christi willen freiwillig arm geworden sind, gibt dem Armen Trost und Stärke, sein schweres Loos geduldig zu tragen. Wer schildert den Strom des Verderbens, welcher sich von einer unsittlich verlebten Jugend aus über Körper und Geist, über Eltern und Kinder ergießt? Wer soll aber in unserer glaubenslosen Zeit den Jünglingen und Mädchen die Kraft geben, bei den zahllosen Verführungen keusch und sittsam zu bleiben? Predigt man nicht in Wort und Bild, in der Fabrik und auf den Straßen, daß es unmöglich sei, in jungfräulicher Reinheit die Jugend zu verleben? — Da erscheinen jene Jungfrauen, die auf Ehre und Namen verzichten; die nur einen Stolz kennen, den einer rein und makellos erhaltenen Jungfrauschaft; auf den Straßen und in den Wohnungen der Armen predigen sie durch ihr bloses Erscheinen: O wie schön ist ein keusches Geschlecht! Gott allein weiß, wie segensreich nach allen Seiten die Krankenpflege der religiösen Genossenschaften ist, wenn diese aus reinster, gottbegeisterter Liebe sich ihrem schweren Dienste widmen.

Darum fort mit allen Beschränkungen, welche das Wirken der Krankenpflege-Genossenschaften unmöglich machen oder hemmen! Wer es gut meint mit den Kranken, mit den Armen und Nothleidenden, wer mithelfen will an der Beseitigung der socialen Mißstände, der unterstütze nach Kräften alle Bemühungen, welche auf eine geordnete Krankenpflege abzielen. Den religiösen Genossenschaften aber möchten wir zurufen: Groß ist die Noth in dieser liebeleeren Zeit. Erfüllet euch mit heiliger, gottbegeisterter Nächstenliebe, welche sich im Wohlthun gegen Arme und Kranke verzehrt, und ihr habt ein kleines, aber wichtiges Stück der socialen Frage gelöst.

Die Kunst des Gedankenlesens.

Von

Dr. Carl Braig.

Einleitung.

Anfangs August des vergangenen Jahres (1885) hat das „Deutsche Volksblatt“ in Stuttgart kurz berichtet über eine Abendunterhaltung, welche der „Gedankenleser“ Stuart Cumberland den Kurgästen Wildbads geboten hatte. Da war bemerkt, daß die Kunst des Gedankenlesens darin besteht, stumme, rein innerliche Vorstellungen eines anderen Menschen, sei's in Buchstaben, Zahlen, Bilderumrissen, sogar in Melodien, sei's in bekannter oder fremder Sprache, mit Sicherheit zu errathen. Alles geht hierbei mit natürlichen Dingen zu; keines der Experimente, mögen sie gelingen oder mißlingen, hat etwas Unheimliches an sich. Freilich, so war im Berichte beigefügt, ist bisher weder von der Wissenschaft noch von den Künstlern selber ihr räthselhaftes Verfahren erklärt. Zur Erklärung war der Vermuthung Ausdruck gegeben worden, das Erkennen fremder Gedanken möchte zurückzuführen sein auf die feinst ausgebildete Fertigkeit, die von einer fremden Auffassung gerade noch wahrnehmbaren Andeutungen des Muskelspieles in den Mienen-, Augen- und Fingerbewegungen, in den Athmungs- und Pulsschwankungen, in der ganzen Kopf- und Körperhaltung eines Dritten zu benützen, um seinen verborgensten Ideen auf die Spur zu kommen. Denn jeder, auch der geheimste Gedanke hat seine Spur im Leibe und zwar im ganzen Leibe. Man kann dies den stummen, körperlichen Wiederhall der Gedanken nennen. Die Bewegungen in unseren Stimmorganen, welche diesem Wiederhalle Sprache geben, sind die dem Menschen eigenthümlichen und die vollendetsten Formen der materiellen Resonanz für ideelle Vorgänge in der Seele. Was das Wesen des Wiederhalles seelischer Vorstellungen im Leibe betrifft, so war

im angezogenen Berichte noch gesagt, derselbe könnte eine besondere Bewegungsart der Nervenmoleküle sein, eine charakteristische Schwingungsform der kleinsten Nerventheilchen, welche die Physiologie bis jetzt noch nicht aufgefunden hätte.

So urtheilte der Laie, welcher die Erscheinungen des Gedankenlesens unter dem Gesichtspunkte der philosophischen Würdigung besprach, nachdem er sich überzeugt hatte, daß die merkwürdigen Erscheinungen über den Verdacht absichtlicher oder unabsichtlicher Täuschung erhaben sind.

Zu Ende desselben Monates August 1885 ist eine kleine Schrift fertiggestellt worden, welche die auf exacte Beobachtungen gestützte Erklärung eines Fachmannes für die Experimente des Gedankenerrathens enthalten sollte.*) Dieser Fachmann, der Physiologe Preyer, will ganz dieselbe Ansicht, welche Schreiber dieser Zeilen als Vermuthung hingestellt hat, als wissenschaftlichen Beweis darlegen. Was im „Deutschen Volksblatt" mit dem Ausdrucke „materielle Resonanz" der Vorstellungen bezeichnet ist, heißt der Mediciner und Naturforscher unbewußte und unwillkürliche Muskelbewegungen. Von ihnen sagt er, daß sie jeden Gedanken begleiten. Jede Vorstellung und jedes Element einer Vorstellung bildet sich in unbeabsichtigten, gerade noch merklichen Muskelschwingungen ab. Diese Bewegungen sind für den Gedankenleser das Mittel, um seelische Vorgänge in einem anderen Menschen zu errathen. In der Kunst dieses Rathens kann man es zu fast unbedingter Sicherheit bringen. Jeder Mensch ist der Fähigkeit nach Gedankenleser. Sogar den Thieren eignet dieses Vermögen in gewissem Grade.

Die Sache ist für die weitesten Kreise von Interesse. Nachdem Erzherzog Johann von Oesterreich den Spiritismus nach der Seite des Betrugs und Schwindels entlarvt hat, ist die Frage des Geisterverkehrs auch nach der wissenschaftlichen Seite der Lösung näher gerückt, wenn Preyer's Versuche, vervollständigt und verallgemeinert, sich bewähren.

---

*) Die Erklärung des Gedankenlesens nebst Beschreibung eines neuen Verfahrens zum Nachweis unwillkürlicher Bewegungen. Von W. Preyer, Prof. der Physiologie an der Universität Jena. Mit 26 Originalholzschnitten im Text. Leipzig. Grieben, 1886. — Von demselben Verfasser ist, neben anderen Werken, das Buch „Die Seele des Kindes": Beobachtungen über die geistige Entwicklung des Menschen in den ersten Lebensjahren. 2. Aufl. 1884.

Die Erklärung des Gedankenleſens nimmt durch ihre Natürlichkeit und leichte Verſtändlichkeit für ſich ein. Was noch vermißt wird an der Hypotheſe, iſt der Umſtand, daß ſie nur von Muskelbewegungen redet, die Nervenerregungen aber, welche veranlaſſend jenen vorausgehen müſſen, nicht berührt. Natürlich bleiben deshalb auch die innerſten Antriebe, welche den Nervenerregungen ſelber vorhergehen, die rein ſeeliſchen Vorgänge im Menſchen, völlig dunkel. Darum möchten wir lieber von einer Beſchreibung, als von einer Erklärung des Gedankenleſens reden, auf dem Standpunkte der Phyſiologie. Dadurch wird dem Fehler der materialiſtiſchen Oberflächlichkeit vorgebeugt, jenem Fanatismus des „Beweiſens", welcher z. B. das menſchliche Sprechen *erklärt* zu haben wähnt, wenn er den Muskelapparat des Kehlkopfes in ſeiner Thätigkeit *geſchildert* hat. Ueber das Ziel des Erkennens hinausſchießen, iſt ſo gut ein Verfehlen wie das Nebenvorbeitreffen.

A. Das gewöhnliche Gedankenleſen.

Das Gedanken- oder Sinnleſen (mind-reading oder thought-reading) iſt als Kunſt amerikaniſchen Urſprungs, gleichwie der Spiritismus die größte Zahl ſeiner Bekenner und ſeine Hauptwirkungsſtätten in der neuen Welt hat. Im Jahr 1875 erregte der Gedankenleſer Brown in New-York durch ſeine Leiſtungen Aufſehen. Irwing Biſhop*) u. a. gaben in England, beſonders in London Vorſtellungen. 1880 begann man in Deutſchland ſtumme Gedanken zu leſen.

*) Von *Biſhop* berichtet Ende 1885 die „Frankf. Ztg.": Die beiden Großfürſten Sergius und Paul von Rußland erſcheinen gegen ein Uhr Nachts in der Apotheke eines bekannten Chemikers zu Petersburg. Hier deponiren ſie einen ſpaniſchen Orden in einem der oberen Fächer des Waarenſchrankes. Er ſollte unberührt gelaſſen werden bis zur Rückkunft der Deponenten. Sie erſcheinen wieder gegen zwei Uhr früh. Großfürſt Paul wird von einem Mann in die Apotheke geleitet, der einen Baſchlik über den Kopf gezogen und ſchwarzes Tuch vor den Augen hat. Der Vermummte beſteigt einen Stuhl, holt den Orden aus ſeinem Verſteck, reißt die Binde vom Geſicht und übergibt den Schmuck dem Großfürſten. Die Scene, welche für die Nichtbetheiligten ſich ſehr myſteriös anließ, klärte ſich dahin auf: der Verhüllte war der Gedankenleſer Biſhop, welcher den von den Großfürſten verſteckten Orden auf zwei Werſt zu Schlitten gefunden hat. Der Großfürſt war ſelber gefahren; Biſhop hatte ihm die Directive auf den vom erſteren „gedachten" Ort zu gegeben.

Die neue Kunst kehrte sich mehr oder minder feindlich gegen die Geisterseherei der Spiritisten, gegen die Vorspiegelungen eines Verkehrs mit den abgeschiedenen Seelen oder eines Zutrittes geradezu am Hofstaate der höllischen Majestät. Die Reden und Leistungen der „Geister" (sprights), argumentirte man, sind Erscheinungen der Muskelsprache, welche Taschenspieler geschickt zu benützen verstehen. Wo diese nicht ausreicht zur Erklärung, da liegt eitel Humbug vor, wodurch die Leichtgläubigkeit unseres „denkenden", der Aberglaube unseres „gelehrten", die Dummheit unseres „aufgeklärten" Jahrhunderts sich narren läßt.

Doch zur Sache! Was können und kennen die Gedankenleser?

Es sei erinnert an zwei Experimente von Stuart Cumberland. Das eine spricht für sich; beim anderen hat Schreiber dessen nachträglich festgestellt, daß jede Möglichkeit einer Täuschung ausgeschlossen war.

Cumberland läßt von einem Herrn eine Zahl denken. Dieser, dem Gedankenleser völlig unbekannt, denkt, nur sich selbst bewußt, an die Zahl „1875". Die Erinnerung an diese Zahl, wird nachher erklärt, ist für den Herrn stets eine sehr lebhafte, weil sie die Jahreszahl eines wichtigen Lebensereignisses für ihn ist. Nun tritt Cumberland, die Augen mit einem grauen Seidentuche verbunden, an die Schreibtafel vor, auf welcher neben einander mehrere kleine Quadrate gezeichnet sind. Der Operateur nimmt die Hand des Mediums, hält sie sich einige Secunden mit der Rückenfläche an die Stirn, und jetzt beginnt er in die Quadrate die einzelnen Ziffern zu schreiben. Seine Finger zucken dabei nervös, so daß die Kreide vor jedem Zug einigemal an die Tafel anklopft. Die beiden ersten Ziffern „1" und „8" werden sofort richtig geschrieben. An der dritten Stelle strauchelt der Künstler. Zunächst schreibt er 1, löscht wieder aus und macht 3, dann — alles mit verbundenem Gesicht — ein unbeholfenes 2, und zuletzt kommt richtig „7". Auch an „5" corrigirt er, doch nur wenig. Das Vorkommniß wird nachher, wie folgt, erläutert. Der Herr wird gebeten, mit seiner Hand die Zahl 7 an die Tafel zu schreiben, in der Form des ihm geläufigen und gewöhnlichen Zuges. Da zeigt sich der obere wagrechte Strich, links vom Grundstrich, etwas ausdruckslos; der Grundstrich selber zieht ein kurzes Schwänzchen nach rechts in die Höhe und hat in der Mitte das übliche Siebenerhäkchen. Am klarsten war also beim Experimente der Grundstrich, daher zunächst 1 gerathen wurde. Das kräftige Häkchen in der Mitte dagegen erinnerte an 3 mit der Biegung mitten. Hiegegen

aber proteſtirte die Biegung des Schwänzchens nach rechts, und der Querſtrich oben links, in Verbindung mit letzterem, konnte ein nachläſſig geſchriebenes 2 bedeuten. So erklären ſich die Vorſtudien für die richtige gemeinte Zahl 7.

Der andere Verſuch! Cumberland fordert alle Theilnehmer an der Sitzung auf — für das Zahlenexperiment hatte er, wo möglich, einen Rechnungsbeamten gewünſcht —, es möge ſich irgend Jemand eine beliebige Perſon im Saale denken, einen beliebigen beweglichen Gegenſtand im Beſitze der Perſon, und eine zweite beliebige Perſon, welcher bewußter Gegenſtand überbracht werden ſoll. Bald tritt Jemand vor und bekennt lebhaften Zweifel an der Möglichkeit des Errathens. Der Künſtler lächelt zuverſichtlich, nachdem die ſkeptiſche Verſuchsperſon, eine Dame, verſprochen, nichts anderes thun zu wollen, als der Reihe nach die drei gewünſchten Gedanken „concentrirt" zu denken. Es werden die üblichen Vorbereitungen gemacht, und nun beginnt der Gedankenleſer, halb geführt vom Medium, halb es ſchiebend, in Zickzackwindungen den Saal nach dem Gedachten zu durchſuchen. Zwiſchenhinein kann er rufen „distinctly", wenn er glaubt, der Führer laſſe die Vorſtellung abſchweifen oder einen Nebengedanken einſchlüpfen. Endlich, nach mehreren Fehlgängen, wird alles mit völliger Richtigkeit gefunden.

Wie geht das wunderliche Ding zu, das wir geſchildert haben nach der Eigenbeobachtung?

Im Jahre 1852 hat Carpenter, nach Preyer der Neſtor unter den britiſchen Phyſiologen, Bewegungen im menſchlichen Leib unterſchieden, welche von ihm „ideomotoriſche" genannt wurden. Dieſelben kommen in den Gliedermuskeln zu Stande, wenn die Seele von einer ſtarken, all' ihre anderen Thätigkeiten übertäubenden Vorſtellung erfüllt iſt. Alsdann geht durch die Vorſtellungsthätigkeit (mittelſt der ſenſiblen?) ein Reiz auf die motoriſchen Nerven über. Der Wille hat hieran nicht den mindeſten Antheil und das Bewußtſein, welches von der einen Innenanſchauung, z. B. von der Erwartung des geſpannten Aufmerkens, völlig erfüllt iſt, ahnt die Bewegungen gar nicht. Eben deshalb, ſcheint es, weil, unter dem Druck einer ſtarken Vorſtellung, eine Muskelpartie von der Einwirkung des Willens frei geworden iſt, weil das Wollen ſeine allſeitige Beherrſchung des Bewegungsapparates aufgeben mußte, konnte das unwillkürliche Bewegungsſpiel beginnen. Das iſt die „unbewußte Cerebration."

Die Thatsache der unwillkürlichen Gehirnthätigkeit, wodurch bei geistiger Arbeit wie von selber Reize nach bestimmten Nerven- und Muskelpartieen abgehen, ist also den Physiologen schon lange bekannt. Es erklären sich durch diese Thatsache manche wunderliche Erscheinungen, so die Bewegungen der Wünschelruthe, die Schwingungen von Gegenständen, welche an dem ruhig gehaltenen Finger hängen u. Ä. Die Regelmäßigkeit der letzteren kann leicht veranschaulicht werden. Man hält einen Ring an langem Faden oder besser an einem langen Haar in ein leeres Glas und denkt taktmäßig „Eins — Zwei", „Eins — Zwei" . . . Bald wird der Ring hin- und herschwingen, obwohl man schwören möchte, der Finger sei vollkommen regungslos.

Die geistige Vorausnahme eines bestimmten Resultates, z. B. die fürchtende oder hoffende Vorstellung eines gewissen Ereignisses, gibt bei den genannten Erscheinungen den Reiz ab, welcher unmittelbar und unwillkürlich die das Eintreten des Ereignisses herbeiführenden Muskelbewegungen auslöst.

Auf Grund der beschriebenen physiologischen Beobachtungen sagt ein anderer Engländer, der Neuropathologe Beard: „Jedermann ist ein Muskelleser; aber nicht jeder ist fähig, den höchsten Grad der Geschicklichkeit in dieser Kunst zu gewinnen. Jedes brauchbare Pferd ist ein Muskelleser. Es liest die Gedanken seines Kutschers durch den Druck seines Gebisses und weiß, die Zusammenziehung und Erschlaffung der Muskeln unterscheidend, wann es geradeaus gehen oder anhalten, wann und nach welcher Seite es sich wenden soll, obgleich nicht ein Wort des Befehls geäußert wird."

Sonach wäre, wie dies bei den glänzendsten Zauberkünsten zutrifft, die Erklärung des gewöhnlichen Gedankenlesens sehr prosaisch und nüchtern.

Beard fährt fort: „Der Gedankenleser geht mit verbundenen Augen, bisweilen sehr schnell — den Führer an der Hand — auf und ab durch das Zimmer oder die Zimmer, treppauf und treppab oder hinaus durch die Straßen. Wenn er dem Ort sich nähert, auf welchen der stumme Führer seine Aufmerksamkeit concentrirt, dann wird ein leichter Stoß oder eine Bewegung von der Hand des Mediums seiner Hand mitgetheilt. Dieser Impuls ist seitens des ihn Gebenden ungewollt und ungewußt. Doch genügt er dem kundigen und geübten Operateur als Zeichen, daß er dem versteckten

(gedachten) Gegenstand nahe ist." *) Der Impuls selber erfolgt mit Nothwendigkeit, „ideomotorisch", durch „unbewußte Cerebration."

Von selber leuchtet ein, daß zahlreiche Fehlerquellen das Mißlingen manches Versuches herbeiführen. Umgekehrt können vom erfahrenen Künstler manche Nebenumstände zum Gelingen des Experimentes benützt werden. „Wenn der Muskelleser vor enthusiastischen Zuschauern operirt, wird leicht nach jedem Erfolge Beifall gespendet. Wenn die Erregung groß ist, kann der Applaus mit Geräusch und Unruhe beginnen, bevor der Operateur den rechten Platz erreicht, dem er sich nähert; ist er dagegen weit von demselben entfernt, dann wird er es inne durch vielsagendes Schweigen des Publicums. So ähnelt die Vorstellung dem Spiele der Kinder, wo dem Suchenden mit verbundenen Augen „warm" zugerufen wird, wenn er dem verdeckten Gegenstande sich nähert, „heiß", wenn er dicht davor steht, „kalt", wenn er weit davon abgeht."

In dem Berichte, welchen das Eingangs genannte „Deutsche Volksblatt" von Cumberland's Vorstellung gab, heißt es: des Gedankenkünstlers Bewegungen erwecken einigermaßen den Eindruck vom „Blinde-Kuh-Spiel"; nur ist dabei nichts Befangenes, Aengstliches, Rathloses.

Für das gewöhnliche Gedankenlesen wäre also erforderlich: 1) der Operateur, welcher eine virtuos geübte Tastempfindung, ein feinst ausgebildetes Muskelgefühl besitzen muß; 2) das Versuchsindividuum, welches ausschließlich, intensiv und concentrirt den zu errathenden Gegenstand zu denken hat; 3) die körperliche Berührung beider, wodurch die unbewußten „Ideomotionen" und „Cerebrationen" im Medium auf den Operateur übergeleitet, von diesem mit Bewußtsein ausgedeutet, „gelesen" werden können.

Fehlt die körperliche Berührung, dann sind die Experimente unmöglich, wie sie auch nicht jedesmal trotz Berührung gelingen. Der Führer braucht z. B. nur den Arm straff anzuspannen, dann wird der Gedankenleser irre geleitet. Desgleichen mißlingen die Versuche, wenn die Berührung derart ist, daß sie unwillkürliche Bewegungen vom einen auf den andern nicht überträgt. Man befestige z. B. einen Eisendraht quer über die Rücklehne eines unverrückbaren Stuhles: wenn Operateur und Medium die beiden Enden halten, so wird ersterer vergeblich sich bemühen, Gedanken des letzteren zu errathen.

*) Bei Preyer a. a. O. S. 9, 7 und 8.

Genannter Umstand beweist, daß „magnetischer Rapport" beim Gedankenlesen, in erster Linie wenigstens, nicht in Betracht kommt. Zugleich thut die Nothwendigkeit der körperlichen Berührung dar, daß eine unvermittelte, rein geistige Uebertragung von Gedanken durch sogenannte „psychische Strahlung" (suggestion mentale)*) oder durch ein „Fernwirken" zwischen Seele und Seele nicht statthat. Diese Medien haben viel Aehnlichkeit mit der „Od-Kraft" in der schelling'schen Naturphilosophie, mit der „Lebenskraft" und den „Quintessenzen" der alten Schule, mit der „Brennkraft" (Phlogiston) der früheren Physik — lauter Dinge, welche unbedingt dem Reiche der Fabel und des Wahnes zugehören.

Natürlich soll damit nicht bestritten sein, daß das Geistesleben und namentlich der Verkehr der Geister unendlich reich ist an Kleinigkeiten voll unerklärlicher Merkwürdigkeit.

Als Student kochte sich Verfasser dieser Studie selbst seinen Morgenkaffee. Dazu betrieb er die Lectüre der „Deutschen Klassiker." So oft er nun seitdem Gelegenheit hat, Kaffeeduft zugleich mit dem Geruch einer Spiritusflamme einzuathmen, gedenkt seine Erinnerung regelmäßig und unwillkürlich jener Lektüre. Die genannte Empfindung und die lebendige Vorstellung der einzelnen Bände,**) mit denen ich mich vor zwölf Jahren beschäftigte, haben eine unlösliche Verbindung eingegangen. — Einmal brachte ein Freund des Verfassers das neueste Heft von der Unterhaltungsschrift „Deutscher Hausschatz." Auf dem Umschlage standen drei nicht zu schwierige Räthsel. Ich bekam das Blatt nicht in die Hand. Während ich im

*) Preyer gibt sich a. a. O. S. 50—67 viel Mühe, die Experimente zu prüfen, welche eine unmittelbare Gedankenübertragung beweisen sollen. Der Physiologe Charles Richet in Paris hat Versuche angestellt, welche eine „suggestion mentale" (Revue philosophique 1884, p. 609—671), die directe Wirkung von einem Gehirn auf ein anderes, ohne physisch wahrnehmbare Vermittlung, wahrscheinlich machen, ja sicher erscheinen lassen sollten unter Umständen. Meistens handelt es sich um rein ideelles „Uebertragen" gedachter Buchstaben und Worte. Preyer legt nun dar, daß solch' ein Errathen von Worten, Spielkarten u. Ä. sich wesentlich nicht unterscheide von dem Spiele des Zufalles, wie dasselbe sich bei jeder unbeeinflußten Lotterie zeigt und durch die mathematische Wahrscheinlichkeitsrechnung annähernd zu bestimmen ist.

**) Es war die Sammlung „Bibliothek deutscher Klassiker" für Schule und Haus. Mit Lebensbeschreibungen, Einleitungen und Anmerkungen. Hgb. von W. Lindemann, Freiburg, Herder, 1868 ff. Besonders die erste Serie dieser Sammlung ist oben im Text gemeint. Die bewußte Erinnerung geht bis auf Einzelheiten.

Digitized by Google

Nebenzimmer etwas umtrieb, las der Freund mehr für sich als für mich die Räthsel vor. Bei allen dreien konnte ich augenblicklich und ohne mich im geringsten zu besinnen, die Lösung sagen. Sie war jedesmal richtig. Vorher waren mir die Räthsel gänzlich unbekannt gewesen. Es gab heitere Ueberraschung, um so mehr, als ich lediglich in muthwilliger Laune aufs Gerathewohl gelöst hatte, sonst beim Räthselaufgeben meistens nichts herausbrachte und es jetzt noch so halte.

Wer könnte nicht Dutzende solcher Vorkommnisse anführen? Bekanntlich ist die Zahl der Erklärungen für dieselben Legion. Aber weil ihrer so viele sind, trifft keine genau den Kern der Sache.

Abgesehen von diesen Dingen, welche auch durch die Kunst des Gedankenlesens nicht völlig aufgehellt werden und sie nicht aufhellen können, bleiben für diese Fertigkeit die unbewußten Muskelbewegungen als physiologische Erklärungsmittel übrig. Alles kommt nun darauf an, diese selber festzustellen, zu classificiren und zu charakterisiren.

B. Das Errathen gedachter Zahlen, Buchstaben, Figuren, Melodien.

Die Physiologie, die Wissenschaft von den Thätigkeiten der Organe am menschlichen und thierischen Körper, hat ein Instrument, welches sie Sphygmograph*) nennt. Dasselbe ist eine Vorrichtung, um die Pulsbewegungen bildlich, in Zickzacklinien, den sogenannten Pulskurven darzustellen. Die Thätigkeit der Lungen wird durch die Athmungskurven veranschaulicht.

Preyer hat einen sinnreichen Apparat construirt, durch welchen, ähnlich wie der Sphygmograph den Puls aufschreibt, die unwillkürlichen Bewegungen jeder Hautstelle, selbst der Nägel, aufgezeichnet werden. Das Instrument soll Palmograph**) heißen.

Der Gedanke ist sehr einfach. — Berühre ich mit dem rechten Zeigefinger eine bewegliche Walze, so entsteht auf deren runder Oberfläche, wenn sie etwa mit feinem Staub oder Ruß überzogen ist, bei langsamer und gleichmäßiger Umdrehung eine zusammenhängende Linie. Je nach der Stellung des Fingers und je nach der Lage des Walzencylinders, wird die Linie die verschiedensten Biegungen

*) *Σφυγμός*, in der späteren Gräcität, heftiger Pulsschlag; *σφύζειν* sehr bewegt sein, palpitare.

**) *Παλμός*, bei Späteren, Pulsschlag, von *πάλλειν* schütteln, zappeln.

und Formen zeigen. Gelingt es, eine äußerst empfindliche Nadel, wie es z. B. eine halbkreisförmig gebogene zarte Stahlnadel mit einer Schreibspitze wäre, an den Finger zu befestigen, dann wird selbst das leiseste Zittern des Fingers sehr merkliche Schwankungen der Nadelspitze hervorrufen. So bewirkt ja auch, wenn ich das dicke Ende einer elastischen Weidengerte halte, jede kleine Verrückung der Handlage große Schwingungen des dünnen Endes. Die Schwingungsformen aber lassen genau die Richtung und Art der Handbewegung erkennen, wenn diese noch so unmerklich war für sich.

Halte ich nun den Finger, an welchen die Stahlnadel befestigt ist, völlig regungslos, z. B. irgendwo angeschraubt, dann sollte auch die Nadelspitze, wenn etwaige Luft- und Temperaturschwankungen beseitigt sind, vollkommen ruhig sein. Höchstens könnten sich noch die Pulszuckungen fühlbar machen, deren Form man fixiren mag, um sie nachher in Abrechnung bringen zu können. Bewegt sich dagegen die Schreibspitze, wenn ich den Finger frei und, nach meiner Meinung, unbedingt regungslos halte, dann sind die Nadelbewegungen unverdächtige Zeugen dafür, daß der Finger in Wirklichkeit nicht ruhig ist, sondern „unwillkürlich" zittert.

Läßt man durch die Nadelspitze die obengenannte Walze berühren, dann wird beim Umdrehen des Cylinders auf seine Rußfläche eine Zitterlinie gezeichnet werden. Aus den charakteristischen Formen, den periodisch wiederkehrenden Ein- und Ausbiegungen dieser Zitterlinie kann die Art der unwillkürlichen, ungewollten und ungewußten, der minimalen Bewegungen in den Fingermuskeln abgelesen werden.

Auf diese Weise hat Preyer festgestellt, daß, nach Abrechnung der sichtbaren unwillkürlichen Bewegung des Pulses, der rechte Zeigefinger dreierlei Formen von für gewöhnlich unmerklichen Muskelzuckungen hat: verticale oder auf und ab, horizontale oder her und hin, sagittale oder vor- und rückwärts. Jeder Bewegungsart entspricht eine bestimmte Zitterlinie mit den nur ihr eigenthümlichen Kurven.

Das wirkliche Vorhandensein derartiger unwillkürlicher Muskelschwingungen kann nicht geleugnet werden. Wie nun aber erfolgt die Benützung der Schwingungen beim Gedankenlesen?

Man vergegenwärtige sich die Zahlenreihe 1, 2 . . . 0. Der Gedankenleser A hält, die Augen verbunden, die Kreide auf eine Tafel. B, das Medium, dessen rechte Hand durch die linke von A an die Stirne von A gedrückt wird, denkt sich lebhaft eine Ziffer.

A merkt mit gespannter Aufmerksamkeit auf den Augenblick, da die Hand von B irgend eine sanfte, gerade noch merkbare Bewegung macht, sei's einen leisen Druck ausübt, sei's einem Zuge folgen will. Ist der Augenblick da, welcher nie ausbleibt, aber nicht jedesmal beachtet wird, so hat A nichts weiter zu thun, als mit der Kreide die Richtung des Zuges oder Druckes zu verzeichnen, in welcher die Bewegungen der Hand von B erfolgen oder erfolgen wollen.

Der Druck geht, sei angenommen, sachte von oben nach unten, um mit einemmal aufzuhören: A schreibt die Ziffer 1. Nun folgt eine momentane Verrückung nach rechts. Ein Zug sucht die Hand von B leise nach rechts oben zu verschieben, ein Druck zielt nach unten links, eine entschiedene Bewegung drängt wieder nach rechts: A schreibt die Ziffer 2. So können alle die ideellen Bewegungen, welche die Hand von B machen würde, wenn sie von 1 bis 0 schreiben müßte, durchgenommen und in ihre Theile zerlegt werden. Je genauer diese Zerlegung gemacht und je genauer der Einzeltheil durch A aufgefaßt wird, desto sicherer und vollkommener wird der Versuch gelingen.

Das ganze Geheimniß läuft mithin darauf hinaus, daß die feinfühlige, elastisch bewegliche Hand von A alle die, meist sehr schwachen, drückenden, ziehenden, schiebenden, hebenden Lageänderungen scharf unterscheidet und wirklich ausführt, welche die Hand von B machen will unter dem Eindrucke der jeweils gedachten Vorstellung. B weiß von den intendirten Lageänderungen seiner Hand nichts; die Ansätze dazu bleiben unter der Schwelle seines Bewußtseins. B will nur sein Gedankending denken, zugleich mit dem Entschlusse, nichts zu verrathen davon. Aber vom Denken *wollen* ist der Wunsch nicht abzutrennen, das Gedachte möchte durch A gefunden werden. Dieser stille Wunsch nun eben läßt, ohne seinem eigenen Träger es zu offenbaren, gewisse Bewegungsantriebe vom Gehirne nach der Hand von B durchgehen, welche dem Bewußtsein von A zur Fühlung und Führung dienen.

B sonach schreibt durch die Hand von A, der sich die Hand führen lassen will, selber die gedachte Zahl auf, ohne dies mit klarem Bewußtsein zu wollen.

Preyer glaubt, für die zwei Factoren, welche das scheinbare Wunder wirken und welche *bewußte Receptivität* von A und *unbewußte Aktivität* von B heißen mögen, einen directen Beweis in Nachfolgendem gefunden zu haben.

An einer Wand in der Ecke lehnt eine weiße Tafel, auf welche mit Kohle gezeichnet wird. In der gleichen Ecke, an der zur ersten rechtwinkeligen Wand, ist eine glatte, schwarz berußte Tafel, etwa aus Porzellan, befestigt. A will auf die erste Tafel schreiben, während B sanft seine Rechte auf der schreibenden Hand ruhen läßt. Quer über der Rechten von B ist ein leichtes Stäbchen mit der gebogenen Stahlnadel so befestigt, daß der Schreibstift die berußte Tafel erreichen und darauf jede Bewegung markiren kann. Nun hat B leöhaft eine Zahl zu denken; A schreibt dieselbe, schwarz auf weiß, und zu gleicher Zeit zeichnet die an der Hand von B befestigte Stahlnadel dieselbe Zahl, vollkommen kenntlich, weiß in schwarz, auf der zweiten Tafel nieder. Bei dem Experiment soll es keinen Unterschied machen, ob A auf die zweite Tafel blickt oder nicht, ob auch B die Augen schließt oder nicht. Für B bleibt die berußte Tafel überhaupt unsichtbar. —

Die anderen Formen des „höheren" Gedankenlesens, das Errathen z. B. gedachter Buchstaben, Worte, geometrischer Figuren, Umrisse von Bildern, lassen sich gerade so erklären, wie das Nachbilden vorgestellter Zahlen. Ueberall kommt es an auf die scharfen Formenabgrenzungen, welche bestimmt und ausdrucksvoll gedacht, innerlich geschaut werden müssen und unter dem Einflusse der lebhaften Innenanschauung, welche das Gedachte mit psychischer Realität gegenwärtig hat, von der Hand unwillkürlich nachgezeichnet werden möchten.

Das Errathen von Musikstücken kann doppelt geschehen. Entweder denkt sich der Kenner einer Melodie den Anfang derselben in Notenschrift, und der Gedankenleser sucht diese nachzubilden; oder die Versuchsperson denkt sich vor einem Klavier die erste, dann die zweite, die dritte Taste und so fort in der Reihenfolge, welche durch das Abspielen der Melodie gefordert wird, bis die ersten, das Stück kenntlich machenden Takte gefunden sind. Das Errathen der Notenschrift ist überaus schwierig und soll meistens mißlingen; das Auffinden der Klaviaturtasten geht viel leichter und erklärt sich nach dem gewöhnlichen, Orte und Gegenstände errathenden Gedankenlesen.

C. Bedeutung des Gedankenlesens.

In der geometrischen Wissenschaft wird schon längere Zeit vielfach die Ansicht verfochten, der Raum habe mehr als die drei Dimensionen von Höhe, Breite, Tiefe. An anderem Orte habe ich darauf hin-

gewiesen, daß dieser Aufstellung, welche jedenfalls der sinnlichen Anschaulichkeit entbehrt, immerhin eine begriffliche Bedeutung zukommen könnte. Nämlich, wenn die Mathematiker auf Aufgaben stoßen, welche sie im dreifach ausgedehnten Raume zwar stellen, nicht aber lösen können, so haben sie durch ihre Fragestellung schon bewiesen, daß der menschliche Geist mehr suchen kann, als im Raume sich finden läßt. Wäre dies Suchen blos ein Phantasiren, so blieb' es immerhin eine geistige Thätigkeit. Von dieser muß aber auf das Wesen des Geistes geschlossen, und es kann jetzt von demselben mit mathematischer Sicherheit gesagt werden, daß der Geist nichts Räumliches, daß er anders, mehr und besser als jedes Raumding ist. Kann die Seele mehr denken, als sich neben, über und hinter einander im Raum aufstellen läßt, dann muß ihr Wesen sozusagen „ausgedehnter" sein als der Raum. Sie selber muß eine Größe sein, welche über die drei Raumausdehnungen hinausragt und in dieselben hereinblickt. Das heißt: die Seele ist eine immaterielle, geistige Wesenheit, welche durch blos zeiträumliches Maß, wie der Materialismus solches führt, nicht einmal im kleinsten Theil ergründet werden kann.

Denselben Gedanken, welcher sich ergibt aus der Betrachtung eines, man mag sagen, absonderlichen mathematischen Einfalles, hat der Verfasser dessen später beim heiligen Thomas von Aquin in Andeutung und bei dem heiligen Augustinus wirklich gefunden.

Thomas, da er einmal vom göttlichen Wissen spricht, legt die Idee nahe: wäre der Geist ganz in die Ordnung der materiellen Dinge gebannt, so vermöchte er — wollte man das noch Erkennen heißen, nur materiell und Materielles zu erkennen.*) Tiefer heißt

*) Der obige Gedanke soll in die Worte des hl. Thomas, welche denselben angeregt haben, nicht gewaltsam hineingedeutet werden. Sie finden sich in den Quaestiones disputatae de Veritate II, 12 und lauten: „Das Schauen des göttlichen Wissens wird durch die Ewigkeit gemessen; sie ist ganz und zumal, umschließt doch die ganze Zeit und fehlt auch nicht einem Theile der Zeit. So folgt: was in der Zeit geschieht, ist für Gott nicht zukünftig, sondern gegenwärtig . . . Wir schauen Künftiges als Künftiges, weil es unserem Schauen, das selbst durch die Zeit gemessen wird, zukünftig ist; aber dem göttlichen Schauen, das außerhalb der Zeit ist, steht nichts als künftig gegenüber. So sieht die Vorübergehenden auf andere Weise der, welcher in der Reihe der Vorübergehenden sich befindet: er sieht nur die zunächst ihm Vorangehenden — und in anderer Weise schaut sie jener, welcher sich außerhalb der Reihe befindet: er schaut alle Vorübergehenden zumal."

es bei Augustinus,*) daß alles menschliche Wissen zwar in zeiträumlicher Abfolge verläuft, daß aber der Geist höher sein muß dem Wesen nach als jedes körperliche Ding. Denn er „mißt" die Zeit durch die Dreieinheit seiner Thätigkeit: von der Erwartung wird die Zukunft, von der Aufmerksamkeit die Gegenwart, von der Erinnerung die Vergangenheit gemessen; und das geschieht in der Einheit des geistigen Selbstbewußtseins. Dies also muß, wie der Maßbegriff über allem Meßbaren ist, qualitativ anders sein als die leere Vergänglichkeit der Zeit.

Schon oft ist es gesagt, die philosophische Originalität eines Geistes bestehe darin, daß er die Alltäglichkeiten und Kleinigkeiten auffaßt und die Wunder der ewigen Wahrheiten aus Dingen erschaut, welche das flache Bewußtsein der Alltagsmenschen auch sieht, aber beständig übersieht. Thomas und Augustinus bestätigen die Richtigkeit dieses Satzes.

Das Ansehen dieser Geistesheroen wird es rechtfertigen, wenn aus einer wissenschaftlichen Kleinigkeit weittragende Schlüsse gezogen werden. Die Kleinigkeit ist die junge Kunst des Gedankenlesens. Die Schlüsse sollen beweisen, daß die Erklärungsmittel dieser natürlichen Geschicklichkeit mit auffallender Leichtigkeit die Wahrheit von der Geistigkeit der Menschenseele darthun, von welcher hier gesprochen worden. Daneben fallen interessante Streiflichter auf die Untersuchungen über das menschliche Erkennen.

*) Vergl. Bekenntnisse XI, 27: „In dir, mein Geist, messe ich den Zeitlauf. Den Eindruck, welchen die vorübergehenden Dinge in dir hervorbringen, und welcher bleibt, während sie vergangen sind, diesen Eindruck messe ich als gegenwärtig, nicht die Dinge, welche vorübergegangen, auf daß der Eindruck entstehen konnte: ihn messe ich, wenn ich den Zeitlauf messe." Vergl. ebenda XI, 28: „Wie mindert oder verzehrt sich das Künftige, welches noch nicht ist? Wie wächst das Vergangene, das nicht mehr ist? Im Geiste, der es hegt, ist ein Dreifaches. Er erwartet, er merkt auf, er erinnert sich: so geht, was er erwartet, durch das, worauf er merkt, über in das, dessen er gedenkt. Also sage man, die Zukunft sei noch nicht. Aber in der Seele ist doch schon die Erwartung des Künftigen. Man sage, die Vergangenheit sei nicht mehr. Aber in der Seele ist immer noch die Erinnerung des Vergangenen. Man sage, die Gegenwart sei ohne Ausdehnung, da sie in Punktform vorüberzieht. Aber die Aufmerksamkeit, durch welche die Gegenwart zur Vergangenheit enteilt, hat ihre Dauer. Sonach ist lang — nicht die Zukunft, die noch nicht ist, sondern die lange Zukunft ist ihre lange Erwartung; lang ist nicht die vergangene Zeit, die nicht mehr ist, sondern die lange Vergangenheit ist die lange Erinnerung des Vergangenen." — Dieses u. a., was Augustin ausführt über den „Zeitsinn" der Seele, wiegt all' unsere materialistischen Psychologien auf.

Digitized by Google

I. Wesen des Gedankenlesens.

Man kann füglich das „gewöhnliche" und das „höhere" Gedankenlesen unterscheiden. Die eine Form ist die Kunst, eine einfache Richtung, einen bestimmten Zielpunkt zu errathen, welcher stumm von dem Versuchsindividuum gedacht wird. Die zweite Form ist ungleich schwieriger und bedeutungsvoller: sie ist die Virtuosität eines Menschen, mittelst des „Muskelsinnes" eine ganze Complikation von Richtungs- und Lageverhältnissen zu entwirren und zu errathen, nämlich alle die Stellungen, welche die Hand beim Schreiben, Zeichnen, Spielen, welche der Körper überhaupt und seine Glieder im einzelnen beim Ausdruck einer Seelenthätigkeit einnehmen.

Von selber ist ersichtlich, daß beide Formen des Gedankenlesens auf einem Principe beruhen. Dies ist das System von Bewegungen, welche durch den menschlichen Körper im Raum ausgeführt werden können, und welche ausgeführt werden müssen, wenn gewisse geistige Vorgänge zur Darstellung kommen sollen. Die Vorstellung einer Linie z. B. oder eines Liniengebildes, einer Zahl, eines Buchstabens, einer geometrischen Figur bewirkt im Gehirn eine Erregung. Diese pflanzt sich durch das Rückenmark fort und endigt in dem Gliede, welches die Bewegungen auszuführen hat, die zur Erzeugung der vorgestellten Linie, des vorgestellten Bildes erforderlich sind. Meistens ist das Glied die Hand. Die Nervenenden in der Hand lassen die im Gehirn und Rückenmark entzündeten Erregungen nicht erlöschen, sondern theilen sie den umgebenden Sehnen und Muskeln mit. Dadurch entstehen die „unwillkürlichen", d. h. solche Muskelzuckungen, auf welche Wille und Bewußtsein nicht achten, Muskelreize, welche vorhanden sind, wenn und weil das Bewußtsein, die Aufmerksamkeit sie nicht hemmen, sie nicht unterdrücken will.

Diese unwillkürlichen Muskelbewegungen in den Fingern u. s. w., welche ihre Verwirklichung draußen im Raume sozusagen abwarten, sind die Ansätze von Ortsveränderungen, die Andeutungen der verschiedenen Richtungen, welche bei der Ausführung der Bewegungen eingeschlagen werden. Die Ausdeutung dieser Andeutungen, die Ausmessung dieser Richtungen ist das Gedankenlesen.

II. Stellung des Gedankenlesens.

Das Gedankenlesen ist, Gesagtem zufolge, die Kunst, ganz bekannte psychologische Erscheinungen durch fremde Mithilfe bildlich

darzustellen, Erscheinungen, welche, wenn sie im Geiste vor sich gehen, ihre Resonanzen im Körper hervorrufen.

Wer eine lebhafte Phantasie besitzt, thut häufig unbewußt, was er mit Bewußtsein vorstellt, schreibt eine Zahl, die er nur denken will, spricht mit Anwesenden, denen er etwas mitzutheilen im Sinn hat, hält für sich die Anrede, die einem fernen Gönner gilt, zeichnet das Bild und schreibt den Namen desjenigen, dessen Person seine Gedanken liebend hegen oder hassend verfolgen. Mit einem Worte: die rege oder erregte Phantasie des Menschen „denkt laut" oder „spricht in Gedanken". Das Kind, welches laut redet mit seinen Puppen, der Greis, welcher sich laut unterhält mit seinen lieben Todten, der Wahnsinnige, welcher spricht mit seinen Phantomen,*) der Eifrige, welcher laut seine Aufgabe lernt — sie thun alle dasselbe, und sie wissen nicht, was sie thun, weil die Aufmerksamkeit von einem Gegenstande so gefesselt ist, daß sie taub ist für alles andere.

Manche linkische Handlung, manch erheiternde Erscheinung der Selbstvergessenheit, der Zerstreutheit, der Gelehrtenmarotte ist Beweis dafür, daß viele Menschen, sei's von Natur, sei's aus Gewohnheit, ihre liebe Mühe haben, das nicht zu sagen, was sie denken, das nicht zu thun, was sie vorstellen, das zu lassen, was sie regelmäßig treiben. Solche Zustände sind aber das Gegentheil von „Zerstreutheit": sie sind die unwillkürlichen Aeußerungen oder Nebenerscheinungen dessen, was man besser Versunkenheit des Aufmerkens in einem Punkte nennen könnte. Die Mühe, solch unwillkürliche Bewegungen der Geberde- oder Sprachmuskeln zurückzuhalten, ist bekanntlich um so größer, je stärker die Affecte sind, welche die Gedanken begleiten. Und Affecte, Gemüthsantheilnahme begleiten alle Vorstellungen ausnahmslos. Bloses und „reines" Denken ist selbst für den dürrsten Mathematiker eine Unmöglichkeit.

Wie nun jede Vorstellung im Denkvermögen mit irgend einer Regung des Gefühles, irgend einer Strebung des Wollens, seien diese reprobierend oder approbierend, verbunden ist, so hat jede geistige Vorstellung des Menschen zugleich die weitere Tendenz, sich

*) Vgl. in Shakespeare's König Lear die klassische Darstellung des „Sinnes im Wahnsinne" und des unwillkürlichen Sprechens, Handelns . . . im Wahnwitze. Das Bild des wirklichen Narren Lear läßt dort den verstellten Narren Edgar mit furchtbarer Wahrheit beten:

„Der Himmel erhalte dir deine fünf Sinne!"

zu verleiblichen. Die Behinderung dieser Tendenz kann zur Qual werden, wie umgekehrt z. B. das Niederschreiben schwieriger, verwickelter Gedankenreihen Klärung wirkt und zur wahren Erlösung werden kann.

Dem unwillkürlichen Aeußerungs- und Selbstentäußerungsdrange der Seele kommt in der Organisation des Leibes das Nervennetz entgegen. Wie durch eine geistige Regung eine Nervenerregung bewirkt wird, wissen die Physiologen freilich nicht. Das Sublimste, was sie zu sagen vermögen, dürfte die Angabe der Zeit sein, die ein Empfindungsimpuls braucht, bis er sich in eine Muskelbewegung umgesetzt hat, sowie die Angabe des Intervalles zwischen Nervenreiz und Gehirnempfindung. Mag das hier waltende Geheimniß sich entschleiern, wie es will: vorerst wird kaum mehr zu geben sein als eine Lösung des wichtigen Problems im Bilde. Erhebt sich eine Regung in der Seele, so beginnt alsbald das Nervennetz des Leibes in den dem psychischen Erregungsgebiete zugehörigen Partien unwillkürlich mitzuschwingen, gleichwie die sämmtlichen gegeneinander abgestimmten Saiten eines Klavieres von selber zu tönen anfangen, wenn eine von ihnen angeschlagen wird.

Weitere Beachtung verdient noch das „Hemmungsnervensystem", von welchem die Physiologie sagt, daß es ausdrücklich in Thätigkeit gesetzt werden muß, sollen gewisse lebhaft vorgestellte Bewegungen nicht zu wirklichen Bewegungen werden. Dieser Theil des Nervengewebes ist somit das leibliche Vehikel der Selbstbeherrschung, wie die Selbstäußerung der Seele an dem „Auslösungsnervensystem" — so könnte man die bewußte Abtheilung der motorischen Nerven heißen — ihr Organ zur Verfügung hat. Wirkt das Hemmungssystem nicht, ist die bewußt aufmerkende Selbstbeherrschung der Seele an einem Punkte suspendirt, dann eben treten, wie gesagt, die unwillkürlichen Muskelbewegungen auf. Befragen wir jetzt dieselben für sich, so bezeugen sie, was die Psychologie unabhängig von der Somatologie schon lang erkannt hat, daß nämlich das Selbstbewußtsein des Geistes nicht immer wacht und daß seine Helligkeit nicht bis zu den letzten Spitzen der Nervenfasern hinauszudringen vermag, daß dagegen jede Erregung der Seele, mittelst des allgemeinen Lebensgefühles, in das äußerste Grenzgebiet des Körpers hinauszittert.

Für die Würdigung der rein psychischen Vorgänge ist aus dem Ausgeführten ein Doppeltes abzunehmen.

Einmal: Es gibt von Anfang an rein geistige, gleichsam blos ätherische Vorstellungen in der Seele des Menschen nicht. Allen, auch den abstraktesten Begriffen und Ideen entsprechen unbewußte Nervenschwingungen und unwillkürliche Muskelzuckungen. Der Satz der Schule erhält so seine exakte Begründung: Der Intellekt der Menschenseele hat zum Gegenstand das Sinnenbild; unsere natürliche Erkenntniß hebt mit dem Sinn an: nur soweit kann sie sich erstrecken, als sie von dem Sinnlichen (phantasma) geleitet werden kann. *)

Zweitens: Weil mittelst der ungewußten Muskelschwingungen nur der sinnliche Theil einer geistigen Vorstellung sich verräth, darum kann etwas anderes, als sinnlich Wahrnehmbares, unmittelbarer Gegenstand des Gedankenlesens nicht sein. Mittelbares Objekt für diese Kunst dagegen ist alles Errathbare.

Hiernach erklären sich gerade die merkwürdigsten Erscheinungen leicht.

III. Eingrenzung des Gedankenlesens.

Während ich hier weiter schreibe, werden im Zimmer über mir rasch einige Akkorde von einer bekannten Melodie angeschlagen. Unwillkürlich erinnere ich mich an eine Stelle bei Shakespeare, und ich bewundere den Genius des Dichters, welcher das Herz seiner Gestalten oft in unscheinbarer Wortwendung offenbart. Die vereinsamte Kleopatra spricht:

„Macht mir Musik, Musik, schwermüthige Nahrung
Für uns vernarrte Seelen." **)

Alle Gedanken nähren sich an Gefühlen, und die Nahrung der Gefühle sind zu gutem Theile die Stimmungen des Leibes, und diese, woher immer sie erregt sein mögen, von außen oder von innen, äußern sich in minimalen Nervenschwingungen. Auf diese und ihre Vergröberung in den Muskeln ist das Gedankenlesen angewiesen, und darum ist es insofern begrenzt, als reine Begriffe und Ideen, reine Gefühle vom Gedankenkünstler nicht errathen werden.

Ist eine ein- oder mehrzifferige Zahl aufzufinden, so richtet sich die Aufmerksamkeit des Aufgebenden und des Rathenden nur auf das Zahlenbild, nicht auf den Zahlbegriff. Daraus erklärt sich ein Umstand, der scheinbar zum Wunderbarsten unserer merkwürdigen

*) Vgl. S. Thom. Aq. Quaest. disp. de verit. XII. a. 1; XI. 1.
**) Antonius und Kleopatra. Act 2, Scene 5.

Kunst gehört. Der Experimenteur A nämlich schreibt die errathene Zahl geradeso an, wie die Versuchsperson B selber sie formt — ein Beweis, daß das Rathen auch in seiner sublimsten Form nur auf die Sinnenhülle der Zahl gehen kann.

Ideen, z. B. Gott, Ewigkeit u. a., sind als Ideen dem Gedankenleser unzugänglich. Zwar wird sich das Wort „Gott" wohl finden lassen, aber nur als Wortbild, in der Gestalt, welche der Aufgebende mit seiner Handschrift zeichnet. Daraus ist wieder eine andere auffallende Eigenthümlichkeit zu begreifen, nämlich daß die Schranke der Sprachverschiedenheit äußerlich für den Gedankenleser nicht besteht. Er will nur die Schriftumrisse in den bestimmten Richtungen und Formen nachbilden, welche meine Hand unwillkürlich angibt, wenn ich lebhaft „Gott" oder Deus oder θεός oder יהוה vorstelle. Ein begriffliches Wissen, ob ich im gegebenen Falle die Gottesidee theistisch oder pantheistisch, trinitarisch oder unitarisch denke, kann der Rathende nicht erreichen.

Die scharfe Vorstellung der sinnlichen Bildform für einen Gedanken ist zum Gelingen des Experimentes so nothwendig, daß der genannte Cumberland sich nur von Malern oder Zeichnern ein zu errathendes Thier u. a. vordenken lassen will. Ein jeder, der schon einen Elephanten gesehen, kann sich das Bild dieses Thieres lebhaft vorstellen. Der Gedankenleser indes vermag die Vorstellung nur zu errathen, wenn der Aufgebende die Bildumrisse auch zu zeichnen im Stande ist. Nur in diesem Falle, scheint es, telegraphirt das Gehirn die unwillkürlichen zutreffenden Bewegungen in die Handmuskeln des Mediums. Der Gedankenleser selber braucht ebensowenig Zeichner zu sein als Sprachkenner.

Was endlich Strebungen des Willens und Gefühle betrifft, so ist klar, daß die ihnen entsprechenden minimalen Muskelbewegungen kräftiger sind als die ideomotorischen Schwingungen. Beim niederen Gedankenlesen wird daher die Willensrichtung immer ausschlaggebend sein. — Auch die Gemüthsbewegungen rufen, wie sie ja schon auf den Blutumlauf bedeutendsten Einfluß ausüben, intensive Muskelzuckungen hervor. Doch ist zu bezweifeln, ob selbst der geübteste Gedankenleser auf reine Sehnsucht, Trauer, Reue, Furcht, Hoffnung u. Ä. zu diagnosticieren vermögen wird aus bestimmt vorhandenen, gerade noch merklichen Muskelschwingungen. Es ist zu vermuthen, daß, rücksichtlich des Gemüthslebens, nicht blos die Psyche, sondern auch die Physis des einzelnen Menschen von unbe-

rechenbarer Individualität ist. Einer der feinsten Herzenskenner in der neuen Zeit, Alban Stolz, der Mann mit dem genialen Blicke, sagt irgendwo, daß ihm bei Anhörung eines lustigen Walzers oft die schwermüthigsten, in Begleitung von Leichenzügen aber, wobei Trauermärsche klangen, die heitersten Stimmungen aufgequollen seien. War hieran blos die Reflexion, nicht auch die Muskelfunction schuld? Welche von beiden war Erfinderin und welche Zeichnerin der Stimmungsbilder?

Eine letzte Grenze der Gedankenlesekunst sei noch berührt. Ihre Deutungsmittel sind mechanischer Natur; sie sind bloße Druck- und Stoßbewegungen in den Gliedern. Nur soweit diese mit Bewußtsein von einem Dritten aufgefaßt werden können — ist man geneigt anzunehmen —, vermag dieser etwas Gedachtes zu errathen.

Die Sache bedarf noch weiterer Aufklärung. Ein ungekünsteltes Experiment des Gedankenlesens besteht darin — das Mittel zur Feststellung der unwillkürlichen Bewegungen ist schon einmal genannt worden —, daß der Operateur an einem Faden einen Ring in ein leeres Weinglas hält, die rechte Hand von jemand, der stumm eine Zahl zu denken hat, an die Stirne drückt und nun mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Berührungsfläche zwischen Hand und Stirne achtet. Der Ring an dem regungslos zu haltenden Faden wird bald zu schwingen anfangen und, falls das Experiment gut gelingt, so oft an das Glas anklopfen, als die Versuchsperson gedacht hat. Um Täuschungen möglichst ferne zu halten, darf letztere nicht alsogleich das Experiment abbrechen, sobald die gedachte Zahl geklopft ist — ein Nichtbetheiligter mag nachzählen —, sondern man soll abwarten, bis der Ring zu einiger Ruhe gekommen ist.

Der Experimenteur kann nach gelungenem Versuche mit Bewußtsein nur angeben, daß er eine bestimmte Unruhe in der Hand des die Zahl Denkenden an seiner Stirn empfunden hat, daß diese Unruhe wohl sich steigerte, als das Resultat nahezu erreicht war durch das Anklingen des Ringes, daß sie vollkommen und auf einmal verschwand mit dem letzten, die Zahl selber markirenden Schlage. Errathen! wird der Experimenteur unwillkürlich denken, unter dem Eindrucke seiner stummen Wahrnehmungen, und unwillkürlich wird er sich erhöhte Mühe geben, seinen Ring so ruhig als möglich zu halten.

Eine weitere Bewußtseinsthätigkeit wird der Rathende nicht namhaft machen können. Es müßte denn nur sein, daß fortgesetzte,

aufmerksame Uebung es zu gewisser Meisterschaft im Beobachten zu bringen im Stande wäre. Immerhin hätte auch hier das schon einmal gebrauchte Bild Raum zu neuer Verwendung: die ideomotorischen Bewegungen in der Hand des Denkenden haben sich durch die Berührung unwillkürlich dem Gehirn und der Hand des Rathenden mitgetheilt, gerade so, wie eine schwingende Saite eine gleich oder akkordirend gestimmte Nebensaite zum Mittönen veranlaßt.

Doch, die Vermuthungen seien den Physiologen überlassen zur Bestätigung oder Widerlegung! Wir gehen über zum letzten Abschnitt unserer Arbeit.

IV. Folgerungen aus dem Gedankenlesen.

Die Bedeutung des Gedankenlesens liegt nicht so fast in der Kunst selber als vielmehr in den Erklärungsmitteln der Kunst. Diese ist eine, wenn auch interessante Spielerei; jene, die wir allgemein „Ideomotionen" oder „unbewußte Cerebration" heißen, weisen mit augenfälliger Entschiedenheit auf die Thätigkeit und Beschaffenheit des Seelenwesens hin. Darum ist der Werth der psycho-physischen Untersuchungen, welche das Gedankenlesen anregt, nicht zu unterschätzen. Eine geistesschwache Gegenwart wird durch sie an den „hohen Sinn" gemahnt, der oft in „kindischem Spiele" liegt. Stellt der Spiritismus die geile Wucherpflanze dar, welche den Geist des überbildeten Zeitalters übersponnen hat, so weist dagegen das Gedankenlesen mit Protest auf die Giftpflanze hin, welche in der modernen Geisteswüste aufgeschossen ist; sie heißt Materialismus. Die beiden Unkrautarten sind die zwei Species des Aberglaubens, welcher gegenwärtig blüht.*)

1. Spekulative Bedeutung.

1. Wenn das Kind sprechen lernt, da stehen ihm schon zum voraus alle die Bewegungen zu Gebote, welche das Muskelsystem des Kehlkopfes bei der Lauterzeugung zu machen hat. Das blos

*) „Eine vornehm thuende Zweifelsucht," sagt Alexander von Humboldt im Kosmos, „welche Thatsachen verwirft, ohne sie ergründen zu wollen, ist in einzelnen Fällen fast noch verderblicher als unkritische Leichtgläubigkeit. Beide hindern die Schärfe der Untersuchung". Warum? Weil die materialistische Hochnasigkeit, welche höhnisch „den Gott und den Teufel" leugnet, gerade so gut wie die spiritistische Geheimnißkrämerei, nicht blos der Wirkung, sondern dem Wesen nach Afterglauben ist.

einmalige Lautgeben ist aber noch lang keine menschliche Rede. Die specifische Eigenthümlichkeit des menschlichen Sprechens ist seine Einheit von Freiheit und Gebundenheit. Gebunden ist dasselbe an das nach unwandelbaren physiologischen Gesetzen geschaffene Lautmaterial. Frei auf der anderen Seite ist unsere Sprache, und zwar in dem hohen Sinn, in welchem wir von der idealen Freiheit des künstlerischen Schaffens reden, durch drei Vorzüge, nämlich: Unterscheidung der Laute; Anpassung bestimmter Laute an bestimmte Vorstellungen; Verknüpfung der zusammengehörigen Laut- und Vorstellungsgebilde. In dieser dreifachen Thätigkeit offenbart der menschliche Geist seine großartigsten Fähigkeiten. Beweis und Denkmal dessen ist nicht blos die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der verschiedenen Sprachen, sondern, und noch mehr, der unendliche Reichthum individueller Ausdrucksfähigkeit in einer und derselben, sogar der wortärmsten Sprache. Der Mann wird erkannt an seiner Rede; seine Sprache ist die sichtbare Seele eines Volkes: diese hat sich wörtlich ergossen in das „Kunstwerk vor aller Kunst".

Die wunderbare Thätigkeit des Sprachgenius, das Unterscheiden der Laute, das Anpassen von lautlichen Einzelelementen an seelische Empfindungen, das Verknüpfen von Lautgruppen mit Vorstellungscomplexen lernt das vollsinnige Kind bekanntlich sehr leicht von seiner Umgebung und es erwächst ihm kaum eine Schwierigkeit, ob es eine oder zugleich mehrere Sprachen lernen muß. Nun ist die Frage: warum kann das Kind sprechen „lernen"? weshalb übt es mit erstaunlicher Leichtigkeit ein Thun, gegen dessen unendliche Vielseitigkeit das bewußte Erlernen eines fremden Idioms in späterem Alter, auch beim größten Sprachenmeister, ein magerer Schatten bleibt?

Kann die gestellte Frage genügend beantwortet sein mit dem Satze: das Kind lernt sprechen, wenn und weil es vollsinnig ist? Was ist vollsinnig? Und läßt sich ein fehlender Sinn nicht durch äußere künstliche Nachhilfe ersetzen? Haben die glänzenden Leistungen des Blinden- und Taubstummenunterrichtes dies nicht bewiesen für alle Zeiten?

Das Kind ist nicht durch seine Sinne in den Stand gesetzt, reden zu lernen; die Sinne, selbst in mangelhafter Zahl und fehlerhafter Ausbildung, lernen vielmehr deshalb, weil das Kind ein von allem Sinnlichen unabhängiges Unterscheidungsvermögen besitzt. Dieses versteht die Formen und die Worte des Lautvorrathes abzu-

Digitized by Google

wägen, den Arbeitsaufwand im Kehlkopf abzumeſſen, der zur Hervorbringung der einzelnen Bildungen erforderlich iſt, die Uebereinſtimmung von Abſicht und Leiſtung zu beurtheilen. Was folgt daraus?

Zu ſagen: das bewußte Unterſcheidungsvermögen wohnt dem Nerven- und Muskelapparate des Kehlkopfes, oder irgend einem Sinnesorgan, unbewußt ein — iſt eine willkürliche Anmaßung im Behaupten, wodurch der Materialismus ſeine Rathloſigkeit zu verbergen ſucht. Schon das kleine Kind, welches ſprechen lernt, während der größte Affe dies nicht lernt, widerlegt die materialiſtiſchen Einbildungen von den blos mechaniſchen Bewegungen der „organiſirten" Kraftatome. Die Rede des Unmündigen führt den Beweis: das Kind vermag mit dem feinſten Nervenapparat ebenſowenig als mit einem lückenhaften das Sprechen zu lernen, wenn nicht die von der bloſen Nervenkraft unterſchiedene „Seele" das Lernen lehrt. Normalbeweis deſſen iſt das vollſinnige Kind, während der Ausnahmebeweis des vier- oder halbſinnigen Weſens ein argumentum a fortiori darſtellt.

2. Zum gleichen Ergebniſſe führt die Betrachtung der unwillkürlichen Muskelbewegungen beim Gedankenleſen. Es beſtätigt dieſe Kunſt am erwachſenen Menſchen, was die Beobachtung des Gedankenentſtehens durch das Sprechenlernen an der kindlichen Entwickelung darthut. Während beim Sprechenlernen die Seele Muskelleſerin iſt an den Kehlkopfbewegungen ihres eigenen Leibes, ſpielt der Gedankenleſer ihre Rolle an einem fremden Körper.

Das Gedankenleſen iſt treffend zu vergleichen mit der Thätigkeit der Blinden- oder Taubſtummenlehrer. Wie dieſe die Seele des Unglücklichen anweiſen, ſelbſtſtändig einen fehlenden Sinn zu erſetzen, ſo verhilft der Operateur dem „Muskelſinn" ſeines Mediums zu Aeußerungen, welche dieſer allein nicht hervorzubringen vermag. Hierin liegt ein vollkräftiger Beweis gegen die materialiſtiſchen Erklärungen des Seelenlebens und Seelenverkehres.

Wir ſetzen, was zugegeben iſt: alle Vorgänge, welche ins menſchliche Bewußtſein fallen, haben ihr nächſtes leibliches Mittel und Werkzeug am Gehirn und Rückenmark. Ihrer Aufgabe genügen dieſe Organe durch Bewegungen der kleinſten Theilchen, aus welchen ſie beſtehen. Mögen dieſe Bewegungen beſchaffen ſein, wie immer, ihrer Natur nach ſind ſie mechaniſch-phyſiologiſche Atomſchwingungen

Angenommen nun, diese Schwingungen — sie mögen auch noch von nebenhergehenden chemischen Erscheinungen begleitet sein — als Atomschwingungen seien allein die erzeugenden Agentien des menschlichen Bewußtseins und fernerhin des gesammten Geisteslebens: dann bleibt ein Zweifaches unerklärlich, gerade so unerklärlich, wie das Hervorgehen des Lebens aus dem materiellen Urschlamme.

Erstens ist unbegreiflich, wie die unwillkürlichen Muskelschwingungen in den Bewußtseinsorganen unbewußt sein können für ihren eigenen Inhaber.

Die Schwingungen sind mechanisch veranlaßt durch Druck- oder Stoßbewegungen der Nervenmoleküle. Woher diese selber die Veranlassung haben, ist zwar für den Materialismus auch unerklärlich, hier aber gleichgiltig. Nun kann man sagen: ein schwacher Atomstoß bewirkt eine langsame Molekülschwingung, ein starker Stoß selbstverständlich eine schnellere Schwingung; letztere wird bewußt, erstere nicht. Woher entlehnt aber der starke Stoß und die beschleunigte Schwingung die Eigenschaft „Bewußtsein", welche der geringere Stoß und die langsamere Schwingung noch nicht besitzen, wenn es nichts anderes als Stöße nnd Schwingungen gibt? Oder man kann auch sagen: ein schwacher Stoß wirkt horizontale Schwingungen, ein kräftiger vertikale, sagittale und ähnliche Schwingungen; letztere sind bewußt, erstere nicht. Woher entlehnt aber der kräftige Stoß die Fähigkeit, dem Atom eine veränderte Schwingungsform aufzuzwängen?

Also Schluß: Entweder kann man das Bewußtsein rein physikalisch erklären, wie die Erscheinungen des Gravitations- und Fallgesetzes. Dann muß man folgerichtigerweise auch der beschleunigten Fallgeschwindigkeit eines Steines (etwa in der 4. Sekunde oder beim schmerzhaften Aufprallen?) Bewußtsein beilegen, und man muß die Stärkegrade des Bewußtseins ebenso berechnen können, wie die Kraft der Massenanziehung. — Oder man kann das Bewußtsein physikalisch nicht erklären. Dann hat man den Ausweg und sagt: die physiologischen Bewegungen sind anderer Art als die physikalischen; von welcher Art sie sind, weiß man nicht, und wäre auch nicht erklärt, wenn man sie dynamische hieße. Allein das genügt nicht. Nach den Experimenten des Gedankenlesens haben wir „unwillkürliche Muskelbewegungen" in den Organen des Bewußtseins, Bewegungen also, welche man Ansätze oder Zunder des Bewußtseins nennen könnte. Die Entzündung des faktischen Bewußt-

seins steht in Frage; denn die Zunder wollen nicht von selber Feuer fangen. Folglich wird die reine Physiologie, wenn sie etwas mehr als nichts sagen will, nicht umhin können sich für die eine oder andere Annahme zu entscheiden: entweder sind die kleinsten Gehirn- und Nervenoscillationen immer und gleich von Anfang an bewußt, und die Bewußtseinsstärke steigert sich mit der Höhe der Schwingungszahlen in der Sekunde; oder solch minimale unbewußte Schwingungen gibt es gar nicht.

Beides widerspricht den Thatsachen, und die vorher geforderte physikalische Construction des Bewußtseins ist absurd. Also kann die mögliche Erklärung nur die sein: die unwillkürlichen Muskelbewegungen oder Ideomotionen legen ihr ganzes Gewicht in die Wagschale für die Wahrheit, daß sie nicht Ursachen, sondern Bedingungen des seelischen Bewußtseins sind. Die Seele, die von allem Mechanischen verschiedene und über alle physikalisch-organischen Bewegungen als andere Seinsart erhabene Wesenheit ist es, welche von den unterschiedlichen Stärkegraden der Atomschwingungen in den Molekülen der Nerven, die dem Geistesleben dienen, sich verschiedentlich stimmen, zu Bewußtsein und Aufmerksamkeit wecken läßt oder nicht.

Es verschlägt dabei nicht im mindesten etwas, ob die Gesetze des Wechselverkehrs zwischen Leib und Seele genau bekannt sind oder nicht. Man denkt ohne Kenntniß der Denkgesetze; man verdaut ohne Einsicht in die Gesetze der Blutbildung und des Blutumlaufes. Das obschwebende Dunkel wird aber sicherlich am wenigsten gelichtet dadurch, daß die Seichtheit des Salonmaterialismus das Dunkel zum Grunde nimmt, um die Leugnung des Wechselverhältnisses zwischen Leib und Seele, die Verwerfung des geistigen Verhältnißgliedes darauf zu bauen in dem stolzen Satze: der Mensch ist ein Etwas, welches am einen Ende bewußt denkend, am anderen unbewußt ausgedehnt ist. David Strauß ist der Erfinder dieses Wahnes. *)

*) Allerdings erst in seinem Alter. Das ‚Nachwort' zu „Alter und neuer Glaube" verlangt dreist, daß der regelrechte moderne Naturforscher mit Zechner gläubig urtheile: „Bei seinem Gleichniß von den zwei Uhren — Seelenmonade und Körpermechanismus — habe Leibniz die einfachste Möglichkeit vergessen, nämlich die, daß vielleicht beide Uhren, deren Zusammengehen erklärt werden soll, im Grunde nur eine seien." Aus dem „Vielleicht" spricht die Altersschwäche, sowie die ganze naturwissenschaftliche Leichtfertigkeit des materialistischen Aberglaubens. Wer übrigens dem Parfüm des Hedonismus den ungefälschten Duft des Epikuräismus vor-

Zweite Unbegreiflichkeit! Wenn die unwillkürlichen Muskelschwingungen, die als Ideomotionen bei geistiger Thätigkeit im menschlichen Leibe auftreten, das Bewußtsein ihres eigenen Inhabers nicht zu wecken vermögen — wie sollen sie Bewußtsein in einem Fremden, dem Gedankenleser, schaffen? Es handelt sich bei der Frage nicht um das Verständniß, sondern um das Bewußtwerden der in einem anderen zu errathenden unbewußten Vorgänge.

Oben ist gesagt worden: beim Gedankenlesen verhält sich der Experimenteur A bewußt receptiv, das Medium B unbewußt activ. Angenommen nun, das Bewußtsein sei überhaupt nicht mehr als die Resultante mechanischer Bewegungen der Gehirnatome, dann bedeutet des Experimenteurs Empfinden von unempfundenen Vorgängen in den Muskeln der Versuchsperson soviel als ein Herübernehmen von minimalen Gehirnoscillationen aus B in A. Durch das Herübernehmen minimaler Schwingungen aus einem fremden Gehirn sollen die maximalen, d. i. die bewußt aufmerkenden Schwingungen im eigenen Gehirn von A so gesteigert werden, daß der letzteren Bewußtsein auch noch zur Erfassung unbewußter Bewegungen in dem fremden B ausreicht. Nach welchem Gesetze wär' es aber zu begreifen, daß durch die Herübernahme einer Minimalschwingung aus dem Gehirn von B, welche für B ein Nichts, weil unbewußt ist — eine Beschleunignng der Maximalschwingungen, der Bewußtseinsenergien in A bewirkt werden könnte? Würde das Minimum von B's Schwingungen nicht verschwinden müssen, schon durch deren Ueberleitung auf A? Und wenn die geforderte Beschleunigung, die Bewußtseinssteigerung in A durch minimalen Bewegungszuschuß aus B herstellbar wäre: woher sollten die Bewußtseinsatome in A die unterscheidende Empfindung nehmen, die Beschleunigung der Schwingungen stamme von dem fremden B, nicht aber von A selber?

Offenbar wird nach der materialistischen Psychologie der Seelenverkehr zum unmöglichen Märchen. Die unwillkürlichen Muskelbewegungen aber, welche das Gedankenlesen ermöglichen, führen mit Nothwendigkeit auf jene geistige Grundkraft, durch welche die Seele der Materie gegenübergestellt und alle Materialität von ihrem Wesen fern-

---

zieht, wird lieber das Wort hören: „Sage mir, was du ißt, und ich sage dir, was du bist" (Brillat-Savarin.) Hierüber kann man lächelnd hinweggehen; denn man weiß, woran man ist. Ueber das Raffinement aber der ästhetischen Heuchelei, womit Strauß den Moder der Materie hinwegzutäuschen sucht, wird man sich immer ärgern müssen.

gehalten wird. Das ist das Vermögen der Unterscheidung, und zwar ist dieses nicht blos die Fähigkeit, das eine vom anderen, A von B zu unterscheiden, sondern die höhere Fähigkeit der Menschenseele, sich von sich selber zu unterscheiden. Die zum Selbstbewußtsein angelegte Seele vermag sich zu theilen in ihren Thätigkeiten und doch Eins zu bleiben in ihrer Wesenheit, nämlich sie selber. Diese specifisch geistige Eigenthümlichkeit macht die Arbeitstheilung möglich, welche beim Gedankenlesen statthat. A, „bewußte Receptivität", hat sein geistiges Thun zerlegt in actives Aufmerken und passives Zuwarten, und doch sind die Theilungsglieder eine bewußte Einheit, nämlich das unterscheiden-Wollen. Solch' ein unterscheiden-Wollen, welches in der Menschenseele fortgeht bis zu dem auf-sich-selber-Aufmerken, sich-selber-unterscheiden-Wollen, ist an der Seele, wenn der Ausdruck angeht, die Seele ihrer Immaterialität.

Soll der blosen Materie Bewußtseinsfähigkeit zukommen, dann müßte der Schatten des vorstehenden Gedankens, nämlich die Vorstellung möglich sein: das materiell-mechanische Atom kann von sich aus seine Wirksamkeit hemmen und auf deren eigenen Ausgangspunkt zurücklenken, also thätig und unthätig in einem Sinne zugleich sein.

Die Materie hat als Wirklichkeit Bewegungskraft (vis resistentiae), der Geist hat Bewußtseinskraft (vis conscientiae), der Leib ist (est), die Seele ist für sich (sui est). In der Befestigung dieser Unterscheidung sehen wir die spekulative Bedeutung der Gedankenlesekunst. Ihre Deutungsmittel, die unbewußten Bewegungen in den Bewußtseinsorganen, helfen die Erkenntniß stützen, daß es für das einfache Sein unmöglich ist, irgend einmal bewußtes Sein zu werden, daß das schlechthin-Seiende immer unvermögend ist, in für-sich-Seiendes überzugehen — durch reine Schwingungsbewegungen seiner kleinsten Theilchen. Wird die denkbar höchste Geschwindigkeit oder Richtungscomplication einer Schwingung das in ihr kreisende Atom je wissen lassen, daß es schwingt? und wie wird sich dies Wissen vermitteln? Dieses Wie zu erklären, ist für die reine Mechanik*) nicht blos ein sehr schwieriges Problem, sondern eine Unmöglichkeit.

*) Dubois-Reymond meint zwar (Grenzen des Naturerkennens): „Es ist ein Mißverständniß, in dem ersten Erscheinen lebender Wesen auf Erden etwas Supranaturalistisches, etwas anderes zu sehen als ein überaus schwieriges mechanisches Problem." Doch ist, so schwierig die Grenzbestimmung zwischen organi-

2. Psychologische Bedeutung.

Hat die soeben abgeschlossene Speculation, welche die geistige Energie und Wesenheit der Seele zum Gegenstande nahm, ihre Schwierigkeiten, so ist dagegen die psychologische Würdigung des Gedankenlesens weit einfacher. Es kommen hier einige seelische Erscheinungen in Betracht, welche durch die Erklärungsmittel der besprochenen Kunstfertigkeit sich leicht bis zu gewissem Grad aufhellen lassen.

1. Zunächst sei hingewiesen auf die oft gehörte Klage, die namentlich Künstler und Dichter gern anstimmen, indem sie von ihren Werken sagen: wie herrlich war meine Conception und wie mangelhaft ist meine Ausführung! wie rein und farbenreich war die Idee, wie trüb und blaß ist jetzt das Gemälde! wie lebte die Gestalt in meinen Gedanken, und wie todt ist nun die vollendete Statue!*)

Spricht solch' idealistische Unzufriedenheit mit sich selber jene eitle Bescheidenheit aus, die auch ihre Mängel gelobt haben will? Oder woher kommt es, daß die Seele künstlerische, wissenschaftliche und ähnliche Ideen, welche sie scharf und klar erkennt, nicht so vollkommen zu gestalten vermag, wie sie dieselben innerlich anzuschauen im Stande ist? Warum wollen mir Ideal und Wirklichkeit auch

---

scher und anorganischer Chemie bleibt, die künstliche, mechanische Herstellung einer lebensfähigen Zelle aus todten Stoffen nicht gelungen. Und bezüglich des im Texte genannten Problems sagt derselbe Naturforscher — David Strauß bemüht sich a. a. O. 26 ff. ihn mit sich selber in Widerspruch zu setzen, der naturwissenschaftliche Ignorant den Mann des Ignorabimus! —: „Die erhabenste Seelenthätigkeit ist aus materiellen Bedingungen in der Hauptsache nicht unbegreiflicher als das Bewußtsein auf seiner ersten Stufe, die Sinnesempfindung: Es wird durchaus und für immer unbegreiflich sein, daß es einer Anzahl von Kohlenstoff-, Wasserstoff- u. a. Atomen nicht gleichgiltig sein sollte, wie sie liegen und sich bewegen; es ist in keiner Weise einzusehen, wie aus ihrem Zusammenwirken Bewußtsein entstehen kann." — Die Stelle wird sehr häufig angeführt.

*) „Es dehnte mit allmächtigem Streben
Die enge Brust ein kreißend' All,
Herauszutreten in das Leben,
In That und Wort, in Bild und Schall:
Wie groß war diese Welt gestaltet,
Solang die Knospe sie noch barg —
Wie wenig, ach, hat sich entfaltet,
Dies Wenige, wie klein und karg!"

Schiller, Ideale.

dann nicht zusammenstimmen, wenn doch die Verwirklichung der Gedanken von mir allein abhängt? — Allgemein kann man den Mangel, auf welchen hier aufmerksam gemacht wird, als die Schwierigkeit bezeichnen, für das Geisteswort unmittelbar das angemessene Lautwort, für das Idealgebilde die reine Realgestalt zu finden. Worin ist diese Schwierigkeit begründet?

Man antwortet gewöhnlich mit dem Hinweise darauf, daß Ideal- und Realform eines Gedankens incommensurable Größen seien und dies ihrem Wesen nach sein müssen, daß die Seele mehr berge, als sich durch alle körperlichen Mittel aussprechen lasse. Das ist gewiß richtig, erklärt aber das bewußte Unvermögen nicht ganz und die Thatsache gar nicht, daß durch aufmerksame Selbstschulung des Geistes eine Besserung des Mißverhältnisses, die Anbahnung der Gewandtheit im Ausdrucke, die Fortbildung des Könnens zur künstlerischen Vollendung möglich ist.

Die Entdeckung der „ideomotorischen Bewegungen" verdeutlicht unsere Sache auf einfache Weise. Sowie die Seele eine Vorstellung bildet, regen sich die Nervencentren, um den Ausdruck der Vorstellung vorzubereiten. Die Gestaltungskraft der Seele (vis plastica) bezieht sich auf den geistigen Kern der entstehenden Empfindung und zugleich auf deren leibliche Hülle; das „Einbilden" ist unsinnlich (vis percipiendi) und sinnlich (vis repraesentandi), innerliches Vor- und nach außen gehendes Darstellen. Die niedrigsten Formen ihrer Hervorbringungen aber sind in der Seele nicht auch schon von dem alles unterscheidenden Bewußtsein (vis appercipiendi) durchleuchtet. Das „Aufmerken" hat diese Formen zu sichten und will dem treffendsten Vorstellungsinhalt das passendste Gewand zuscheiden. Während dieser Thätigkeit der Seele kreuzen sich fort und fort die unwillkürlichen Regungen in den Nerven. So wird erklärlich, daß die erste Ideomotion, welche für die zugehörige Idee das angemessenste Gefäß geschaffen hätte, anfangs übersehen, bei eindringenderem Unterscheiden und Aufmerken aber wieder aufgefunden werden kann. Träten die Bewegungen, welche wir Erscheinungen der unwillkürlichen Nerventhätigkeit heißen, unmittelbar bei ihrer Entstehung rein und klar in die Helligkeit des Bewußtseins ein, dann könnte von der Seele jeder Gedanke fertig in Inhalt und Form nach außen abgegeben werden. Weil dem aber nicht so ist, weil das Unterscheiden aus den unwillkürlichen Bewegungsformen in den Bewußtseinsorganen zu wählen hat, darum kann es sich er-

eignen, daß die Wahl nicht glücklich ausfällt, daß der Gedanke, auf seinem Wege zum Lichte, durch seine Einkleidung Verkümmerung erleidet. Dabei bleibt die Möglichkeit bestehen, den Mangel zu bessern durch erneuertes Wählen, und der Mangel ist dann gehoben, wenn, was in Geist und Gehirn zuerst und zugleich geboren war, sich zusammengefunden hat. Beim Idealmenschen also — mens sana in corpore sano — wären die „ersten Einfälle" immer die besten.

Was man menschliche Beschränktheit nennt, das ist somit eine Störung der Harmonie zwischen Seelenregung und Nervenbewegung, ein Mißverhältniß zwischen Vorstellungskern und Gestalthülle, hervorgerufen einerseits durch die Stumpfheit der Unterscheidungskraft, welcher die ersten Anfänge und die kleinsten Theilchen des Unterscheidbaren nicht direct zugänglich sind; hervorgerufen andererseits durch die Nothwendigkeit des Wählens, welches von den vielen zu Gebote stehenden Nerven- und Muskelbewegungen keine frei besitzen kann, wenn es sie nicht selbst erworben hat, welches alles Willkürliche aus dem Unwillkürlichen, das Bewußte aus dem Unbewußten, die Form aus ihrem Material zu erobern, dem Gedanken den Ausdruck zu erringen hat. Corpus aggravans animam —

„Und den heiligen Sinn hütet das mystische Wort"

2. Die unwillkürlichen Nerven- und Muskelbewegungen, welche dem bewußten geistigen Thun voraneilen, setzen auch ins Licht, welchen Einfluß leiblich-organische Zustände und Thätigkeiten auf die Seele nehmen können. Namentlich sind Ernährung, Abspannung und Schlaf von Bedeutung. Es ist bekannt, daß man Tage lang über wissenschaftlichen Aufgaben, über den Beweisen mathematischer Lehrsätze u. Ä. brüten kann, erfolg- und hoffnungslos. Auf einmal, nach einem vorzüglich erquickenden Schlafe, steht die gesuchte Lösung vor der Seele, „schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen". Soll ein Gedächtnißstück recht glatt und zuverlässig zur Verfügung stehen, dann muß man, nach gebührendem Exercitium, das Stück einmal sorglos vergessen, um es zu wissen. Wenn den Kindern bei der Katechese der Stoff, in gefälliger Form und für das Verständniß durchgearbeitet, vorgetragen wird, kann man sicher sein, daß sie ihn zu reproduciren vermögen; insbesondere Rhythmen und Reime werden, wenn man sie in die Seele des Kindes niedergelegt und dort hat schlummern lassen, nach ein paar Tagen fast immer in

tadelloſer Vollſtändigkeit wieder aufwachen. Jeder Entſchluß offenbart ſeine ganze Tragweite klarer nach einer Nacht, die man über ihn geruht hat; der Vorſatz der Ausführung iſt dann entweder wie von ſelber erſtarkt, oder es koſtet den Einſatz einer neuen Kraftanſtrengung, weil von der erſten Feſtigkeit etwas wie verdunſtet erſcheint.

Dieſe und die ähnlichen Erſcheinungen, welche die Seelenkunde als Ideenaſſociation zuſammenfaßt, erklärt man ja dadurch, daß man die Seele ſich in ſich ſelber ſammeln und wie in geebneten Wellen ihr eigen Bild beſchauen läßt. Die natürliche Grundlage aber erhält dieſes Gleichniß durch die Erwägung, daß nicht die immer thätige Seele geruht, ſondern daß das Wogen der ideomotoriſchen Nerven ſich geglättet hat. Nun heben ſich noch jene Bewegungskreiſe heraus, welche die größte Ausdehnung und die höchſte Geſchwindigkeit erlangt hatten. Sind dieſe, was doch für gewöhnlich anzunehmen iſt, zufolge den zweckthätigen phyſiologiſchen Geſetzen, die naturgemäßen, dann nimmt ſie die Seele einfach ins Bewußtſein herein und geſtaltet nun das Bild ihrer Vorſtellung licht und rein, welches ſie ſonſt, unter dem ſteten Reiz aller ſich kreuzenden Motionen, mühſam und mangelhaft der Maſſe hätte abringen müſſen.

3. Auch das Traumleben, das Schlafwandeln, das Hellſehen und manch anderes Vorkommniß, welches auf den geheimnißvollen Seelengrund einen Einblick eröffnet, wird in eine überraſchende Beleuchtung gerückt durch die Verwerthung unſerer oftgenannten phyſiologiſchen Beobachtungen.

Es iſt übertrieben, mit Brillat-Savarin zu behaupten, daß die Schriftſteller meiſt ihrem Magen die von ihnen vertretene Literaturgattung verdanken. Aber ganz Unrecht wird der Phyſiologe des Geſchmackes nicht haben, wenn er meint, die Erfahrung habe, auf Millionen von Beobachtungen geſtützt, nachgewieſen, daß die Ernährung die Träume beſtimme.*) Träumen heißt, für die Seele,

*) Brillat-Savarin, Phyſiologie des Geſchmackes (überſ. von Carl Vogt), 4. Aufl. S. 175 und 198. Das drollige Buch enthält neben vielen ſcherzhaften und falſchen Behauptungen manche naturwüchſige Beobachtung. Seinen Geiſt bezeichnen die Sätze: „Die Entdeckung eines neuen Gerichtes iſt für das Glück der Menſchheit wichtiger, als die Auffindung eines neuen Geſtirnes.“ „Das Schickſal der Nationen hängt von der Art ihrer Ernährung ab.“ „Indem der Schöpfer dem Menſchen die Verpflichtung auferlegt, zu eſſen, um zu leben, ladet er ihn durch den Appetit ein, und belohnt er ihn durch den Genuß.“ S. XV. Aphorism. 9, 3, 5.

von den unwillkürlichen Schwingungen in den Bewußtseinsorganen unwillkürlich Kenntniß nehmen, während die aufmerkende Unterscheidungskraft in sich selber verschlossen ist. Träume sind „Sinneserinnerungen". Sie kommen zu Stande dadurch, daß die Erregungen der einzelnen Sinnesnerven vereinzelt fort- und regellos über die Bewußtseinsschwelle hinauszittern. Die Uebungen des Vorstellens im wachen Zustande haben den Nerven Reize zugeführt, welche hier gewisse Gewohnheitsbewegungen erzeugen. Weil aber im Schlaf diese Reize, sich selber überlassen, der automotorischen Lebendigkeit des jeweiligen Nervencomplexes folgen dürfen, so entstehen, wie Schattenspiele, die sich durch ein Fenster auf die erhellte Wand eines halberleuchteten Zimmers abzeichnen, die wunderlichsten Verbindungen von Empfindungen im Dämmerungsbewußtsein der Seele.

Begreiflich wird so die Seltsamkeit des Traumes, der sich von Zeit und Ort und Schicklichkeit gänzlich entbindet, sowie die nicht selten staunenswerthe Geschicklichkeit, welche der Träumende zu entfalten vermag.

Wer sich mit Homer beschäftigt, kann sich auf schwankem Kahn an die Inselküste von Nausikaa's Heimathland verschlagen lassen, und dann fleht er, Odysseus geworden, mit Odysseus' Herz und Stimme das Königskind um Mitleid an. Da fließen in tadelloser Eleganz die Hexameter dahin, an deren Memoriren man nie gedacht hatte.

Nicht selten ist es, daß Nachtwandler eine Schlauheit und Behendigkeit entfalten, deren sie im bewußten Zustande nicht fähig wären. Manche Entdeckung ist im Traume gemacht worden. Die lieblichen Legenden, wie den Malern in klarer Sternennacht heilige Gestalten selbst erschienen, die sie vordem vergeblich in den Zauber der Farben zu bannen versucht; oder wie geheimnißvolle Meister angefangenen Bildern die himmlische Vollendung gaben, deren Züge sich nicht wollten finden lassen — dies und tausend andere Anekdoten mögen dichterische Einkleidungen sein, deren Kern und Veranlassung ein Traum gewesen. Sogar Hellsehen und Fernsehen, sowie die prophetischen Bedeutungen mancher Gesichte können, ihrem psychologischen Ursprunge nach, sehr wohl auf Träume zurückzuführen sein, die sich aus den Schatten verlebter Erinnerungen ihr ätherisches Gewand gewoben. Auch bei den Traumgesichten der hl. Schrift gilt das Anknüpfen des Uebernatürlichen an die Natur. Im gewöhnlichen Leben aber bedarf es nur des Tiefblickes eines weisen Mannes, aus dem Jetzt das Künftige zu schauen in einer Art und

mit einer Sicherheit, die an die Grenzen des Wunders ſtreifen.*) Dabei darf nicht vergeſſen werden, daß der Menſch, in tiefes Sinnen verloren, auch bei wachem Zuſtande träumen kann, und daß die „Ahnungen“ divinatoriſchen Charakter beſitzen, gleichwie die Viſionen und Auditionen.

Weit entfernt, all' das Geſagte ſofort aus dem phyſiologiſchen Spiel der Ideomotionen erklären zu wollen, welche dem lebendigen Vorſtellen ungehört reſoniren, wollen wir doch an Eines erinnern. Die Seele baut ſich ihren Organismus ſo, wie ſie ſeiner bedarf, und ſie drückt ihm das Bild ihrer Individualität auf. All' dies Bilden fällt in die Sphäre des Vorbewußtſeins, welche das ganze Bewußtſein umſchloſſen hält. Warum ſollte da nicht manche minimale Nervenzuckung, deren Form aus der Seele ſelbſt entſprungen iſt, deren phyſiſche Auslöſung aber durch einen Wechſel in der Beſchäftigung, durch die Ernährung des Leibes bedingt ſein kann, vor der Zeit Bilder und Ideen zu wecken vermögen, die tief im Seelengrunde ſchliefen? Das Wecken läßt ſich begreifen, während freilich das Entſtehen und das Einſchlafen geheimnißvoll bleibt — das gleiche Geheimniß, wie es das künſtleriſche Schaffen des individuellen Weſens iſt.

3. Praktiſche Bedeutung.

Die Erklärungsmittel des Gedankenleſens laſſen ſich auch zur Entwirrung praktiſcher Fragen verwenden.

Das ethiſche Gebiet ſei hier nur geſtreift mit der Bemerkung, daß die ſogenannten motus primo-primi der Moral, ſowie die Affekte überhaupt, welche die ſittliche Beſchaffenheit einer That und die Maßnahmen der Strafrechtspflege ſo weſentlich mitbeſtimmen,

*) Joſeph Görres ſtarb am 29. Januar 1848. Während ſeiner Krankheit hatte er mehrere Viſionen, in welchen ſich die kommenden Schickſale der Völker ſpiegelten. „Ein rückwärts ſchauender Prophet, blickte er in vergangene Zeiten — und einer unſerer emſigſten Geſchichtsforſcher, Friedrich Böhmer, geſtand offen, daß er nach jahrelangem Suchen nicht ſelten zu denſelben Reſultaten gelangte, die Görres nach kurzem Nachdenken gleichwie ein Hellſehender hingeworfen hatte Aus den Zuckungen und Dämmerungen der Gegenwart, die er mit Scharfſinn beobachtete, rangen ſich vor ſeinem Geiſte die Geſtaltungen künftiger Zeiten hervor, die er wie ein erleuchteter Seher voraus verkündigte.“ Vergl. Lindemann's Klaſſikerausgabe II 3. S. 158. Die grandioſen Geſichte der Propheten ſind gewiß Wirkungen des göttlichen Geiſtes; aber „gratia non tollit naturam, sed perficit; gratia praesupponit naturam, ut perfectio perfectibile“. Thomas, Summa theol. I q. 1 a. 8; q. 2 a. 2.

den natürlichen Halt an den Ideomotionen finden können. Das Hemmungsnervensystem ist schon einmal das Organ der Selbstbeherrschung genannt worden. Solches muß im intellectuellen und kann auch im sittlichen Sinne verstanden werden.

Mögen die Affecte, von welchen keine Vorstellung sich schlechthin frei zu halten im Stande ist, die Freiheit der Entschließungen und des Handelns noch so sehr beeinträchtigen: die Verantwortlichkeit für die Entschlüsse und Erfolge erleichtern sie weit weniger, als die „humane" Zeit annimmt. Man überzeugt sich hievon, wenn man bedenkt, daß die Ideomotionen, die wir am liebsten die Verkörperung der Gemüthsregungen (Wille und Gefühl) nennen möchten, aus freien Vorstellungshandlungen ihren unbewußten Ursprung entnehmen. Ist das Vorstellen selber zwar nicht frei, sondern durch Gesetz an seinen Gegenstand und in seinem Verlaufe gebunden, so untersteht doch die Regelung des Vorstellens bis zu gewissem Grade dem freien Belieben. Verkehrtes und verderbtes Vorstellen ist psychologisch der Anfang des Irrens und der bösen That. Abgesehen von dem ersten und originalen Mißverhältniß zwischen Vorstellen und Nervenregung, sind alle späteren ungeordneten und ordnungswidrigen Ideomotionen irgendwie schuldbar. So kann ein Mensch, was niemand leugnet, selbst dafür haftbar sein, daß sein ganzes Nervensystem gewohnheitsmäßig und mit Nothwendigkeit auf alle Seelenreize regellos und regelwidrig antwortet. Zerrüttete Nerven und falsche Ideomotionen und Irrsinn — man weiß selten, welchem Factor man die Rolle der Ursache zutheilen muß. Aber öfter, als man glaubt, wird der Freiheit die Rolle des Wollens gehören, und wenn auch die Ansicht früherer Zeit, die Geisteskrankheit sei verdiente göttliche Schickung, eine Härte ist, immerhin birgt sie ein Korn Wahrheit.

Damit ist das Gebiet genannt, auf welchem die unwillkürlichen Begleiterscheinungen in Nerven und Muskeln bei geistiger Thätigkeit — ihre eigentliche praktische Verwendung finden. Es ist die Psychiatrie, die Seelenheilkunde.

Der Sphygmograph, welcher den Puls zeichnet, gibt die Wellenkurven des Blutes für bestimmte Krankheiten in ganz charakteristischer Form, so daß man z. B. das zerstörende Walten des Typhus aus graphischer Darstellung ablesen kann. Von dem Palmographen, der die unwillkürlichen Muskelbewegungen fixirt, will Preyer*). Zitterlinien erhalten haben, welche deutliche Schlüsse auf das psychisch-

*) A. a. O. 20 ff.

sittliche Verhalten der Versuchspersonen erlauben. In der That ist es auch für den Laien nicht schwierig, in einer constanten Linie mit consequenter Periodicität der Ein- und Ausbiegungen den Beweis von Enthaltsamkeit und Selbstbeherrschung zu erkennen. Umgekehrt wird Jedermann zustimmen, wenn die sinn- und regellos verworrene Linie, welche einem Alkoholisten zugehört, als sprechender Ausdruck des seelisch-sittlichen Habitus erklärt wird. Solche Beobachtungen sind um so weniger befremdlich, als die Handschrift jedes Menschen das Abzeichen seines Wesens ist in irgend einer Weise. Freilich wird auch der feinste Autographenkenner nur mit Wahrscheinlichkeiten rechnen dürfen, weil ein und derselbe Zug unendlich viel symbolisiren, weil ein und dieselbe Erscheinung aufs verschiedenartigste begründet sein kann. Man muß hier insbesondere vor dem bloßen „Geschmack" auf der Hut sein, welcher den Aesthetikern bei Beurtheilung von Bildern, namentlich von Porträtwerken, sehr böse Streiche spielen kann, wie die inhaltslosen Romanphrasen der „Kenner" zur Genüge darthun.

Für Eines aber steht die Vermuthung. Sind unwillkürliche Ideomotionen der Wiederhall alles geistigen Thuns im Körper, dann werden diese das unwillkürlich getreue Abbild aller seelischen Vorstellungen sein. Wie der Schatten dem Körper folgt, so wird z. B. eine fixe Idee von fixen Nerven- und Muskeloscillationen begleitet sein. Hat man nur erst die Form der ideomotorischen Schwingungen festgestellt und den Hauptgruppen des Vorstellungslebens im gesunden Menschen ihre bezeichnenden Gehirn- und Nervenresonanzen zugeschieden, dann hat es keine Schwierigkeit, bei seelischer Erkrankung die Abweichungen vom normalen Bewegungsschema kenntlich zu machen. Beobachtung und Vergleichung kann auch diese Abweichungen ordnungsgemäß registriren und wird sie zuletzt zum Diagnostikon für die Irrenheilkunde zusammenstellen. Soviel ist jedenfalls einleuchtend, daß die dem Kranken unbewußten Minimalregungen der Muskeln unverdächtigere Aussagen über die Art und namentlich über den inneren Grund seines Leidens liefern können, als die Willkürhandlungen des Irren, die sich im Großen bewegen, doppelt verworren, vom Irrlichte selber geweckt und verfolgt.

Verschwiegen soll allerdings auch nicht sein, daß die Irrsinnigen nicht selten sowohl an körperlicher Kraft als an berechnender List den Gesunden sehr viel voraus haben. Es kann sein, daß die Kette des Vorstellungsverlaufes bei geistig Gestörten zeitweilig ganz normal

geschlossen, oder daß nur ein kleinstes Glied ausgebrochen erscheint. Sonach ist ein Doppeltes denkbar: die Wahnvorstellungen bilden sich ab in den unbewußten Regungen der Bewußtseinsorgane, oder: diese Regungen unterscheiden sich zeitweilig beim Kranken gar nicht von jenen im Gesunden.

Was ist daraus zu lernen? Antwort: daß physiologische Beobachtungen für psychiatrische Zwecke sehr nützlich sein können, daß es aber außer ihnen noch andere Krankheitskriterien geben muß, wie ja auch die Gründe geistiger Störungen nicht blos leiblicher Natur sind. Man darf, selbst wenn man den Wiederschein der Seele im Körper bis in die feinsten Schattirungen hinaus aufgefaßt zu haben glaubt, niemals vergessen, daß das Lichtleben des Geistes reich ist an Wundern, für die eine körperliche Analogie wohl niemals sich finden läßt, und daß die Zahl dieser Wunder erst die Geheimnisse nicht erreicht, welche walten und weben in der Nachtseite des Seelenlebens.

Der Spiritismus will, der materialistischen Zeitströmung entgegen, die „Geister" sichtbar und greifbar darstellen. Er thut es mit verfehlten Mitteln. Denn, mag es sich mit den spiritistischen Erscheinungen verhalten wie immer, die spiritistischen Darstellungsmittel ermangeln des Merkmales, welches sie mit wissenschaftlicher Sicherheit unterscheidet von den „Medien" des Betruges und des Aberglaubens. Vorab die „Materialisationen" der Geister laufen auf Schwindel hinaus.

Die Kunst des Gedankenlesens beweist den „Geist", der Materie und den blosen Bewegungen der Mechanik gegenüber. Sie thut es allerdings durch die Mittel des Kleinen und Kleinsten. Spricht dies aber gegen die Kunst?

Das specifische Merkmal der geistigen Wesenheit, welches das Selbstbewußtsein der Seele möglich macht und das bewußte Sein untrüglich vom Materiellen unterscheidet, ist die Fähigkeit des Unterscheidens selber. Wenn das Gedankenlesen von einer neuen Seite her, ob zwar in bescheidenem Maß, aber in sicherer Weise, die unendliche Feinheit der seelischen Unterscheidungskraft beleuchten hilft, dann ist die wissenschaftliche Bedeutung der Kunst unbestreitbar, mögen gleich die Kunststücke ein Spiel sein. Durch ein in das unendlich Kleine greifendes Können wird das Wesen der unterscheidenden Seele nicht minder siegreich an das Licht gebracht, als durch das Erkennen Gottes, durch die Idee des Unendlichen selber.

Ritter Eduard v. Steinle.

Von

Dr. A. Reichensperger.

Dem von sehr beachtenswerthen Seiten her an mich ergangenen Ersuchen um Veröffentlichung meiner Erinnerungen an den hingeschiedenen Freund vermag ich durch gegenwärtige Schrift nur in überaus beschränktem Maße zu entsprechen. Abgesehen von Hemmnissen anderer Art macht schon, im Hinblicke auf den hier gebotenen Raum, die Fülle des, theils in meinem Gedächtniß lebenden, theils in den mir vorliegenden Briefen (über 300 an der Zahl) vorhandenen Stoffes es unmöglich, alles mitzutheilen, was mir ein Interesse für weitere Kreise in Anspruch nehmen zu können scheint. So hat denn das Nachfolgende blos als ein dürftiger Beitrag zu einer, hoffentlich in der Folgezeit erscheinenden ausführlichen Lebensbeschreibung des Meisters, wie dessen Persönlichkeit und Wirken eine solche erheischt, in Betracht zu kommen.

Zunächst einiges über die Vergangenheit Steinle's, bevor ich zu demselben in persönliche Beziehung trat. Am 2. Juli 1810 ward er in Wien geboren, wo sein Vater Johannes, ein aus Schwaben stammender geschickter Graveur, sich niedergelassen hatte. Der erste Unterricht im Zeichnen ward ihm in der damals herrschenden antikisirenden Weise als Academie-Schüler unter der Leitung des Malers Peter Krafft. Demnächst fand er Aufnahme im Atelier Kupelwieser's, welcher sich in Rom der Richtung Overbeck's angeschlossen hatte, und trat in Beziehung zu Schwind und Führich, mit welchem letzteren er schon 1826 unter dessen und Kupelwieser's Leitung sich an der Ausmalung einer neuen Kirche in Altmannsdorf bei Wien betheiligte. Es zog ihn nach Rom, wo er (1828), von Kupelwieser an Philipp Veit und Overbeck empfohlen, die wohlwollendste Aufnahme fand und zu noch anderen hervorragenden Künstlern, namentlich zu Cornelius, in nähere Beziehung trat. Im

folgenden Jahre begleitete er Overbeck nach Assisi und leistete demselben dort Hilfe bei dessen berühmtem Gemälde: Das „Rosenwunder des hl. Franziskus" in der Kirche Santa Maria degli Angeli. Während er, nach Rom zurückgekehrt, mit der Ausführung eines ihm gewordenen Auftrages zur Ausmalung einer Kapelle in der Kirche Trinità de' Monti begonnen hatte, rief ihn der Tod seines Vaters nach Wien, von wo er sich im Spätherbst 1830 wieder in die ewige Stadt zurück begab und noch ungefähr drei Jahre Kunststudien oblag. Im Jahre 1834 heimgekehrt vermählte er sich mit Caroline Kern, der Tochter eines angesehenen Wiener Goldschmiedes. Aus dieser Ehe sind neun Kinder entsprossen, von welchen sieben noch leben, drei Töchter als Ordensfrauen. In seiner Vaterstadt eröffneten sich keine günstigen Aussichten für das Streben Steinle's und so begab er sich denn auf den Rath des, im Verfolge als Staatsmann und Schriftsteller berühmt gewordenen, bis zu seinem Tode ihm innigst befreundet gebliebenen Freiherrn Alexander von Hübner 1837 nach Frankfurt a. M., wo Philipp Veit als Director des Städel'schen Institutes ein frisches Aufleben der Kunst in der Richtung Steinle's zuwege gebracht hatte. Bald ward ihm dort seitens des nachmaligen Ministers Moritz August von Bethmann-Hollweg die Ausmalung der Capelle auf dessen Burg Rheineck übertragen. Ungefähr gleichzeitig erhielt er Bestellungen von Bildern zur Ausschmückung des Frankfurter Römersaales. Der erstgedachte Auftrag veranlaßte ihn, während einiger Zeit in München unter Cornelius, welcher dort in der Ludwigskirche das jüngste Gericht malte, sich in der Fresco-Technik auszubilden. Die hohe, eigenartige Meisterschaft, welche die in der Rheinecker Burgcapelle ausgeführten, die Bergpredigt des Heilandes darstellenden Wandgemälde kundgeben, hatte zur Folge, daß der Name des Künstlers weithin genannt ward und so auch zur Kenntniß des Königs Friedrich Wilhelm IV. kam. Das so lebhafte Interesse des Königs für den Fortbau des Kölner Domes erstreckte sich auch noch auf die Ausschmückung des Chores dieser Cathedrale, namentlich auf die Wiederbelebung der ursprünglichen Bemalung desselben, wie eine solche offenbar im Geiste der alten Meister dem ganzen Baue nach dessen Vollendung zugedacht gewesen war. In den durch die Gurtbogen der Arkaden gebildeten 30 Feldern, den s. g. Spandrillen, zeigten sich vereinzelte Spuren von Engelfiguren, deren Zustand eine Restauration ausschloß. Aus seiner Schatulle bewilligte Friedrich Wilhelm IV. 1000 Friedrichsd'or

zur Herstellung eines ähnlichen Schmuckes und beauftragte Steinle mit den bezüglichen Entwürfen, wozu Cornelius gerathen hatte. Ich war damals Vorstandssecretär des kurz zuvor ins Leben getretenen Dombau-Vereins und interessirte mich vorzugsweise für das Künstlerische. Dadurch fand ein hochachtbarer Coblenzer, Hermann Joseph Dietz, Jugendfreund von Joseph Görres und Clemens Brentano — beiläufig bemerkt, wegen seines eminent praktischen Wohlthätigkeitssinnes als „Hausknecht unseres lieben Herrgotts" von Brentano bezeichnet — zugleich warmer Verehrer Steinle's, sich veranlaßt, mir denselben zu empfehlen. In der betreffenden Zuschrift vom 23. April 1842 heißt es u. a.: „In einem Briefe von Overbeck an Clemens Brentano las ich diesen Winter noch, wie Ersterer Steinle für den genialsten Künstler seines Jahrhunderts in der Conception bezeichnete und in übergroßer Bescheidenheit hinzufügte, daß Steinle sich seinen Schüler nenne, er aber dieses Prädicates ganz unwürdig sei, er im Gegentheil sein Bestes von ihm erlernt habe." Zunächst ergab sich zwischen Steinle und mir ein brieflicher Verkehr in Bezug auf seinen Plan. Derselbe ging dahin, die neun Engelchöre in nach dem Altare hin aufsteigender Linie darzustellen, zu welchem Zweck er, um der kirchlichen Anschauung sich anzuschließen, sehr ernste Studien gemacht hatte; seine Hauptführer waren Dionysius der Areopagite und Dante, im 28. und 29. Gesange des Paradieses. Bei anscheinender Einfachheit war die Aufgabe eine recht schwierige. Auf Grund jener Mittheilungen verfaßte ich einen im „Kölner Domblatt" (1843 No. 42) veröffentlichten Artikel, hauptsächlich zum Zwecke der Förderung der ins Stocken gerathenen Angelegenheit. Während nämlich der Wille des Monarchen in der Höhe schwebte, ergaben sich, wie es nicht selten vorkommt, in den unteren Regionen Hemmnisse und Reibungen verschiedenster Art. Die Bureaukratie und der Dombaumeister wollten betreffs der Modalitäten der Ausführung des Werkes ihre Autorität zur Geltung bringen; unberufene Kritiker, die hier ungenannt bleiben mögen, mischten sich ein; die Kostenfrage ward hin und her erörtert; nicht wenig Zeit verlief so ungenutzt. Dem Allem setzte endlich der König im Wesentlichen ein Ziel. Durch Herrn von Radowitz wurden ihm von Steinle gefertigte Skizzen seines Entwurfes nebst einer Denkschrift über die Art der Ausführung unterbreitet. Unter dem 11. März 1843 konnte Steinle mir mittheilen, beidem habe Se. Majestät durch Cabinetsschreiben zugestimmt und als Zeichen be-

sonderer Zufriedenheit ihm die goldene Medaille für Kunst verliehen.

Bevor dieser königliche Befehl unseren Meister von einem schweren Drucke befreite, war in Frankfurt ein Begebniß eingetreten, welches in seinen Folgen Steinle nahe berührte. Am 30. Januar hatte Veit seine Entlassung als Director des Städel'schen Institutes nachgesucht und nach Verlauf von zwei Tagen erhalten. Bei verschiedenen Anlässen schon hatte Veit sich durch Rücksichtslosigkeit seitens der Institutsverwaltung verletzt gefühlt; als dieselbe dann aber gar ohne sein Vorwissen das für jeden kirchlich Gesinnten anstößige, eine gehässige Tendenz offen zur Schau tragende Bild Lessing's: Huß vor dem Concil zu Constanz für das Institut erwarb, that er, zugleich als glaubenstreuer Katholik gekränkt, in edlem Selbstgefühl den vorgedachten, für ihn mit bedeutenden Opfern verbundenen Schritt. Er siedelte nach Sachsenhausen über, wohin seine Schüler ihm folgten, nachdem sie vergebens mittels einer förmlichen Petition die Verwaltung des Institutes gebeten hatten, demselben ihren Meister zu erhalten. Auch Steinle verlegte demnächst sein Atelier aus dem Städel'schen Museum in das Deutschherrnhaus zu Sachsenhausen.

Noch manches Verdrießliche war zu bestehen, bevor Steinle mit seinen Gehilfen Moralt und Hellweger im Dome Hand ans Werk legen konnte. Für die zu bewältigende Aufgabe hatte er drei Jahre in Aussicht genommen. Der Umfang derselben wird schon daraus zur Genüge erhellen, daß die 12, in ganzer Gestalt den Reigen eröffnenden Engel über 11 Fuß messen. Die Ausführung erfolgte al fresco auf gepreßtem Goldgrund.

Während seines Aufenthaltes in Köln lebte unser Meister überaus einfach und zurückgezogen. Bevor er sich Morgens an die Arbeit begab, hörte er eine hl. Messe; mit Ausschluß der Mittagszeit war er dann unausgesetzt in seinem Hängestuhl, 80 Fuß oberhalb des Fußbodens des Domes, zu erblicken. Sein gesellschaftlicher Verkehr beschränkte sich, abgesehen von meiner Behausung, auf die Familie Heinrichs von Wittgenstein, dessen Thätigkeit und weitreichendem Einfluß hauptsächlich die Erfolge des Dombauvereins zu danken sind. Eine sehr schöne Erinnerung an diesen Verkehr bildet die noch von einem Mitglied der Familie bewahrte Zeichnung Steinle's, welche acht damals im Aufwachsen begriffene Kinder von Wittgenstein, in Profil aneinander gereiht, darstellt. Zwei später

Digitized by Google

zur Welt gekommene Kinder wurden von Steinle im Verfolge beigefügt. Sonntags ward mir und meiner Frau zumeist die Freude zu Theil, den Freund als Mittagsgast bei uns zu sehen. Auf Unterhaltungsstoff brauchte man ihm gegenüber nicht erst zu sinnen. Er interessirte sich für Vorkommnisse aller Art, besonders lebhaft auch für Politisches, von entschieden conservativem Standpunkte aus, ohne darum indeß alles gerade Bestehende löblich zu finden, weil dasselbe gar oft, damals wie heute noch, der Erhaltung im Grunde unwerth war, mochte es auch noch so sehr äußerlich auf jene Bezeichnung Anspruch machen. Sein Conservatismus, dem er stets zugethan blieb, ruhte eben fest auf christlicher, bekanntlich nicht ganz selten, Regierenden sowohl, als Regierten weniger eigenen Grundanschauung. — Nach der Mahlzeit beim Kaffee durfte es an einer Cigarre nicht fehlen, worauf Steinle übrigens selbst im Voraus Bedacht zu nehmen pflegte. Falls überhaupt bei seinem harmonisch gestimmten Wesen von irgend einer ihn beherrschenden Leidenschaft die Rede sein könnte, so ließe sich ihm etwa nachsagen, er sei ein leidenschaftlicher Cigarren-Raucher gewesen. Soweit nur immer die Art seiner Arbeit im Atelier es gestattete, gewährte er sich diesen Genuß. Es war als ob das Durcheinanderspielen der aufsteigenden Wölkchen seinem so regen Geiste zur Erholung gereichte, eine gewisse innere Behaglichkeit zuwege brächte. — Neben der eigenen Kunst pflegte Steinle in besonderem Maße die der Musik. Seine Lieblingscomponisten waren Beethoven, Mozart und Bach, von den neueren Chopin. Oft nahm er nach der Mahlzeit, wie auch nach der Arbeit, Platz am Clavier und erging sich auf dessen Tasten im Phantasiren. Im Reiche der Farben ein Herrscher, fand er sich auch mächtig zu dem der Töne hingezogen, der so engen Verwandtschaft der die beiden Reiche durchwaltenden Gesetze sich bewußt. Mit besonderer Vorliebe lag er dem Studium dieser Gesetze ob, was namentlich nach dem Erscheinen des großen, leider unvollendet gebliebenen Werkes unseres gemeinsamen Freundes Albert Frh. von Thimus: Die harmonikale Symbolik des Alterthums, sich kund gab, in welches er sich, trotz den gewaltigen Schwierigkeiten, die selbst Fachgelehrte davon zurückschreckten, eifrigst vertiefte. Eine auf dieses Werk bezügliche, dem Verfasser desselben gewidmete große Zeichnung humoristischer Art von seiner Hand ist nach des Ersteren Tod in meinen Besitz gekommen.

Manches vorstehend, betreffs der Lebensgewohnheiten Steinle's, Mitgetheilte greift, wie nicht unbemerkt geblieben sein wird,

erst später Wahrgenommenem um des Zusammenhanges willen vor; im Hauptsächlichen sind sie stets unverändert geblieben. Hinsichtlich derselben sei noch weiter vorweg bemerkt, daß ein seltener Ordnungssinn, und damit im Zusammenhang, eine nicht minder seltene Begabung im Ausnutzen der Zeit ihm eigen war, worin denn auch die ans Wunderbare grenzende Vielseitigkeit seines Wissens und Könnens einigermaßen ihre Erklärung findet. Seine Bedächtigkeit hielt sich weit entfernt von Pedanterie; eher könnte man vielleicht sagen, daß eine gewisse vornehme Zurückhaltung ihn so lange in Abgeschiedenheit hielt, als nicht ein besonderer Grund zu freundlichem Entgegenkommen sich ergab, woran er es alsdann auch niemals fehlen ließ. Der beregte Ordnungssinn zeigte sich mit seinem Schönheitssinn in der Art gepaart, daß alles, was ihm zum Gebrauch diente, bis zu den gewöhnlichsten Utensilien herab, nach Form und Stoff den ästhetischen Anforderungen nach Möglichkeit entsprach, sich als ausgesucht zu erkennen gab.

Soviel vorläufig zum Zwecke näherer Kennzeichnung der Persönlichkeit des Meisters. Seinem Lebensgange mich wieder zuwendend, verweile ich nicht bei noch gar manchen weniger allgemeines Interesse darbietenden Erinnerungen aus der Zeit seines ersten Aufenthaltes in Köln; für mich sind sie allesammt von bleibendem Werth. — Am 26. October 1843 kehrte er in seine Frankfurter Häuslichkeit zurück, nachdem er zuvor einige Tage mit mir in Coblenz, dann im Stift Neuburg bei Rath Schlosser zugebracht, sowie seinen Freunden, dem Maler Moriz von Schwind und Oberkamp, in Karlsruhe einen Besuch abgestattet hatte.

Den folgenden Winter verwendete Steinle fast ausschließlich auf die Anfertigung von Cartons und Farbenskizzen zu den demnächst auszuführenden Engeln. Unter dem 3. März 1844 schrieb er mir: „Auch dies Werk hat sein Recht haben wollen, nämlich eine neue Periode kaum zu ertragender Muthlosigkeit; doch athme ich nun, namentlich seit dem letzten Carton leichter und hoffe, daß ich nun über den Höhepunkt der Aufgabe hinaus bin. Du glaubst kaum, wie anstrengend es ist, fortwährend nur zu zeichnen, respective zu erfinden, dazu gegenüber einem Gegenstand, wo schlechterdings keine Nebensache vorkommt. Nun freue ich mich auf Köln und auf das Malen. Bis Anfang Mai aber habe ich freilich noch vollauf zu thun und darf nimmermehr hinter mich sehen. Doch der Muth ist wieder da und mit ihm die Zuversicht; was dann sich

nicht biegt, das muß brechen.“ Als der Freund zu Anfang Juni seine Arbeit in Köln wieder aufnahm, fand er mich dort nicht mehr; ich war kurz zuvor als Landgerichtsrath nach Trier versetzt worden. Nicht ohne inneres Widerstreben verzichte ich, mit Rücksicht auf den hier gebotenen Raum und auf den besonderen Zweck gegenwärtiger Schrift, darauf, wiederzugeben, was an schätzbaren Aeußerungen über Persönliches und Sachliches die Briefe aus Steinle's Feder beschließen — hoffentlich, ja voraussichtlich, findet dazu sich eine andere Gelegenheit und eine andere Hand. Nur einiges Wenige von dem vielen höchst Bedeutsamen und Charakteristischen möge ab und zu eine Ausnahme machen. So heißt es in einem Briefe vom 17. Juni 1844: „Mit Dieringer bin ich ein paarmal zusammengekommen, ein geistvoller, klarer priesterlicher Mann. Er hat es nun in seiner Zeitschrift auch mit der Kunst aufgenommen. Allein da konnte ich nicht umhin, ihm zu sagen, daß ich darauf gar wenig gebe, weil ich die innerste Ueberzeugung hegte, daß mit aller Kunstschreiberei nicht viel gethan sei, wenn nicht erst der Clerus zur Kunst sich bekehrt, aus seiner Barbarei gerissen wird. Die Zeit, in der die Kunst wieder kirchlich werden muß, ist aufs Aeußerste gestiegen; wird der Moment verpaßt, so verliert sich der überaus dünne Faden vollends. Die Kunst muß beten lernen; sie muß wieder die Priester für sich haben; sie allein sind da die rechten Leiter für das Volk. Nur durch die Bischöfe und die Priester kann dem Verfall gesteuert werden.“ In einem bald darauf gefolgten Briefe, worin Steinle die vorstehend mitgetheilten Ausdrücke als etwas zu stark und exclusiv bezeichnet, führt er den bezüglichen Gedanken weiter aus, indem er u. a. sagt: „Es scheint mir, daß alle eigentlichen Lebenskeime der katholischen Kirche, woraus nur allein soviel Großes hervorgegangen sein kann, immer noch in ihrer vollen Kraft da seien; könnten sie ausgehen, so wäre die Kirche keine göttliche Institution; der gewöhnliche historische Lebensproceß liefe dann an ihr ab. So liegt es denn an den Zeitläuften und an den Menschen, welche dieselben machen, inwiefern diese sich aus jenen Keimen zu beleben, zu nähren streben. Wohlan denn, wir sind geladene Gäste; wir dürfen nur hingehen und vertrauensvoll, demüthigen Herzens uns an dem Mahle betheiligen, nimmermehr aber sollen wir vergessen, daß es der Geist ist, der lebendig macht. — — Für den Gedanken, aus Gottes schöner Welt ein großes Antikencabinet zu machen, kann ich mich nicht erwärmen. — — Wenigstens

kann ich mir bei aller mir so fühlbaren Schwäche und Mangelhaftigkeit das Zeugniß geben, daß ich ehrlich das Rechte angestrebt habe. Das ist ein Gnadengeschenk, wofür ich Gott danke; gibt sich davon etwas in den Engeln zu erkennen, so hoffe ich, daß jene Hand, die dereinst den Zwirner'schen Choranstrich abschabt, an den Engelbildern vorüber gleitet." — Daß Steinle die Kunstübung nicht zum Monopol des Clerus oder ausschließlich kirchlichen Zwecken dienstbar gemacht wissen wollte, beweist gewiß sein eigenes künstlerisches Schaffen zur Genüge. Mißverstehen kann in dieser Beziehung ihn nur, wer ihn mißverstehen *will*.

Um die Mitte des September 1844 ward ich in Trier durch einen mehrtägigen Besuch Steinle's erfreut, der sich an der damaligen Wallfahrt zum heiligen Rocke unseres Heilandes betheiligen wollte. Wie sehr diese Wallfahrt, mit Joseph Görres zu reden, „dieses große vor dem Angesichte aller Völker von mehr als einer Million Menschen abgelegte Zeugniß für ihren lebendigen Glauben an Christus, den Sohn Gottes", ihn ergriff, braucht im Grunde nicht erst gesagt zu werden. Als Andenken an das Begebniß erhielt ich von ihm das später als Stich weit verbreitete, tiefempfundene Bild, Christus, das verirrte Schaf im Dorngestrüppe aufsuchend, auf grünlichem Tonpapiere mit schwarzem und weißem Stift in verhältnißmäßig wenigen Zügen die Meisterhand bekundend. Aus Trier nach Frankfurt zurückgekehrt, ließ er die Aufgabe für den Dom bis zu Neujahr auf sich beruhen, um mittlerweile das Urtheil Salomonis für den Frankfurter Römersaal zu untermalen und ein längst schon ihm in Auftrag gegebenes Madonnabild fertig zu stellen. Außerdem zeichnete er ein Gedächtnißblatt an den ihm befreundet gewesenen Franz Brentano und sonstiges noch, wie sehr er auch der Ruhe bedurfte, da es ihm war, „als ob die ganze Sommeranstrengung jetzt erst zum Ausbruch komme."

Der auf die Trierer Wallfahrt gefolgte, von allen kirchenfeindlich, allen revolutionär Gesinnten mit Jubel begrüßte, von maßgebenden Höhen herab gehegte deutschkatholische Spuck, die Indolenz der Gutgesinnten demselben gegenüber erfüllten Steinle mit banger Ahnung. So zu sagen prophetisch schrieb er mir unter dem 26. März 1845: „Greift nicht eine Hand aus den Wolken, so ist die Auflösung aller bestehenden Ordnung im Vaterland in nicht gar weiter Ferne zu erwarten. Halte mich aber darum ja nicht für ein-

geschüchtert; weiß ich doch sehr wohl, daß die Kirche aus Kampf und Verfolgung nur herrlicher, gewinnender hervorgehen kann, daß ihr Leib durch das Aufbrechen von Geschwüren, das Ausscheiden kranker Stoffe reiner, glänzender werden wird; indessen bleibt der Krankheitsproceß, die Krisis, doch immer schmerzlich, und macht der Teufel seine Ernte auf dem zur Zeit für ihn nur allzu gut bestellten Felde." Unter den nicht eben zahlreichen erfreulichen Erscheinungen hob er den „Kalender für Zeit und Ewigkeit" von Alban Stolz hervor; falls es ihm irgend möglich sei, fügte er hinzu, werde er für den nächsten Jahrgang dazu ein Titelblatt zeichnen.

Zu Anfang Juni konnte ich endlich einmal wieder mit dem Freunde mich mündlich in Bezug auf alles, was uns interessirte, austauschen. Es geschah auf dessen Reise nach Köln in Coblenz, wo ich mich zufällig aufhielt. Aus dem darauf wieder beginnenden Briefwechsel glaube ich für einige Augenblicke bei einem Punkte verweilen zu sollen, betreffs welches mir eine Vermahnung zu Theil ward. Es handelte sich um die Kunstacademien der verschiedenen Art, über deren Wirken ich mich in einer Druckschrift, für das früher in Uebung gewesene System der s. g. Meisterschule eintretend, nichts weniger als anerkennend ausgesprochen hatte. Darüber ließ Steinle sich wie folgt vernehmen: „Ich kann Dir sagen, daß Du mir in allem, was Du über die Schönheit und die Heiligkeit der Kunst sagst, aus dem Herzen redest; auch ist es gut, daß Du die Sünden, die auf dem Kunstgebiete begangen worden, scharf rügst. Ich bin indeß, vielleicht als Oesterreicher, zu sehr conservativ, als daß es mich nicht etwas hätte stoßen müssen, wenn Du Kunstanstalten, welche der Staat mit Mitteln versieht, als unverbesserlich beseitigt sehen willst. Es ist freilich wahr, daß das Kunstheidenthum, welches durch die Academien gepflegt wird, um so mehr Aergerniß gibt, als es durch die Staatsgewalt sanctionirt erscheint. Die dort herrschenden Principien müßten allerdings von Grund aus reformirt werden, auf die Anstalten selbst aber und die ihnen gegebenen Mittel sollte man nicht verzichten, vielmehr dahin wirken, daß erstere sich in die rechten Geleise begeben." Die Erörterung schließt mit den Worten: „Wie traurig ist es freilich zu sehen, daß so mancher Begabte und Berufene, welcher an der Wiege der jüngsten Wiedergeburt stand, nun auf den Wegen der Welt und ihrer Eitelkeit wandelt, an den Fleischtöpfen sein Ergötzen sucht."

In den letzten Tagen des August 1845 war die große Arbeit Steinle's im Domchore vollendet. Wie ernst er es mit derselben genommen hatte, ergibt sich nunmehr so recht aus seinem Nachlasse. Es finden sich da erste, flüchtige Entwürfe; es folgen demnächst sorgfältigst durchgeführte Einzelstudien, an welche sich farbige Gewandstudien und Farbenskizzen in großer Zahl reihen. Diese Gewissenhaftigkeit hat ihn niemals verlassen, wie sehr sich auch die Arbeiten drängten und wie groß auch seine Virtuosität im Zeichnen war. Kein Vorwurf kann ungerechtfertigter sein, als der ihm mitunter von modernistischen Kunstlitteraten gemachte, er habe auf das Körperliche nicht stets zureichend Bedacht genommen. Das Gegentheil ergibt überhaupt der Nachlaß bis zur Evidenz. Obgleich fast immer das fertige Werk in allen Grundzügen dem ersten in seinem Geiste zuvor gereiften Entwurfe entsprach, unterließ er doch nichts, was irgend geeignet sein mochte, dasselbe in jeder Beziehung möglichst vollendet zu gestalten. Das bekunden in großer Zahl vorhandene Studien von Stellungen, Gewandstücken, s. g. Acten ꝛc. Mitunter tragen letztere, obgleich nach der Natur gezeichnet, schon den Kopf der Figur des künftigen, vorläufig skizzirten Bildes statt den des Modells. Auch seinen Schülern gegenüber hielt er streng auf das Studium des Nackten; von sehr vielen der von ihm dargestellten Figuren existiren derartige Uebungen.

Bevor ich die den Chor des Kölner Domes schmückenden Engelchöre, die erste monumentale Schöpfung Steinle's in großem Stile, verlasse, glaube ich noch das Urtheil hier Platz greifen lassen zu sollen, welches von Wurzbach in seinem sehr schätzbaren Buche: „Ein Madonnenmaler unserer Zeit" — im Hinblicke auf die so seltene Vielseitigkeit Steinle's ein nichts weniger als glücklich gewählter Titel — niedergelegt hat: „In der Ausführung dieser Compositionen hat Steinle einen eminenten Schönheitssinn bekundet. Reichthum der Erfindung in Formen und Motiven, Präcision und klarer Vortrag und ein tiefes Gefühl, wie man es nur in Werken der begabtesten und begnadigtsten Männer der christlichen Kunst antrifft, reihen diese Engelchöre dem Bedeutendsten an, was in dieser Richtung vorhanden ist" (S. 32). In Bezug auf den Stil des Werkes im Allgemeinen möge noch eine schüchterne Bemerkung aus meiner Feder gestattet sein. Unter dem 4. Januar 1843 hatte mir Steinle geschrieben: „Gestalten für den Kölner Dom müssen den Typus des Domes an sich tragen; sie dürfen nicht etwa Gestalten sein, wie solche in einer

italienischen Mosaik-Kuppel erscheinen." Von archaisirender Mosaik-Manier zeigt sich denn auch in seinen Engelchören keine Spur. Wohl aber will mir scheinen, als ob deren Stilisirung mehr nach dem italienischen Schönheitsideale, insbesondere nach Raphael, hinneige, als nach den großen, noch von mittelalterlichem Geiste beseelten germanischen Malerfürsten. Es würde dies in seinem längeren Aufenthalte in Italien und seinem eingehenden Studium dortiger Prachtwerke seine Erklärung finden. Geben doch auch das im Dome befindliche Altarbild Overbeck's und weit mehr noch die Compositionen von Cornelius zu Farbenfenstern im Aachener Münsterchor zu erkennen, daß diese Meister dem Typus unserer gothischen Baudenkmale sich entfremdet hatten, eben so wie, auf dem Gebiete der Sculptur, Achtermann, ausweise seiner Kreuzabnahme-Gruppe im Dome zu Münster in Westfalen. Wie weit erst unsere heutige Architektur durch das Suchen nach Meistern jenseits der Alpen hinter die Schöpfnngen der altdeutschen Bauhütten zurückgegangen ist, liegt vor Aller Augen. Jedenfalls hat Steinle, wie spätere Arbeiten desselben darthun, das in der gedachten Beziehung früher etwa Versäumte im Verfolge gründlichst nachgeholt.

Die unserem Meister durch seine so angestrengte Thätigkeit im Chore des Kölner Domes sehr benöthigte Ruhe sollte ihm nicht zu Theil werden; in Frankfurt warteten seiner dringende Arbeiten. „Ich habe zu viel oder vielmehr zu vielerlei Aufträge und nur zwei Hände", schreibt er mir, „doch macht mir ein Auftrag des Königs von Sachsen, ein Albumblatt aus Dante für den Prinzen Johann zu zeichnen, viel Freude, und denke ich in den nächsten Tagen, nachdem ich das ganze Paradies abermals verschlungen, daran zu gehen. Dazu kamen die Fertigstellung des Urtheils Salomonis, eine Madonna in Aquarell, eine größere Composition für Lord Egerton, ein weiteres für England bestimmtes Bild: „die Schrecken der ägyptischen Finsterniß" u. a. m. Von letztgedachtem Bilde, welches auch in den Besitz des Lord Egerton überging, wurden dann Wiederholungen bestellt, jedoch blos eine, für den König von Preußen, von Steinle ausgeführt; nur sehr ungerne und selten verstand er sich zu solchen. An gar mancherlei „Winkelarbeiten, die ihn wie Mücken quälten", reihte sich dann ein bedeutenderer Auftrag seitens des Königs Friedrich Wilhelm IV. Im Wettkampf mit Overbeck, Cornelius und Veit sollte er für den in Berlin zu errichtenden Campo-Santo ein, das Harren der Creatur auf das Weltgericht

Digitized by Google

darstellendes Bild entwerfen. Unter dem 12. Juni 1846 schrieb er mir: „Ob der Aufgabe stecke ich tief in Kunstjammer; ich denke nämlich meine ganze bisherige Arbeit zu verwerfen. Ich konnte lange keine rechte Begeisterung für dieselbe in mir wecken; sie hat sich aber während der Arbeit eingefunden, und glaube ich nun einen Blick gethan zu haben, den ich mit Ernst festhalten muß. Du stellst Dir wohl kaum vor, wie manches Bedenken es mich übrigens kostet, viel Zeit und Arbeit als verloren ansehen zu müssen. Doch hoffe ich, daß es sich noch lohnen wird. Der König soll unter den Harrenden der erste sein." Die Sturmfluth des Jahres 1848 hat dieses Project, mit noch gar manchem andern, hinweg geschwemmt.

Zufolge meiner ersten Reise nach England im Herbst 1846 entspann sich zwischen uns ein ziemlich eingehender Meinungsaustausch über den Rang, welcher dem englischen Volke im Vergleich mit den Franzosen und uns Deutschen gebühre. Nicht ohne ein gewisses, beiderseitiges, inneres Widerstreben glaubten wir beide schließlich uns für die Engländer entscheiden zu sollen. Und zwar überwog die Betrachtung, daß dieselben in allem Hauptsächlichen germanischer geblieben seien, als die Deutschen, welche trotz allem, was sie im Laufe der älteren Geschichte, während des dreißigjährigen Krieges, etwas später sodann in der Pfalz und weiter an den Franzosen erfahren hatten, dennoch, ihre Fürsten und ihre Aristokratie an der Spitze, nur die Vorzüge der hochbegabten Nation außer Acht lassend, Nachäffer derselben geworden und vielfach geblieben sind. Erwarten doch heute noch bei uns zu Lande gar Viele von der Pflege der aus Frankreich bezogenen welschen „Renaissance" eine Wiedergeburt der deutschen Kunst! Was Steinle bei dem in Rede stehenden Anlaß alles über die Strömungen auf dem Gebiete der Kunst geäußert hat, kann hierorts leider nicht Aufnahme finden. Ein an sich wenig erhebliches, die damals herrschende Strömung indeß einigermaßen charakterisirendes Frankfurter Vorkommniß mag aber darum nicht unerwähnt bleiben. „War das eine Comödie", — so lautet die betreffende Stelle in einem Briefe vom 23. October 1846 — „ein Stoff für die Fliegenden Blätter, der Einen fast in die Versuchung führen könnte, den Kobold zu spielen! Lessing war hier, es ging hoch her und gab viel Champagner. In den Zeitungen hieß es, natürlich nicht ohne Beigabe zeitgemäßer Schlagwörter: Der große Lessing ist für uns gewonnen; an Gehalt sollte Außerordentliches geleistet werden. Lessing reist ab und es kommt von

ihm ein Nein. Man reist ihm nach; doch alles umsonst; er bleibt, wo er war und malt weiter an seinem — Huß auf dem Scheiterhaufen."

Ein besonderer Umstand führte uns um die angegebene Zeit wieder einmal auf das Gebiet der Politik. Herr von Radowitz, damals, wenn ich nicht irre, Militärbevollmächtigter bei dem Bundestage, welcher aus Anlaß meiner Schrift: „Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart" mir freundlichst entgegengekommen war, hatte mir die seinige: „Gespräche aus der Gegenwart über Kirche und Staat" geschickt. Steinle, der letztere Schrift zu gleicher Zeit las, gab seinem Interesse für deren Inhalt und Tendenz lebhaften Ausdruck. „Mit großer Milde und Schonung deckt sie — schrieb er — den so tiefen Riß auf, der durch unsere Zeit geht, die Schlußfolgerungen dem Leser überlassend." Seinerseits knüpfte Steinle an die Aufsehen machende Schrift Betrachtungen an, mit welchen solche über den damals erfolgten Tod des Papstes Gregor XVI. sich verflochten. Im Hinblick auf die allerwärts kreisenden Sturmvögel und das immer weitere Umsichgreifen des Contagiums sei es, meinte er, vorzugsweise an den Katholiken, Größeres und Entschiedeneres zu leisten, ihre Kirche würdiger zu vertreten. Aeußere Andachtsübungen genügten da nicht; von Innen heraus müßte mit rechtem Ernst, mit heiligem Eifer und demuthsvoller Thatkraft gearbeitet werden. Die jungkatholischen Engländer gereichten uns zur Beschämung, im Punkte der Rührigkeit auch die Feinde der Kirche. Gegenüber den beklagenswerthen Vorgängen in „katholisch gebliebenen" Ländern sei es Pflicht der deutschen Katholiken, als Glieder eines Körpers, die gemeinsame Schmach nach Möglichkeit auslöschen zu helfen. Anlangend die aus Anlaß des Todes des Papstes, mitten in dessen Kampf gegen „russische Brutalität", in den diplomatischen Kreisen hervortretende Erregung bemerkt er u. a., glücklicherweise sei die Kirche Gottes nicht auf Diplomaten gebaut. — Ich übergehe seine Betrachtungen über die damalige, zu einem Thronwechsel führende Krisis in Baiern, wo der Volkswitz das, an die Stelle des „ultramontanen" Ministeriums getretene als „lolamontanes" bezeichnete.

Den zufolge der allgemeinen Situation sich aufdrängenden, durch den in Wien erfolgten Tod seiner Schwiegermutter ihm noch weit näher ans Herz gebrachten Trübsinn nach Möglichkeit zu verscheuchen, wußte unser Freund kein wirksameres Mittel als gott-

vertrauend ſich in künſtleriſches Schaffen zu vertiefen. Während das oben gedachte Bild für England ausgeſtellt war „am Pranger, als Zielſcheibe für Jedermann, da ja Jedermann ſich Kunſturtheil beimißt", beſchäftigte ihn das Concurrenzbild für Friedrich Wilhelm IV. „Ich bin da zwiſchen ganzen Schaaren von Heiligen und von Engeln, die auf das Preußenland herabſchauen, mit welchen ich bis jetzt noch nicht recht weiß, was anfangen". Am 15. December 1846 meldete er den Abgang des 6 Fuß hohen und verhältnißmäßig breiten Bildes nach Berlin, indem er mir ſein Porträt mit dem Bemerken ſchickte, bei mir laufe er nicht Gefahr, als eitel angeſehen zu werden. So zu ſagen gleichzeitig arbeitete er an einer großen Zeichnung zu Clemens Brentano's Rheinmärchen für deſſen Familie, an einem weiteren engliſchen Auftrage, an einer Zeichnung für Schloſſer und an Grundzügen zu einer großen Compoſition: Die Reiter über Jeruſalem in den Maccabäern. „Könnte ich immer ſchaffen und erfinden" — ſchrieb er unter dem 7. April 1847 — „würde ich nicht leicht müde werden; weit ſchwieriger aber iſt es, Geſchaffenes ausbilden und mit Ruhe in Geduld vollenden, ohne daß das Geſchaffene an Geiſt und Leben verliert. Ja, wahrhaft Vollenden iſt das Schwierigſte in der Kunſt und danach geht mein ganzes Streben."

Zu ſeiner Erholung verbrachte Steinle im September einige Tage auf Stift Neuburg bei Schloſſer und traf er dann mit dem damaligen Legationsrath Hübner in Eiſenach zuſammen, von wo aus ſie Thüringen durchſtreiften. In Hübner erkannte er den künftigen Staatsmann; ob dieſes ſeines Berufes dürfe derſelbe „durch künſtleriſche Phantaſien ſich nicht allzu ſehr berücken laſſen." Die Vorgänge in Rom beim Beginne des Pontificats Pius IX., insbeſondere die Art ſeiner Verherrlichung waren mir bedenklich erſchienen; die beiden Reiſegefährten theilten meine Bedenken, wie Steinle mir antwortete, indem er hinzufügte: „Gott iſt gerecht und wir Katholiken haben Züchtigung verdient". Mittlerweile hatte er als lebensgroße Figur die Tiburtiniſche Sibylle, die Neptunsgrotte im Hintergrunde, als Carton vollendet und das Malen derſelben begonnen. „Der Waſſerfall mußte mithelfen zu romantiſch-poetiſcher Wirkung; die religiöſe Bedeutung ergibt das Spruchband, worauf eine dahinter ſitzende Figur blickt." Auf einen die immer bedrohlicher ſich geſtaltenden Zeitverhältniſſe beſprechenden Brief folgte unter dem 10. November ein weiterer, worin es u. a. heißt: „In

der Schweiz hat nun der Scheidungsproceß begonnen und ich möchte sagen, alle Fragen der Zeit schreien da nach Antwort. Möge dieselbe gegen den Radicalismus und zugleich gegen das nicht minder große Uebel mißbrauchter Staatsgewalt ausfallen. Doch scheint dafür fast die Zeit vorüber zu sein und werden wir wohl ähnliche Kämpfe durchmachen müssen wie die Schweiz." Ganz demselben Gedanken, nur in beredterer Form, gab der junge Graf Montalembert vor den versammelten Pairs, seinen Collegen, Ausdruck, als der Sonderbund, dank der Connivenz Palmerston's und der Passivität der continentalen Großmächte, durch den schweizerischen Radicalismus niedergeworfen war. Nur allzubald sollte die Vorhersagung in Erfüllung gehen, zuvor aber noch — am 29. Januar 1848 — sollte erst einer der treuesten Wächter des Heiligthums, der Sache des Rechtes und der Wahrheit, der große Joseph Görres, ins Jenseits abgerufen werden. „Bei dessen Tod hatte ich das Gefühl — schrieb mir Steinle — als ob die Zeitgeschichte einen Sprung ins Dunkle thäte." Der in derselben herrschende Zwiespalt versinnbildete sich damals gewissermaßen in zwei artistischen Erscheinungen, dem „Reineke Fuchs" von Kaulbach und in Overbeck's „Evangelienbildern", die eine frivol, mit dem Verehrungswürdigsten witzig-höhnendes Spiel treibend, die andere Heiligkeit, Reinheit der Gesinnung, edle, evangelische Armuth klar zurückspiegelnd. Gewiß traf Steinle das Richtige, indem er meinte, die große Masse werde Kaulbach zufallen, während die Kunstschreiber, sehr wenige ausgenommen, besten Falles die Evangelienbilder in Gnaden passiren ließen. „Ach, die herrliche, heilige Kunst — fährt Steinle fort — sie ist eine wunderbare Welt in der Welt; glücklicherweise kann man zu ihr flüchten, in sie sich zurückziehen, sich mittels ihrer Tröstungen einigermaßen schadlos halten für das leere oder unwürdige Treiben der Alltagswelt." Steinle's Zufluchtsstätte war natürlich sein Atelier, wo er sich mit der Vollendung der sinnvollen Sibyllen-Figur beschäftigte, außerdem an einer Madonna „so recht con amore" arbeitete, ein großes Bild für Karlsruhe untermalte, einen „Glaubensschild" entwarf und noch sonstige „Nebensachen" zu Papier brachte. Der sehr figurenreiche Glaubensschild, welcher das Werk der Erlösung befaßte, war für Pius IX. bestimmt. Zu den Nebensachen gehörte u. a. eine kleine, gestochen erschienene Zeichnung, einen Buben darstellend, welcher eine Geige zerschlägt. Sie führt die mit dem Doppelsinne des, zugleich Glaube und Geige bedeutenden Wortes fides spielende

Unterschrift: Nulla fides. Nur ein Familienbegebniß erfreulicher Art, die glücklich erfolgte, am 14. November stattgefundene Geburt eines Mädchens, welches die Namen Paula Josepha erhielt, hatte vorübergehend dem Sinnen unseres Meisters eine andere Richtung gegeben.

Was die in der politischen Atmosphäre allmälig gehäuften Gewitterwolken zu bedeuten gehabt, gab auch dem blödesten Auge die Pariser Februar-Revolution und was darauf weiter eintrat, zu erkennen. Wie durch schlagende Wetter folgten außerhalb Frankreichs, bald hier, bald dort, Explosionen; die Staatsregierungen waren gelähmt; Jedermann frug sich, was wohl noch Stand halten könne. Die in Deutschland nicht auf ein revolutionäres Chaos Speculirenden erhofften von der Frankfurter Nationalversammlung das Heil. Mir wurden Mandate für dieselbe und für die Preußische constituirende Versammlung zu Theil. Ich nahm beide an, entsprach aber nur, wie nicht wenige mit Doppelmandaten Bedachte, dem erstgenannten, abgesehen von einem, übrigens bedeutungsschweren Berliner Intermezzo (der nunmehrige Deutsche Kaiser trat während desselben, als Abgeordneter für Wirsitz, von der Linken nichts weniger als gnädig empfangen, in das Haus) während einer Frankfurter Geschäftspause.

Einem mir sehr zusagenden Wunsche Steinle's, welcher in eine geräumige Gartenwohnung nach Sachsenhausen übergesiedelt war, folgend, nahm ich unter seinem Dache Quartier. Die ersten unter dem Alterspräsidium des Abgeordneten Dr. Lang aus Hannover abgehaltenen Parlamentssitzungen, ein wirres, theilweise stürmisches Durcheinander, waren nichts weniger als erhebend oder ermuthigend. Als bezeichnend für den damals in der Versammlung vorwaltenden Geist sei angeführt, daß, als der Bischof Müller von Münster in der am 18. Mai stattgefundenen Eröffnungs-Sitzung beantragte, zur Feier des Parlamentsbeginnes für die verschiedenen Confessionen in den Frankfurter Pfarrkirchen einen Gottesdienst anzuordnen, der Antrag, auf die Bemerkung eines Abgeordneten hin, schon lange genug sei Gottesdienst abgehalten worden, ohne Weiteres tumultuarisch beseitigt ward. Erst als Heinrich von Gagern die Zügel ergriff, ward es anders; alles, was nicht auf Umsturz bedacht war, schwärmte weithin für ihn. Auf die weiteren Frankfurter Vorkommnisse einzugehen gestattet der Rahmen gegenwärtiger Schrift nur in soweit, als dieselben in besonderer Beziehung zu Steinle standen, ihn direct berührten. — Die Hoffnungen, welche er beim Zusammen-

treten des Parlamentes auf dasſelbe, jedoch in nicht weniger als ſanguiniſcher Erregung, geſetzt hatte, wurden durch den Verlauf der Dinge, namentlich durch die in Wien zu einem ſo tragiſchen Abſchluß gelangenden Vorgänge im Kaiſerſtaate Oeſterreich gar ſehr herabgeſtimmt. Es kam hinzu, daß Aufträge zu Bildern ausblieben, bereits ergangene ſogar zurückgenommen wurden. Wie traurig aber auch die Gegenwart und die Ausſicht in die Zukunft in Bezug auf ſein Wirken wie auf ſein Auskommen ſich geſtalten mochten, die Seelenruhe verließ ihn nicht, ſein ſtarkmüthiges Vertrauen auf die göttliche Weltregierung blieb unerſchüttert, ja ſogar der ihm eigene Humor hielt, wie wir ſpäter ſehen werden, Stand. Natürlich bewegten ſich unſere Unterhaltungen vorzugsweiſe um die Tagesbegebenheiten; aber auch die Kunſt ging nicht leer aus. Leider kann ich die mündlichen Aeußerungen des Freundes nicht wie ſeine brieflichen wortgetreu wiedergeben; unwillkürlich würde von dem Meinigen ſich nicht Weniges beimiſchen; ich bezweifle indeß nicht, daß in den vielen Stunden, während welcher er in ſeinem Atelier verweilte, nicht blos gar manche Zeichnung, ſondern auch Schriftliches von ihm zu Papier gebracht ward, was alles hoffentlich demnächſt in die Oeffentlichkeit gelangt.

Die näheren Frankfurter Freunde Steinle's wurden auch die meinigen. Dankbar erinnere ich mich der Aufnahme, welche ich in den Kreiſen der Familien von Guaita, Brentano, Veit und Schloſſer fand. Alle waren bemüht, die Honneurs ihrer Stadt und ihnen empfohlenen oder ſie beſonders intereſſirenden Parlamentariern den Aufenthalt angenehm zu machen.

Dem ſogenannten Geſellſchaftsleben, namentlich den mitunter ſtattfindenden glänzenden Feſtlichkeiten, unter welchen ſich die von Louis Brentano und deſſen liebenswürdiger Gemahlin veranſtalteten beſonders ausgezeichneten, blieb Steinle durchweg fern. An ſeinen Gewohnheiten feſthaltend, verkehrte er nur mit Wenigen, am vertrauteſten mit dem Ehepaar Schloſſer, der Frau Schöff Brentano und dem Maler von Stralendorff, ſeinem Nachbarn.

Wie für Unzählige ſo war auch für Steinle, und zwar für ihn als ſo eifrigen Oeſterreicher in beſonderem Maße, der 11. Juli 1848, der Tag des Einzuges des Erzherzogs Johann als Reichsverweſer in Frankfurt, ein rechter Freudentag. Zufällig hatte ich den Erzherzog nicht zu Geſicht bekommen; als ich dies dem Freunde zu Hauſe ſagte, nahm er einen Bogen Schreibpapier und zeichnete

sofort dessen Kopf in halber Lebensgröße hin. Das eingerahmt vor meinen Augen an der Wand hängende Porträt charakterisirte den Dargestellten treffender, als irgend ein mir später zu Gesicht gekommenes Bildniß desselben. Ueberhaupt zeigte Steinle in solchem Improvisiren von Porträten eine besondere Meisterschaft. Mitten im Gespräch ließ er sich mitunter ein Stück Papier reichen und alsbald kam auf demselben die Physiognomie der in Rede stehenden Person zum Vorschein.

Der freiheitliche Drang des Jahres 1848 machte sich auch auf dem kirchlichen Gebiete geltend, und zwar in ebenso besonnener wie begründeter Weise. Ich erinnere an den Würzburger Bischofscongreß und an die erste in Mainz abgehaltene, von Buß präsidirte Versammlung des Piusvereins, welcher ich, mit noch einer Anzahl von Abgeordneten, von Steinle begleitet, beiwohnte. Unter den Begebnissen während der Dauer des Parlamentes nahm aber kaum ein anderes des Letzteren Interesse mehr in Anspruch, als die Gründung eines Vereines der glaubenstreuen katholischen Abgeordneten, mochten dieselben auch verschiedenen Fractionen oder keiner angehören, zum Zwecke der Berathung über die den „Grundrechten des deutschen Volkes" einzuverleibenden Bestimmungen behufs Regelung des Kirchen- und Schulwesens. Es ist darin der Prototyp der späteren Berliner Centrumsfraction zu erkennen und stammen von dorther die seitens der Epigonen der Frankfurter Liberalen durch die sogenannten Maigesetze in die Luft gesprengten freiheitlichen Bestimmungen der preußischen Verfassung. Der Fürstbischof Diepenbrock hatte den ersten Anstoß zur Bildung des Vereins gegeben; von Radowitz ward zum Präsidenten, ich, auf seine Empfehlung hin, unverdientermaßen zu dessen Stellvertreter erwählt. Wie eingehend und lebhaft die Debatten sich gestalteten, wird schon zur Genüge aus den Namen Philipps, Arndt, v. Ketteler (damals noch Pfarrer in Hopsten), Döllinger, Janiszewski, Leda Weber, Aulike, Förster (nachmaliger Fürstbischof von Breslau), Clemens erhellen, deren Träger sich eifrig an denselben betheiligten.

In ähnlicher Lage wie Steinle befand sich dessen Freund und Gesinnungsgenosse Philipp Veit. Bei Veit und den Seinigen, seiner Gemahlin — einer Römerin von Geburt — und zwei eben erwachsenen Töchtern, fand indeß ein etwas regerer geselliger Verkehr statt. Auch Steinle brachte zugleich mit mir manchen Abend in dem dort meist nur von vertrauten Freunden gebildeten Kreise zu, wo dann die Tagesvorkommnisse besprochen wurden. Aus diesen Besprechungen erstanden

die geistvollsten, in ihrer Art meisterhaftesten unter den vielen Caricaturen, die damals fast Tag für Tag erschienen, und welchen schließlich mein Freund Detmold durch die unvergleichlichen, nach dessen genauen Angaben von Adolf Schrödter gezeichneten Piepmeyer-Blätter gewissermaßen die Krone aufsetzte. Die von Veit und Steinle angefertigten wurden von einem, ersterem sehr nahestehenden, zufolge der Zeitverhältnisse in bedrängter Lage sich befindenden Künstler lithographirt, zu dessen Gunsten ich den Vertrieb in der Paulskirche zu 9 bis 12 Kreuzer das Stück übernahm. Eine der gelungensten: Dahlmann — zufolge der hauptsächlich ihm, wie sich gleich zeigen wird, beizumessenden verhängnißvollen Verwerfung des Malmöer Waffenstillstandes in erster Lesung — von Demagogen umtanzt, schickte mir Steinle unter dem 13. September vom Stift Neuburg aus, wo er sich vorübergehend bei Schlosser befand, um dieselbe sofort lithographiren zu lassen.

Wenige Tage später sollte der Humor und die heitere Laune gründlichst in das Gegentheil umschlagen. Als ich am Morgen des 18. September mich auf den Weg zur Paulskirche begeben wollte, trug meine Verabschiedung von Steinle einen recht ernsten Charakter an sich; ich hielt es für sehr möglich, daß ich dem Freunde zum letztenmal die Hand gedrückt hätte — eine Katastrophe lag in der Luft. Es war dahin auf folgende Art gekommen. In der Sitzung vom 6. September hatte eine Mehrheit von 17 Stimmen den zwischen Preußen und Dänemark zu Malmö geschlossenen Waffenstillstand, welcher dem, ersteres besonders an der Ostsee sehr schädigenden Kriege vorläufig ein Ziel setzen sollte, verworfen („sistirt"). Die Anstrengungen, welche die Reichsminister v. Schmerling, Robert Mohl, von Beckerath und Redner der Rechten zum Zwecke der Genehmigung desselben gemacht hatten, waren hauptsächlich zufolge einer pathetischen Rede Dahlmann's, der ebenso wie durchweg die anderen in der Versammlung sitzenden Professoren mit der Gelehrsamkeit wenig praktisch-politischen Takt verband, gescheitert, da Gemäßigte in nicht geringer Zahl sich von ihm fortziehen ließen. Gleich nach dem Schlusse der Sitzung reichte das Ministerium seine Entlassung ein; Dahlmann mit der Bildung eines neuen beauftragt, erklärte nach wenig Tagen sich dazu außer Stande, und so blieb denn das frühere interimistisch bestehen. Mittlerweile hatten nicht wenige Abgeordnete, die Dahlmann gefolgt waren, sich eines Anderen besonnen, so daß bei der zweiten Lesung, am 16. September, der Waffenstillstand mit

einer Mehrheit von 21 Stimmen genehmigt ward. Alsbald gab sich nach allen Richtungen hin die tiefste Erregung bei den revolutionär und radikal Gesinnten kund; alles deutete auf Sturm. Am Nachmittag des folgenden Tages fand auf der unweit von Frankfurt gelegenen Pfingstwiese eine stark besuchte Versammlung statt; exaltirte Demagogen führten das Wort, und schließlich wurden sämmtliche Abgeordnete, welche für die Gutheißung des Malmöer Waffenstillstandes gestimmt hatten, unter besonderer Betonung der ultramontanen Abgeordneten, als „Volksverräther" geächtet, für vogelfrei erklärt. Spät am Abend dieses Tages gewahrte ich auf einem Rundgange durch die Stadt, daß ein nicht unbeträchtlicher Zuzug von außen her stattfand, meist jugendlicher, in verschiedenster Art bewaffneter Personen, rothe Embleme, Fähnlein, Federn, Schärpen tragend; schon wurden Vorbereitungen zu Barrikadenbauten getroffen. Es ertönte der Generalmarsch, fast nirgendwo aber ließ sich Bürgerwehr blicken; von den Tausenden, die bei dem Einzuge des Reichsverwesers in glänzendem Waffenschmucke paradirt hatten, soll höchstens ein halbes Hundert dem Rufe der Trommel zu entsprechen sich angeschickt haben.

Meine oben bezeichnete Stimmung beim Abschiednehmen von Steinle am folgenden Morgen wird nun wohl natürlich gefunden werden. Mehr resignirt als muthig fuhr ich über den Main und schritt dann der Paulskirche zu. Als ich derselben ansichtig ward, erschien sie, zu meiner freudigen Ueberraschung, rings von weißuniformirten österreichischen Soldaten umgeben. Im Sitzungssaale vernahm ich dann, daß um die Mitte der Nacht der Frankfurter Senat an den Reichsverweser das Ersuchen habe gelangen lassen, seinerseits für die Sicherheit der Stadt und den Schutz der Nationalversammlung Sorge zu tragen. Ohne allen Verzug hatte dann Schmerling, zum Reichsverweser beschieden, durch Telegramme Truppen in Mainz und Darmstadt requirirt — ein Stunde später waren die Telegraphendrähte durchschnitten. Erst während des Vormittags trafen noch zwei weitere Bataillone ein, die meist auf dem Katharinenplatz Stellung nahmen. Welche Stimmung im Sitzungssaale herrschte, braucht nicht erst gesagt zu werden; nur mit Mühe gelang es dem Abgeordneten Freiherrn von Ketteler für seine meisterhafte, das Recht der Kirche und der Eltern auf die Heranbildung der Jugend in der Volksschule behandelnde Rede sich Gehör zu verschaffen; anderen Rednern erging es weit schlimmer. Unterdessen steigerte sich draußen der Tumult; ganz in der Nähe erstanden Barrikaden, sogar an

Versuchen fehlte es nicht, gewaltsam in den Saal einzudringen. Es wurde daher schon gegen 3 Uhr die Sitzung geschlossen, zumal da die kriegskundigen Mitglieder der Versammlung (von Radowitz, von Möring, Deetz und von Boddien) nach gehaltener Berathung die Gefahr einer Ueberwältigung durch die herandringende Emeute für naheliegend erklärten. Mit Heinrich von Gagern und vielen Collegen begab ich mich nach der Hauptwache, von wo aus man die Zeil entlang die Aussicht auf eine Hauptbarrikade hatte, welche eben von den Truppen angegriffen ward. Das Feuer von beiden Seiten war heftig, auch aus der Ferne hörte man Schüsse; nicht wenig Verwundete wurden zur Hauptwache gebracht oder weiter transportirt. Während einer geraumen Zeit hatte der Kampf ohne sonderlichen Erfolg gedauert, als die Mitglieder der äußersten Linken, Robert Blum und Schlöffel an der Spitze, an uns vorbei zum Reichsverweser zogen, um mit demselben in Unterhandlung zu treten. Als wir vernahmen, daß Schmerling, welcher stets sich bei dem Reichsverweser befand, einen Waffenstillstand bis um 6 Uhr zugestanden habe, erschien diese Concession uns als sehr gefahrdrohend. Wir hatten uns in Schmerling getäuscht. Eben sollte der Kampf wieder beginnen, da ertönte aus der Ferne ein vielstimmiges Hurrah; reitende Artillerie jagte heran, zwei Geschütze gaben auf die Barrikade Feuer und im Nu war aller Widerstand gebrochen. Auch in den anderen Stadttheilen trat alsbald Ruhe ein. Während dieser Vorgänge waren der Fürst Lichnowsky und Adolph von Auerswald außerhalb der Stadt, wie Heinrich von Gagern in der Nationalversammlung es aussprach, „auf die niederträchtigste Art meuchlings ermordet, geschlachtet worden". Am zweitfolgenden Tage fand die Beerdigung der Ermordeten statt, an deren Grab der Freiherr von Ketteler die markerschütternde Rede hielt, welche den Blick des Königs von Preußen auf ihn lenkte und so von besonderer Bedeutung für seinen künftigen Lebensgang ward. Zu meiner Seite, am Rande des offenen Grabes, dem Redner gerade gegenüber stand — Robert Blum.

Die Bedeutung der eben dargestellten Episode, welche nur zufolge der ruhigen Entschlossenheit v. Schmerling's und der Bravour der herbeigezogenen Truppen nicht zu unberechenbarem Unheil geführt hat, mag es entschuldigen, daß ich dieselbe ausführlicher behandelte, obwohl sie im Grunde außerhalb meines eigentlichen Thema's liegt. Sehr ferne davon liegt sie übrigens nicht, da ja auch über Steinle und den Seinigen das Verhängniß geschwebt hatte.

Ueber noch einen weiteren parlamentarischen Vorgang glaube ich schon darum mit allem Fug berichten zu können, weil ich demselben ein mir sehr werthvolles Andenken von Steinle's Hand verdanke.

Zufolge der vom österreichischen Reichstage zu Kremsier beschlossenen Verfassung war in Frankfurt der Gedanke in den Vordergrund getreten, Oesterreich bei Seite zu lassen. In engeren, zumeist von hervorragenden preußischen Abgeordneten gebildeten Kreisen ward um die Mitte des December die Verwirklichung dieses Gedankens mittels eines preußischen Erbkaiserthums projectirt. Der Vicepräsident Georg Beseler verkündigte dies Project, dasselbe aufs eindringlichste befürwortend, der großen Mittelpartei in einer Fractionssitzung, welcher ich beiwohnte, und meldete zugleich den Rücktritt des Ministers v. Schmerling. Sofort erfolgte eine tiefgehende Spaltung der Partei in sogenannte Kleindeutsche und in Großdeutsche. Ich hielt mich zu letzteren, welche gesonnen waren, alles zu versuchen, um das Wort: „Das ganze Deutschland soll es sein" wahr zu halten. Indeß lichteten sich deren Reihen mehr und mehr; fast sämmtliche conservativ gesinnte österreichische Abgeordnete kehrten in ihre Heimath zurück; nicht wenige aus Bayern thaten das Gleiche. Dazu gab hauptsächlich die am 28. März 1849 mit einer Majorität von 4 Stimmen zu Stande gekommene Kaiserwahl das Signal: Meinerseits enthielt ich mich, wie sehr viele Abgeordnete aus allen Parteien, der Wahl, nachdem ich vorher, zu nicht geringem, durch Unterbrechungen aller Art sich kundgebenden Verdruß der Kaiserwähler, in einer eingehenden Rede mich darüber gerechtfertigt hatte. Bei der am 14. April vollzogenen Präsidentenwahl ward wieder Simson mit großer Majorität zum ersten Vorsitzenden gewählt, beiläufig bemerkt, um zum letzten Mal als solcher zu fungiren; ihm folgten in Frankfurt die Abgeordneten Reh und Eisenstuck, in Stuttgart Löwe von Calbe, bis dort auf der Straße am 18. Juni 1849 durch württembergische Cavalerie dem Rumpfparlamente ein trauriges Ende gemacht ward! Der von den nicht der Linken angehörenden Großdeutschen noch verbliebene Rest hatte mich, natürlich ohne die mindeste Aussicht auf Erfolg, Simson gegenübergestellt; bei der Wahl des Vorsitzenden wurden 44, bei der des Vicepräsidenten 49 Stimmen für mich abgegeben. Daraus nahm Steinle Veranlassung, mich mit einem Aquarellgemälde zu bedenken, bei dessen Ueberreichung er eine Ansprache hielt, worin tiefer Ernst mit Humor gemischt war. Das Bild stellt die Germania, auf einem reichen Sockel unter einem

Baldachin thronend dar, in der Linken eine, mit dem Reichsadler geschmückte Standarte, in der Rechten eine auf den Schooß gestützte Gesetzestafel haltend, das Ganze von einer gewissen Freudigkeit überstrahlt. Er hatte das Bild während des noch hoffnungsreichen Tagens der Nationalversammlung gemalt; im Hinblick auf die eingetretene Wandlung wollte er dasselbe nicht mehr vor Augen haben. Nunmehr schmückt es, mit vielem anderen von Steinle's Hand, mein Zimmer, Erinnerungen gar verschiedener Art in mir belebend.

Ich nehme Abschied von Frankfurt, um nicht weiter der Versuchung zu unterliegen, an sich zwar recht Wichtiges und Interessantes, zu Steinle aber in keiner oder doch allzu entfernter Beziehung Stehendes dem Leser vorzuführen.

Mittlerweile war ich als Kammerpräsident nach Köln versetzt worden, wo ich bald darauf als Rath in den Appellhof trat. Der erste eingehendere Brief, welchen ich dort von Steinle erhielt, datirt vom 26. Juni 1849. „Lasse mich — heißt es dort u. a. — weder vom Reichsministerium, noch von Centralgewalt, noch vom Kriegsschauplatz, noch überhaupt von der so leidigen Politik schreiben, sondern Dir melden, daß ich, trotz aller dieser Dinge, mein Bild für Wiesbaden (eine Madonna als Altargemälde für die dortige neue Kirche) glücklich und zur rechten Zeit vollendet habe. Einer, der nach der feierlichen Einweihung des Altars das Bild lobte, sagte mir zum Schluß, dasselbe habe ihn besser gemacht — möchte es das auch an mir thun! — — Ich habe wieder etwas aufgeathmet; wie sehr sind die Katholiken im Stande zu wirken, wenn sie nur in dem, was ihnen gegeben ist, recht lebendig sich verhalten. — — Nicht ohne einen stillnagenden Kummer, im Ganzen aber doch ruhig, gehe ich der Zukunft entgegen. Was sie wohl bringen wird?" Der Brief enthielt noch die Mittheilung, daß er an einer Mariä Heimsuchung für den Großherzog von Baden male. Die Karlsruher Gemäldegallerie erhielt dasselbe. Ein Brief vom 2. August besagt: „Ich arbeite fleißig an der Heimsuchung und tröste mich mit dem Ausspruch, den ich einmal gehört habe, nämlich daß der Künstler das Beste mache, wenn es ihm schlecht gehe. In der That ist mir die Kunst in sich selber der beste Tröster, und habe ich das Ringen, immer Besseres zu machen, nicht aufgegeben. Freilich arbeite ich mich zugleich aus einer Verlegenheit in die andere. Während die Kunst mir früher sicheren Erwerb brachte, wird jetzt vom Capital gezehrt. Gott besser's! Wo unsere Mühe und Sorge nicht mehr

ausreicht, da mag der liebe Gott eintreten." — In dem nächstfolgenden Briefe tritt doch wieder die „leidige" Politik in den Vordergrund. In dem jugendlichen österreichischen Kaiser erblühte ihm neue Hoffnung; alle demselben näher Gekommenen seien seines Lobes voll; Schmerling habe, als er Minister wurde, ihm in die Hand versprechen müssen, dem Josephinismus keinerlei Vorschub zu leisten. Steinle hielt, mit einem Wort, den Kaiser Franz Joseph „zu Großem bestimmt". Ich würde meinestheils „bedenklich den Kopf dazu schütteln", fügte er hinzu. Dem Kunstleben sich dann wieder zuwendend äußert er, grausamer gestimmt, als bei einem früher von mir ihm gegebenen, bezüglichen Anlaß (s. S. 9 resp. 81): „Ich wollte, ich könnte alle Academien Deutschlands zuschließen und nach Jahr und Tag mit Kunstschulen ausfüllen, die endlich den Riß, welchen das alberne moderne Heidenthum gemacht hat, ausfüllen, an die fallengelassenen Traditionen wieder anknüpfen, überhaupt den echten Conservatismus zu Stande bringen, ohne welchen wir keine wahre Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Politik haben werden. Schöne Ideale!! — sagte der preußische Major unter den Linden." (Anspielung auf eine Anekdote, die vor Leserinnen nicht füglich erzählt werden kann.)

Mit einem Neujahrswunsch verband der Freund in einem Briefe vom 30. December 1849 die Mittheilung, er sei nun derart durch Aufträge, durch Weihnachtsgaben, eine bei im bestellte an den Erzherzog Johann zu richtende Adresse, zugleich aber auch durch sonstiges weit weniger Angenehme in Anspruch genommen, daß sich Schlaflosigkeit bei ihm einstelle. Um nicht im Strudel des Allerhand unterzugehen, müsse er einen neuen Anlauf nehmen. Der Brief enthält eine eingehende Charakteristik des eben genannten Erzherzogs, welchen er theils persönlich, theils durch Mittheilungen Kübeck's und Detmold's (derselbe war eben als Ritter des Leopoldsordens und hannoverscher Bundestagsgesandte nach Frankfurt zurückgekehrt und hatte sich mit Frl. Sophie von Guaita verlobt) näher kennen gelernt hatte. Im Wesentlichen geht dieselbe dahin, daß der Erzherzog, abgesehen von den auch ihm eigenen „Stammestugenden", der liberalistischen Strömung folge. Unter dem 28. Februar theilte mir Steinle seine Ernennung zum ersten Professor bei dem Städel'schen Institut mit; der im Verwaltungs-Ausschuß herrschende Geist sei ein anderer geworden, als er sich zu Veit's Zeit bethätigt habe, das zeige schon diese seine Ernennung. Aus Anlaß meiner

Annahme eines Mandates für das Erfurter Parlament schreibt er, dem Vernehmen nach ständen 120,000 Oesterreicher unter Radetzky's Oberbefehl an der böhmischen Grenze. „Wie sehr ich auch wünsche, daß Du die Bekanntschaft dieses, gewiß sehr interessanten Mannes machst, so wüntsche ich doch nicht, daß dies in Erfurt geschieht; ich denke übrigens, man wird selbst in Preußen froh sein, wenn die Comödie zu Ende gespielt ist." — Am 27. April ward mir von Steinle die Mittheilung, daß seine 7 Mädchen am 24. noch ein Brüderchen bekommen hätten: „Du kannst Dir denken, lieber Freund, wie froh ich bin, daß dieser Stein und das Steinle vom Herzen sind." Zufolge eines mehrtägigen Besuches von Hübner, der als österreichischer Gesandter sich nach Paris begab, war der nächstfolgende Brief vorwiegend politischen Inhaltes, auf dessen Wiedergabe hierorts ich verzichten zu müssen glaube, wie viel Interessantes derselbe auch in sachlicher und persönlicher Beziehung enthält, und wie wenig er in einer ausführlichen Lebensbeschreibung fehlen dürfte. Hier kommt überdies hinzu, daß der Freiherr v. Hübner sich noch unter den Lebenden befindet und es ihm vielleicht unerwünscht wäre, vertraulich von ihm Geäußertes veröffentlicht zu sehen. Es gilt Vorstehendes für gar viel in den Briefen Steinle's Enthaltenes; aber auch im Hinblick auf den mir zu Gebot gestellten Raum werde ich mich durchweg auf das zu beschränken haben, was zu dessen Persönlichkeit in nächster Beziehung steht, namentlich ihn als Künstler zu kennzeichnen geeignet erscheint. An Ausnahmen von dieser Regel wird es indeß doch wohl schwerlich im Verfolge fehlen.

Im September 1850 machte Steinle eine Erholungsreise nach Tirol, mit deren Verlauf er sich sehr befriedigt erklärte. In einer von mir veröffentlichten Schrift hatte ich mich über die Nothwendigkeit einer Rückkehr der Kunst von den Irrwegen, auf welche dieselbe gerathen sei, näher geäußert. Darauf erging an mich u. a. was folgt: „Du scheinst mir der Kunst etwas mehr zu vindiciren, als ihr gebührt, indem Du dieselbe isolirst. Die Religion allein ist ewig; nach ihr hin muß alles gravitiren, wenn auch nicht in augenfälliger Weise. Es handelt sich im Wesentlichen um Bekehrung zu ihr. Die untergeordneteren Elemente sind immer gewissem Wechsel durch den Lauf der Zeit, die Nationalität, das Klima u. s. w. unterstellt; daher die herrliche Vielgestaltigkeit, welche nur durch Abkehr vom Centralpunkt der Ausartung verfällt. Gehört die Kunst nicht auch zu den vom Centralpunkt abhängigen Elementen?" In

unserer Zeit, „die das Chaotische einer Uebergangsperiode an sich trage", handle es sich so recht darum, mit klarem Bewußtsein, unbeirrt durch alle Bewegung, auf ein festes Ziel loszugehen.

Der Schluß des Jahres ward dem Freunde zu „einem Lebensabschnitte schmerzlichster Art." Am Morgen des St. Sylvestertages begrub er sein an der Dyphteritis gestorbenes sechsjähriges Söhnchen Clemens. „All mein Trost besteht darin — schrieb er mir — die Hand, die solches Opfer von uns verlangt, demüthig zu küssen. Hochgelobt und gepriesen sei der Herr unser Gott! Möge Er, was an unserem Opfer fehlt, verzeihen, auf unseren natürlichen Schmerz, der ja durch das von ihm selbst gesetzte Wesen des Familienlebens geheiligt ist, gnädig herabsehen!"

Noch ein weiterer Verlust hatte Steinle tief ergriffen: der um die vorgedachte Zeit eingetretene Tod des so enge mit ihm verbunden gewesenen Rathes Schlosser. Im Auftrage der Wittwe nahm er die Beschaffung eines Grabdenkmals für den Hingeschiedenen in die Hand. Er wünschte ein Kirchhofskreuz, welches dem ihn „anwidernden monumentalen Schlendrian fern bleibe", indem er zugleich seinen Gedanken durch eine leicht hingeworfene Zeichnung klarstellte. Die Frankfurter Gothiker meinten, ohne eine Ueberdachung sei dasselbe nicht stilgerecht herzurichten, was Steinle, gewiß mit Recht, bestritt. Auch Gothiker sind zuweilen mit wunderlichen Grillen behaftet. Ziemlich langwierige Verhandlungen führten dahin, daß das Denkmal nach einem Entwurfe des Kölner Architekten Vincenz Statz in dessen Hütte ausgeführt ward. Damit begann denn auch die Bekanntschaft zwischen Steinle und Statz, welche in der Folgezeit, wie wir sehen werden, sich zu einer recht engen gestaltete. — Im März kam ein sehr erfreulicher Auftrag aus England vom Prinzen Albert; es war ein Bild, der hl. Lucas die Gottesmutter malend, welches am 24. Mai, dem Geburtstag der Königin Victoria, derselben als Geschenk dargebracht werden sollte.

Aus einem Briefe vom 26. November 1852 glaube ich Nachfolgendes hier Platz greifen lassen zu sollen. „Die letzte große Reise des Königs von Preußen hat zu dem angenehmen Resultat geführt, daß der König meine Zeichnung, die Auferweckung von Jair's Töchterlein, von einem Kunsthändler kaufte und sich durch dieselbe bewegen ließ, mir denselben Gegenstand als Oelbild für 1000 Ducaten in Auftrag zu geben. Auch werde ich den guten Hirten, welcher das Lämmlein aufsucht, lebensgroß malen, wozu bereits der Carton ge-

Digitized by Google

zeichnet ist. Außerdem habe ich für einen Doctor Lappenberg in Hamburg eine große Sepia-Zeichnung gemacht. In drei Aufzügen: dem der Venus, des wilden Jägers und der babylonischen Buhlerin sind die drei Reiche der Welt: die Sinnenlust, die Augenlust und die Hoffart des Weltlebens vorgestellt; als Gegensatz erhebt sich im Vordergrunde ein Kreuz, welches ein Mensch umfaßt. Diese Zeichnung steht so eben dem lieben Publikum hier aus. Außerdem habe ich meine Aphorismen über Kunst, mit besonderer Anwendung auf Oesterreich, überarbeitet und an den Grafen Thun geschickt; ich fürchte aber, es ist da Hopfen und Malz verloren." Dem Briefe war ein Packet mit Seidenstoffen beigegeben, welche ich dem damaligen Kaplan des Erzbischofs, Leo Meurin (jetzt Bischof und Apostolischer Vicar des nördlichen Bombay) zugehen lassen sollte, um dieselben zu den Teppichen zu verwenden, welche Kölner Damen nach Zeichnungen von Rambour für den Domchor anfertigten.

Unter dem 29. Juni ward mir die Nachricht von der Geburt eines Knaben mitgetheilt; im Uebrigen berichtete der Brief über Widerwärtigkeiten aus Anlaß eines, die Umgestaltung des Städel'schen Institutes bezweckenden Planes. Zugleich gab derselbe eine Mißstimmung darüber zu erkennen, daß sein, den guten Hirten darstellendes Oelgemälde, welches nach Wien zu schicken man ihn veranlaßt hatte, von der dortigen Gallerie-Direction wegen des dafür geforderten Preises abgewiesen ward, „weil noch niemals eine einzelne Figur so theuer von ihr angekauft worden sei." Ein den Brief begleitender Auszug aus einem Schreiben des vormaligen Abgeordneten Stülz, Abtes von St. Florian, verbreitete sich über die nichts weniger als Glück verheißenden Zustände im Oesterreichischen, trotz der besten Intentionen des „wahrhaft christlichen" Kaisers. Das hinsichtlich dessen Moralität damals umherlaufende Gerede bezeichnete er als „schändliche Verleumdung"; der Kaiser sei ein edler, fleckenloser Jüngling; in Wien herrsche leider die alte Leichtfertigkeit, Genußsucht, der alte Uebermuth.

Von einer Erholungsreise nach der Schweiz um die Mitte des September heimgekehrt, ward Steinle von einem schweren Schlage getroffen. Seine Tochter Anna erlag in Metz als Nonne einem Nervenfieber; beide Eltern hatten während 6 Tagen ihrer am Krankenlager gewartet. „Christliche Liebe hatte das gute Kind bis ins Grab auf die trostreichste und erbaulichste Weise umgeben. Dennoch wird durch solche Erlebnisse unsere ganze Natur durchschauert."

Auch jetzt hielt den so schwer Heimgesuchten seine Gottergebenheit aufrecht und nach kurzer Frist schon stellte die altgewohnte Thatkraft sich wieder bei ihm ein.

Nach Verlauf von etwa 6 Wochen ward ich in Bezug auf eine Stilfrage zu Rath gezogen. Zum Andenken an seinen verstorbenen Oheim Clemens Brentano wollte Dr. von Guaita ein Zimmer seines Hauses durch Steinle mit sechs großen Darstellungen nach den Märchen des Genannten in der Art schmücken lassen, daß die Bilder in Holzgetäfel oder in Tapeten eingelassen würden, und die Decke eine entsprechende Gestaltung erhielte. Es frug sich nun, ob die Stilisirung alles Beiwerkes gothischer Art werden sollte. Schließlich ging die Einigung dahin, keine Art von Stil entschieden vorwalten zu lassen, um die Wirkung der Gemälde nicht zu beeinträchtigen. Letztere gelangten erst im Jahre 1854 zur Vollendung, als überaus anmuthige, lebensfrische, formvollendete, das so eigenartige Genie des Dichters zurückstrahlende Meisterwerke. Ueber seine Person schrieb Steinle u. a.: „Ich halte mich still, zurückgezogen, in dem Gefühl, daß mein Treiben als geistlich und ultramontan geflissentlich ignorirt wird." Uebrigens, meinte er, sei es auch nicht gerade besonders ehrenvoll, „auf dem Markte der Tageskunstwäsche zugleich mit Erzeugnissen, die den Stempel des materialistischen Fleischescultus an sich tragen, ausgeboten zu werden." Während der Vorbereitungsarbeiten zu den Märchenbildern entstanden in seinem Atelier ein Altarbild (die Pfingstpredigt) für Riga und ein kleineres Bild (Adam und Eva nach dem Sündenfall) für v. Hübner. Bei letzterem brachte er demnächst 14 Tage als dessen Gast in Paris zu, wo er sich sehr angelegentlich mit dem Studium der dort angesammelten Kunstschätze, namentlich der ausgezeichnetsten Gemälde, beschäftigte. Natürlich nahm noch viel Anderes sein Interesse in Anspruch; was er mir darüber berichtete, kann hier nicht mitgetheilt werden; eben so wenig was weitere Briefe über österreichische Zustände, das geplante Concordat u. s. w. enthielten. Im September machte er eine Rheinreise, um Landschaftliches für die Märchenbilder sich einzuprägen.

Wie hinsichtlich so vielem Schätzbaren, so muß ich auch von der unverkürzten Wiedergabe eines, sehr gedankenreiche Neujahrs-Betrachtungen enthaltenden Briefes vom 9. Januar 1854 abstehen. „Die Dinge draußen — heißt es in demselben u. a. — erscheinen mir sehr bedenklich; geht es noch immer weiter so fort, so wird es

Digitized by Google

ſich nicht mehr um Katholicismus, ſondern um Chriſtenthum überhaupt handeln, wozu die ſchlechte Preſſe kräftig mitwirkt. Das Verhalten der Regierungen erinnert vielfach an den Spruch: Wen Gott verderben will, den blendet er vorerſt. — — Eine Reihe von mir vollendeter Arbeiten will mir ſelbſt zu groß erſcheinen. Schon ein Blick auf die Schöpfungen der alten Kunſt bewahrt mich übrigens vollſtändig vor Selbſtüberhebung. Meine Arbeiten freuen mich, ſo lange ich ſie unter den Händen habe; kommen ſie hinaus, ſo erfährt man, daß die Menſchen ſich von dem erſten beſten Zeitungsſchreiber an der Naſe herumführen laſſen, daß auch für Kunſt und Geſchmack die Preſſe eine, den Leſern immer mehr über den Kopf wachſende Macht geworden iſt, die alles ernſtere Eindringen ſo gut wie überflüſſig macht. — — Der Jeſuitenpater Roh hat hier im Dom gepredigt. Ich hatte dabei das Gefühl eines Fiſches, der zu lange außer Waſſer. zur Erhaltung einmal tüchtig eingeſalzen wird. Es muß im Lande etwas gewaltig faul ſein, wenn ſolche Männer verfolgt werden. — — Alles einfache, geſunde Verſtändniß kommt auch auf dem Kunſtgebiete mit dem Chriſtenthum abhanden, Vielwiſſerei-Dünkel obenauf zu ſchwimmen. Daß es ſo gekommen iſt, hängt leider mit einem Geſellſchaftsorganismus zuſammen, welchem gegenüber ſelbſt die Kirche Schonung und Nachſicht üben muß, um zu retten, was noch zu retten iſt."

Der nachfolgenden Reihe von Briefen, welche über Arbeiten und Vorkommniſſe privater und öffentlicher Natur berichten, glaube ich nunmehr, da die Perſönlichkeit meines Freundes und deſſen Geiſtesrichtung im Weſentlichen ſchon erkennbar hervorgetreten ſein wird, nur noch beſonders Bemerkenswerthes oder Charakteriſtiſches, für einen größeren Leſerkreis ſich Eignendes entnehmen zu ſollen.

Nach einem Beſuche, womit Steinle zu Anfang Juni 1855 mich in Köln erfreut hatte, beſchäftigte ihn u. a. die Zeichnung von 5 Figuren für Statuen zu der hier nach einem Plane von Statz zu errichtenden Marienſäule, — ſowohl von ſeiner Seite als ſeitens des Meiſters Statz ein Weihgeſchenk zu Ehren des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß. Ungefähr einen Monat ſpäter empfahl er mir ſeinen Herzensfreund Overbeck, welcher einige Tage ſein Gaſt geweſen war und Köln beſuchen wollte, mit den Worten: „Es wird dir von Werth ſein, dieſen Mann, der von einer wunderbaren Klarheit iſt, deſſen Weſen ſo zu ſagen ganz von der Anmuth des Gottesfriedens übergoſſen iſt, recht oft zu ſehen." Nicht leicht konnte mir ein Beſuch

Digitized by Google

willkommener sein, als der Overbeck's, dessen Bekanntschaft ich schon 1839 während eines längeren Aufenthaltes in Rom gemacht hatte. Vor seiner Abreise aus Rom hatte er Steinle's, von dessen Hand in nahezu Lebensgröße gezeichnetes Porträt von demselben erhalten. Wie aus Overbeck's so eben erschienener Biographie von Margaretha Howitt (II, S. 132) erhellt, schrieb ihm darauf Overbeck, mit einem werthvolleren Geschenk hätte er nicht erfreut werden können, „schon hängt das Bild in meinem Wohnzimmer; täglich weilen meine Blicke darauf und erlaben sich daran, Dir in's treue Auge zu sehen, dessen wehmüthiger Ernst mir so Vieles sagen zu wollen scheint." Nach Overbeck's Tod kam das Bild an Steinle zurück, welcher es dann mir schenkte. Während ich Gegenwärtiges schreibe, ruhen meine Blicke gar oft auf den so edeln, gewissermaßen vergeistigten Zügen des hingeschiedenen Freundes. Von allen Bildnissen desselben, die mir zu Gesicht gekommen sind, scheint mir keines seinem innersten Wesen in gleichem Maße zu entsprechen. Allerdings war „wehmüthiger Ernst" ihm nichts weniger als fremd; auch aus seinen Schöpfungen blickt solcher nicht selten durch, niemals aber artete derselbe in kopfhängerische Sentimentalität oder ascetische Trockenheit aus; beides war ihm geradezu antipathisch. „Es ist eine eigenthümliche Erscheinung — schrieb er mir unter dem 23. November 1855 — daß die Frömmigkeit bei vielen Künstlern den Charakter von Unglück und Traurigkeit annimmt, womit freudiger Ernst nichts gemein hat." Auf allem was er schuf ruhte erwärmender Sonnenschein.

Im folgenden Jahre trat eine Aufgabe von ungewöhnlicher Bedeutung an Steinle heran. Zu Anfang Februar kam der großmüthige Gründer des Kölner Museumsbaues, Johann Heinrich Richartz, nach Frankfurt, um mit ihm über die Ausmalung des Treppenhauses zu verhandeln, wozu denn Steinle sich im Allgemeinen gerne bereit erklärte. Trotz des besten Willens auf Seiten des Herrn Richartz, welcher Steinle zu sofortigen Vorarbeiten veranlaßte, verschleppten sich die Verhandlungen bis in die Mitte des folgenden Jahres hinein, da eine städtische Commission in den Vordergrund trat und noch sonstige Berufene und Unberufene, zum Theil hinter den Coulissen operirend, sich einmischten. Ueberdies fiel die Angelegenheit in die Interessensphäre der Düsseldorfer Academie. Nicht weniger als 26 Briefe liegen vor mir, die einestheils von der Geduld, anderentheils von dem Unmuthe des von Klippe zu Klippe getriebenen Künstlers Zeugniß ablegen. Im Ganzen behielt glücklicher Weise

die Selbstbeherrschung derart die Oberhand, daß neben den gedachten Vorarbeiten noch ein großer Carton zu einem Gemälde, die Hochzeit von Cana, für den Consul Merk in Hamburg, und verschiedene Aquarellbilder zu Stande kamen. Auf eine fast allzuschwere Probe wurde dieselbe durch den am 7. October 1856 erfolgten Tod seiner neunzehnjährigen, in jeder Beziehung ausgezeichneten Tochter Caroline gestellt. Am 3. November schrieb er mir: „Wie ich gerungen, was ich gelitten habe, weiß Gott allein; Gott gab mir denn auch die Kraft, wo es galt, die menschliche Schwachheit zu besiegen — sein Wille geschehe!"

Theils zugleich mit den Compositionen für das Treppenhaus, theils nach deren Fertigstellung fixirte der unermüdliche Meister den Plan zur Ausschmückung der St. Ägidiuskirche zu Münster. Die Uebertragung der von ihm entworfenen Farbenskizzen auf die Wände erfolgte durch die Maler Settegast, Schwiegersohn Veit's, Mosler und Welsch, die zwei letzteren Schüler von Steinle, ganz im Geiste des Meisters. Die bewundernde Anerkennung, welche dem Werke zu Theil ward, half letzterem sich über die mit dem Kölner Unternehmen verbundenen und sonstige Quälereien zu erheben. Hierzu trug auch, wie seine Briefe ergeben, nicht wenig der Verkehr mit einigen hervorragenden Gesinnungsgenossen bei, namentlich mit Johannes Janssen, welchem wohl hauptsächlich auf Veranlassung des großen Historikers Johann Friedrich Böhmer, der die seltene Begabung des jungen Gelehrten erkannt hatte, eine Professur der Geschichte am Frankfurter Gymnasium übertragen worden war. Der bedeutende Werth, welchen Janssen seinerseits auf den persönlichen Verkehr mit Böhmer legte, hatte ihn veranlaßt, die bei der Academie zu Münster begonnene Docentenlaufbahn zu verlassen und eine Stelle anzunehmen, die an sich betrachtet, eine verlockende Perspective nicht vor ihm eröffnete.

Während mich Steinle durch die Zusendung seines vom Kapuzinerpater Bernardo Jeckel in Rom trefflich gestochenen Bildes, die Legende von der hl. Margaretha von Cortona darstellend, sowie mit der Nachricht erfreute, daß der Fürst Boguslaw Radziwill ihm einen kleinen Hausaltar in Bestellung gegeben habe, ward ihm selbst eine sehr empfindliche Heimsuchung von Köln aus zu Theil. Der dortige Kunst-Areopag hatte ihm eine Kritik seiner Compositionen zugehen lassen, welche in dem Verlangen gipfelte, das zweite große, auf die mittelalterliche Periode der Stadt bezügliche Bild gänzlich umzuarbeiten. Sein erster Gedanke war, von der ganzen Aufgabe

ſich loszuſagen; allein er hatte ſchon zuviel Zeit und Mühe auf dieſelbe gewendet, um ohne weiters davon abſtehen zu können, und ſo fügte er ſich denn in die letztgedachte Zumuthung. Die beſeitigte Compoſition liegt als Photographie vor meinen Augen. Mir will das Bild als ein überaus anſprechendes, vollendetes Meiſterwerk erſcheinen, namentlich vermiſſe ich auf dem an deſſen Stelle getretenen eine Gruppe Banner tragender ritterlicher Geſtalten, die einen ſehr wirkungsvollen Glanzpunkt gebildet haben würde. Jedes weiteren Urtheils enthalte ich mich, nur dem Bedauern Ausdruck gebend, daß die großartige Schöpfung nicht wenigſtens durch eine Nachbildung zu allgemeiner Kenntniß gekommen iſt. Einen gelinden Zweifel darüber darf ich aber wohl noch an Tag legen, ob den Mitgliedern der betreffenden Commiſſion im Grunde die Befähigung beiwohnte, über ein ſo durchdachtes Werk eines ſo bewährten Künſtlers den Stab zu brechen. Glücklicher Weiſe war deſſen Geſtaltungskraft nicht erſchöpft oder auch nur durch den Unmuth gemindert, als er ſich der neuen Aufgabe zuwendete.

Mit der Benachrichtigung, daß eine von ihm ausgeſchmückte, an den Papſt gerichtete Adreſſe nach Rom abgegangen ſei, erhielt ich von Steinle die weitere, Janſſen werde am 30. März 1860 ſeine erſte hl. Meſſe in Limburg leſen. Lediglich um der Gnaden des Prieſterthums theilhaftig zu werden, hatte unſer Freund ſich zu dem bedeutungsvollen Schritte entſchloſſen; „ſeine äußere Stellung wie ſeine ruhigheitere Lebensanſchauung blieben unverändert, welche Lebensanſchauung denn auch die angeſtrengteſte Geiſtesthätigkeit und gar manche bittere Anfeindung überdauert hat.

Obgleich „in Arbeiten bis über den Kopf ſteckend", intereſſirte ſich Steinle doch fortwährend, wie ſeine Briefe zeigen, für alle Bewegungen des öffentlichen Lebens, die literariſchen nicht ausgenommen. So z. B. veranlaßte ihn der Briefwechſel zwiſchen Humboldt und Varnhagen, welchen er eben geleſen hatte, zu der Bemerkung, es ſei viel daraus zu lernen, die beiden Gelehrten träten hervor als „Götter ohne Gott"; dahin führe eine gewiſſe Bildung, eine gewiſſe Wiſſenſchaft, welcher es am rechten Untergrund fehle.

Im Mai 1862 begab ſich Steinle mit zwei Gehilfen an die Arbeit im Treppenhauſe des Kölner Muſeums. Eine rechte Wohlthat für ihn war es, daß er ſein Unterkommen im Hauſe des ihm befreundeten Baurathes Statz fand, deſſen treffliche Frau durch ihre Obſorge ihn das eigene Heim möglichſt wenig vermiſſen ließ.

Durch den steten Verkehr mit Ersterem, der eben mit dem Entwurfe zu dem in Linz a. d. Donau dermalen in freudigem Wachsen begriffenen Dome und manchen sonstigen baulichen Aufgaben sich beschäftigte, drang er in das Wesen der mittelalterlichen Architektur ein und überzeugte sich namentlich von den hohen Vorzügen der Gothik, im Vergleich mit jedem anderen Baustile. Er verkehrte mit sehr wenig Personen; am meisten interessirte ihn der geniale „Gesellenvater" Kolping, dessen Schöpfung er, gewiß mit Recht, zu dem Segensreichsten zählte, was unsere Zeit auf dem socialen Gebiete zur Erscheinung gebracht hat. Ich war zumeist von Köln abwesend, theils als Abgeordneter in Berlin, theils auf Reisen. Natürlich wurde darum der Freund meinem Hause nicht fremd und fehlte es mir nicht an Nachrichten über ihn. Von Frankfurt aus, wohin er in der zweiten Hälfte des September nach Vollendung eines großen Bildes und zweier Sockelbilder zurückgekehrt war, klagte er über sein körperliches Befinden, welches ihn jedoch nicht abhalte, gar Manches zu schaffen, insbesondere auch Vorstudien zur Ausmalung einer Schloßkapelle des Fürsten Löwenstein in Heubach am Main und des Chores der neuen Aachener Marienkirche zu machen. Im October 1863 benachrichtigte er mich von der Verlobung seiner Tochter Benedetta mit Carl Lucius aus Erfurt, welcher er freudig zustimmte. Der betreffende Brief enthielt zugleich schätzbare Bemerkungen über das Verhältniß der Baukunst zur Malerei; ohne architektonischen Sinn, meinte er, sei ein wahrhaft vollendeter Maler nicht zu denken.

Das folgende Jahr verlief ohne sonderliche Zwischenfälle. Zu den bereits erwähnten größeren Aufgaben kam für den Freund noch eine recht schwierige und zeitraubende: die Anfertigung von Bildern zu Farbenfenstern für die Trierer Liebfrauenkirche. Daß er über gar Manches, auch Verdrießliches, zu berichten hatte, braucht nicht gesagt zu werden. Die „härteste Nuß" für ihn war die Durchführung der Composition des letzten großen Treppenhausbildes mit den Gestalten noch lebender Personen in modernstem Salonkostüm — Frack und weiße Binde. Ausflüge nach Trier, Erfurt, Marburg ꝛc. gaben Anlaß zu eingehenden Aeußerungen über die dortigen Baudenkmale und die an denselben vorgenommenen, mitunter nichts weniger als glücklichen Operationen. Was er darüber, sowie sonst gelegentlich über andere Monumente und über zeitgenössische Erzeugnisse der Malerkunst an mich geschrieben hat, erfordert eine besondere Broschüre, da

es nur, wenn bis ins Einzelnste wörtlich wiedergegeben, richtig aufgefaßt und gewürdigt werden kann.

Gegen den Schluß des Jahres 1864 hin brachte ein Brief mir eine Aeußerung über den in Frankfurt gegründeten Katholischen Broschüren-Verein, die wohl auch heute noch beherzigt zu werden verdient. Dieselbe lautet: „Der Jammer ist, daß Professoren gelehrte Abhandlungen schreiben, die selbst für ein philosophisch-theologisch gebildetes Publicum noch schwer verständlich sind. Es ist nicht zu leugnen, daß bei solchen Gelegenheiten der deutsche Charakter sich als ein Hinderniß erweist. Wie selten kann ein deutscher Gelehrter populär schreiben! Der alte Görres war auch darin, wenn es Noth that, groß, aber vielleicht nur weil der Dichter in ihm dem Gelehrten die Waagschale hielt."

Im Januar kam zu dem an Steinle früher verliehenen Orden der französischen Ehrenlegion das belgische Officierkreuz des Leopoldordens, und zwar aus Anlaß der Ausstellung seiner Cartons für das Kölner Museum, was ihn schon darum freute, weil in Köln von gewisser Seite her gegen ihn und sein Werk geschürt ward. — Zu seinen vielen anderen Aufgaben war unterdessen auch noch die Anfertigung einer Composition zur Ausmalung des Chores der Kirche St. Maria zum Capitol in Köln gekommen, so daß er über eine „kaum zu bewältigende Masse von Arbeiten" klagte und der Besorgniß Ausdruck gab, seine Kraft reiche nicht aus, um dieselben pflichtmäßig, d. h. in möglichster Vollendung auszuführen. Es koste ihm Mühe, schrieb er, neben dem Ernst den Humor zu wahren. Einem gewissen Anflug von wehmüthiger Stimmung nachgebend fuhr er fort: „Ich bin conservativ, in nichts aber conservativer, als in der Freundschaft; ich hoffe zuversichtlich, daß die unsrige in die Ewigkeit dauert. Diese Hoffnung gründet sich auf den festen Glauben, daß in der Kirche, die wir beide als göttliche Institution verehren, keine Trennung ist. Wir haben beide im Jenseits sehr geliebte Seelen, die nie und nimmermehr zu uns außer Beziehung stehen können. Sie sehen entschleiert, was wir nur ahnen, was uns das Getriebe der Welt verdeckt. Wann werden wir mit ihnen vereinigt sein?"

Trotz des auf ihm lastenden Uebermaßes von Arbeit, die er nur durch unsäglichen Fleiß und eine planmäßige Eintheilung vorwärts bringen konnte, ließ sich Steinle noch dazu bewegen, in Frankfurt einen Vortrag über „die heilige Kunst" zu halten; dem

Wunsche Janssen's, denselben im „Katholik" zu veröffentlichen, ertheilte er seine Zustimmung nicht. Kolping ward von ihm mit einer Skizze zu einer Gesellenfahne bedacht. In dem Briefe, welcher diese Mittheilung enthält, heißt es zum Schluß: „Ich habe eine solche Sehnsucht nach Farbe, daß mich das Papier förmlich nervös macht. Einen ganzen Winter nichts als zeichnen und immer zeichnen, ganze Chöre von Heiligen zeichnen und alle farblos, das ist kaum auszuhalten."

Das Project der Verwalter des Städel'schen Institutes, für die Zwecke desselben einen Neubau zu errichten, gab unserem Freunde Anlaß, sein so lebhaftes Interesse für die Architektur zu bethätigen. Ein Brief vom 13. Juli 1865 besagt: „Ich werde der Administration eine Denkschrift überreichen, welche in hoffentlich unwiderlegbarer Weise darthut, daß nur im deutschen, im gothischen Stil gebaut werden darf. Die Zeit, in der man fragen konnte: In welchem Stile sollen wir bauen? ist vorüber. Was man heute Griechisch oder Renaissance nennt, ist nicht griechisch, ist nicht Renaissance; der gothische Civilbau weist die schönsten und zugleich praktischsten Muster auf; wenngleich nur halb gelungen, beweist doch das Kölner Museum schon, daß man auch einen derartigen Bau gothisch stilisiren kann. Alle Oberlichter müssen ausfallen" u. s. w. Bekanntlich hat die Administration sich nicht bewogen gefunden, dem Verlangen Steinle's Folge zu geben. Das in neuester Zeit zu Amsterdam errichtete gothisch stilisirte „Reichsmuseum" thut, beiläufig bemerkt, dar, daß dort die vorstehende Begründung stichhaltig befunden worden ist — freilich zum großen Jammer der Moderniſten, deren Geschrei die Stirne zu bieten es der Frankfurter Administration an Muth gefehlt haben wird.

Der zu Anfang October erfolgte Tod Kolping's ging Steinle sehr nahe. „Kolping ist unersetzlich; — schreibt er — ich kenne wenige Menschen, deren ganzes Leben so aus einem Stück bestand, in welchen der Beruf sich so einfach und klar ausgesprochen fand. Er folgte demselben treu, unermüdlich arbeitsam; gewiß wird er im Himmel belohnt werden; möge Gott ihn den armen Handwerkern ersetzen!"

Welchen Eindruck die, schließlich zur Besetzung und Mediatisirung Frankfurts führenden Ereignisse des Jahres 1866 auf unseren so patriotisch gesinnten Oesterreicher machten, braucht nicht erst gesagt zu werden. Selbst sein weiteres Verbleiben in Frankfurt

erschien ihm längere Zeit hindurch fraglich. In seinen, eine Art von Tagebuch darstellenden Briefen finden sich den Berichten über sein persönliches Leben und Schaffen durchweg politische Betrachtungen recht trübsinniger Art eingewoben. Leider muß ich aus den mehrfach angeführten Gründen von einer Wiedergabe der letzteren abstehen, wie treffend und originell dieselben auch zumeist sind. Von der Raumfrage abgesehen, hege ich selbst noch die Besorgniß, daß das Aneinanderreihen einer größeren Zahl abgerissener, in Anführungszeichen beschlossener Sätze, trotz aller Bedeutsamkeit derselben, auf den Leser ermüdend wirkt.

Wie großartig und vielgestaltig auch die Schöpfungen Steinle's waren, so nahmen doch bei weitem die meisten Organe der Presse liberaler Färbung, die gleichfarbigen Kunstzeitschriften eingeschlossen, kaum Notiz von denselben. Nach Fertigstellung der Treppenhaus-Gemälde machte die Kölnische Zeitung hiervon eine Ausnahme. Das große Wort über Kunstfragen führte in ihren Spalten ein ehemaliger Maler von Profession, welcher, da er mit seinen Bildern kein Glück machte, gewerbsmäßig über die von Anderen gemalten Kritik übte. Da er für das genannte Blatt arbeitete, so ließ er es sich nach Möglichkeit angelegen sein, die „mittelalterlichen Vorurtheile" zu bekämpfen, die Kunst von den Banden des Idealismus und der Romantik zu befreien. Alle Adepten der „unabhängigen Moral" und der „gesunden Sinnlichkeit" waren natürlich stets in seinem Gefolge. Nun aber boten die in Rede stehenden Gemälde dem Beschauer keinerlei Nuditäten, nicht einmal nackte Putten — das so beliebte Füllsel, wo es an Gedanken fehlt — dafür Bischöfe, Priester, Mönche in großer Zahl, die um so augenfälliger ist, als die Baucommission, wie wir oben sahen, eine Gruppe von Rittern beseitigt hatte; auf dem dritten Bilde sogar zwei Convertiten zum Katholizismus, Winkelmann und Friedrich Schlegel, auf dem vierten endlich ein Gedränge schwarz gekleideter Herren, den starkbeleibten, behaglichen Oberbürgermeister an der Spitze, welche allesammt „classisch" zu stilisiren und zu costümiren der Maler sich außer Stand gefühlt hatte. Daß da der besagte Kritiker keinen Pfeil im Köcher behielt, ist selbstverständlich. Statt jeder Antikritik sei hier nur angeführt, daß, als später Peter von Cornelius mit mir in den oberen Saal des Museums sich begab, wo wir über die Projecte zu der auf dem Heumarkt errichteten Reiterstatue Friedrich Wilhelms III. als Mitglieder der hiefür eingesetzten Commission ein Urtheil fällen sollten, der Altmeister auf

der Treppe zu mir die Worte sprach: „Gottlob, da sieht man doch einmal wieder echte neue Kunst.“ Diese Worte, welche ich dem Freunde nach Frankfurt meldete, beruhigten denselben vollends gegenüber allem Gerede der „Handwerkskläffer“, wie er sich ausdrückte.

Im Frühjahr 1867 brachte Steinle seinen Sohn Alphons in das bischöfliche, übrigens nicht ausschließlich zur Heranbildung von Priestern bestimmte Convikt zu Hildesheim. „Du kennst — schrieb er mir am 29. Juni — Hildesheim und seine bedeutenden Kunstschätze; dieselben haben mich in solchem Maße interessirt, daß ich, obgleich unpäßlich heimgekehrt, mich noch lange eingehend damit beschäftigte, u. a. die gleichzeitigen Lebensbeschreibungen des Godehard und Bernward las, Männer, die sich so in der Geschichte jener Stadt eingeschrieben haben, daß man ihnen heutzutage noch so zu sagen auf den Straßen begegnet.“ Das den Stammbaum Christi darstellende, besonders merkwürdige Deckengemälde in der Michaeliskirche veranlaßte ihn zu kritischen Bemerkungen über die bezügliche Veröffentlichung von J. M. Kratz. Zu unterhaltender Belehrung, „zu größter Freude“ gereichte ihm gleichzeitig das mit so meisterhaften Abbildungen ausgestattete, immer noch unübertroffene zehnbändige Dictionnaire der französischen Architektur des Mittelalters, von Viollet-le-Duc, womit die Fürstin Löwenstein ihn beschenkt hatte. Statt nach Italien zu reisen und alles Mögliche unter der Rubrik „Renaissance“ zu vollführen, thäten unsere deutschen Architekten, soweit solche sich über den großen Haufen erheben wollen, gewiß besser daran, die Ehre Deutschlands auf dem Gebiete der Baukunst durch eine Arbeit wahrzunehmen, welche dem französischen Werke wenigstens die Spitze bieten könnte. Freilich schlösse diese Arbeit die Verurtheilung unserer meisten modernen Bauwerke in sich — nicht wenige, gothisch sich geberdende einbegriffen. — Eine in Einsiedeln endende Ferienreise durch die Schweiz ward unserem Reisenden durch den Einblick in die dortigen Vorgänge, namentlich auf den Gebieten der Kirche und der Schule, nicht wenig getrübt. „Die Misère der Zeit — berichtete er mir — tritt Einem vielleicht nirgendwo schroffer entgegen, als in der „„freien““ Schweiz“. Zwischen Beunruhigungen verschiedenster Art spielte dann noch — so fährt er fort — die „rothe Lohe des hiesigen Dombrandes eine für mich wahrhaft schauerliche Rolle.“ Wer hätte damals nur zu ahnen vermocht, daß aus dieser Calamität dem Dome das Heil und unserm Künstler ein frisch grünender Lorbeerzweig dereinst erwachsen würde!

Digitized by Google

Als ein erfreuliches Anzeichen des Hellerwerdens seiner Stimmung begrüßte ich die Mittheilung vom 20. Januar 1868: „Inmitten zweier gefallener Größen, rechts des Prinzen von Hanau, links des Herzogs von Nassau, wohnend, zeichne ich Cartons, die ich coloriren werde, zu den Lustspielen Shakespeare's. „Was Ihr wollt" ist das erste und bitte ich Dich, dies nicht als Ironie zu betrachten. — — Demnächst sollen die „Lustigen Weiber von Windsor" an die Reihe kommen, sowie „Der Widerspenstigen Zähmung." — — Von gewisser Seite her, wo man wünscht, daß ich nur Heilige male, wird es wohl übel genommen werden." Sicherlich traf diese Vermuthung bei nur sehr Wenigen zu. Zeigt doch gerade diejenige Periode, während welcher alle Kunstübung fast ausschließlich unter dem Einfluß der Kirche stand, so recht, daß frischer, neckischer Humor ganz füglich mit hohem, heiligem Ernste zusammengehen kann. Meinestheils halte ich sogar die Behauptung nicht für gewagt, daß das Zurücktreten des Humors auf dem Gesammtgebiete des öffentlichen Lebens als ein Krankheitssymptom zu gelten hat, daß es auf eine Störung des Gleichgewichtes unter den einander widerstrebenden Seelenkräften hindeutet. „Dienet dem Herrn in Fröhlichkeit"! so lautet ein alter, echtchristlicher Spruch.

Die besondere Vorliebe für Shakespeare war zwischen meinem Freunde und mir eine gemeinsame. Mich veranlaßte dieselbe zu der Schrift: „William Shakespeare, insbesondere sein Verhältniß zum Mittelalter und zur Gegenwart"; bei Steinle gipfelte sie in einem Prachtaquarelle zum „Kaufmann von Venedig", nach dem Urtheile A. W. v. Schlegel's „eines der vollendetsten Werke des Dichters, ein Wunder sinnreicher Kunst". Das Gleiche kann von dem gedachten Aquarell-Bilde gesagt werden, welchem zwei kleinere Darstellungen einzelner Scenen vorhergegangen waren. In fünf Haupteompartimenten und eben so vielen Sockelbildern fanden sich alle irgend bedeutsamen Situationen auf das lebendigste vorgeführt, alle Personen des Dramas auf das sprechendste individualisirt, das Architektonische, die Costümirung, kurz Alles strahlt die Herrlichkeit der Lagunenstadt während der Periode ihres Glanzes zurück. Gewiß hätte der brittische Dichterfürst den eigenen Genius mit dem unseres Künstlers beim Anblicke des Bildes sehr nahe verwandt gefunden. In Wien ward der für dasselbe geforderte Preis von den dortigen Kunstfreunden zu hoch befunden; ein Engländer zahlte denselben ohne alles Besinnen; leider ist unserem Continente nicht einmal eine photographische

Nachbildung des Meisterwerkes geblieben. Bis zu seinem Lebensende hin bethätigte, wie wir später sehen werden, Steinle seine Verehrung für den großen Dramatiker; mir gereichte dieselbe zur Gewähr für die Stichhaltigkeit der Aufstellung in meiner gedachten Schrift, daß die Werke Shakespeare's ihn als glaubenstreuen Katholiken zu erkennen geben, daß sie sich von mittelalterlichem Geiste durchweht, ja getragen finden.

Wie ruhig auch Steinle seinem künstlerischen Drange sich hingab, stets blieb sein Interesse den Weltbegebnissen sowohl, als den Vorkommnissen auf dem literarischen und ästhetischen Gebiete zugewandt, namentlich in so weit uns Befreundete dabei betheiligt waren. So gedenkt er durchweg in seinen Briefen, bald berichtend, bald sich erkundigend, der Thätigkeit Janssen's, welcher um die in Rede stehende Zeit seine Biographie Böhmer's vollendet hatte; des Meisters Statz und seiner Entwürfe zu Bauwerken verschiedenster Art; des Frankfurter Stadtpfarrers Thissen, der, alles im rosigsten Lichte erblickend, zu allem Guten stets bereit, aus einer Ungelegenheit in die andere gerieth; in ganz besonderem Maße endlich der tiefen Forschungen des Appellationsgerichtsrathes von Thimus für dessen „Harmonikale Symbolik", welcher er, wie schon bemerkt, die höchste Bedeutung beimaß. In freudiger Erregung schrieb er mir am 20. December 1868, daß die „Göttinger Gelehrten-Anzeigen" eine „höchst rühmende Besprechung des Werkes gebracht" hätten. Leider ist dessen dritter Band durch den am 6. November 1878 erfolgten Tod des Verfassers nur Entwurf geblieben, was denn auch erklären mag, daß die Gelehrtenwelt verhältnißmäßig wenig Notiz davon genommen hat. Ein Besuch in Kiederich bei Eltville, wo ein englischer Convertit, Baronet Sutton, zwei sehr übel zugerichtete kleinere Kirchen in voller ursprünglicher Schönheit wieder herzurichten unternommen hatte, veranlaßte ihn, in Bezug auf die allzu archaistische Nachbildung alter Wandmalereien zu der Aeußerung: „Wenn man glaubt, man habe es nur ganz genau so zu machen, wie die Alten es gemacht haben, Weiteres brauche man nicht zu lernen, dann gute Nacht mit jedem forttreibenden, eigentlichen Leben in der kirchlichen Kunst." — Nach einer, theilweise in Begleitung des Bischofs Greith von St. Gallen, in der Schweiz gemachten Reise schrieb er mir: „Seit ich zurück bin, habe ich mich in eine große Arbeit gestürzt, die bildliche Erzählung des Volksmärchens Schneewittchen und Rosenroth, in fünf Bildern, mit entsprechender Umrahmung.

Es gibt das eine kleine Welt von Häuslichem, Landschaftlichem, Thieren und Menschen, von Ernst und Humor, von unschuldiger Romantik und festlicher Freude" — eine unwillkürliche, treffende Charakteristik seiner Märchenbilder im Allgemeinen.

Um Ostern 1869 begab sich Steinle in Begleitung des Dr. Hülskamp nach Rom, aus Anlaß der Darbringung einer von ihm künstlerisch ausgeschmückten aus 24 Diözesen, dem Papste zu seiner Jubelfeier gewidmeten Adresse. „Daß der alte Mittelpunkt der Welt es auch noch heute ist — schrieb er mir nach seiner Rückkehr — und zwar in weit höherer Bedeutung, habe ich lebhaft wieder gefühlt; in großartigster Weise hat sich dies bei den Festlichkeiten zu Ehren des heiligen Vaters gezeigt; auch erscheinen die öffentlichen Zustände dort besser geordnet, als in anderen Weltstädten, jedenfalls in Bezug auf sittlichen und religiösen Scandal." Ueber die dortigen Vorgänge auf dem Kunstgebiete, die Restaurationen von Baudenkmalen, die musikalischen Aufführungen in den Kirchen bedauerte er, sich nicht beifällig äußern zu können. In Rom verkehrte er viel mit seinem Freunde v. Hübner; ganz besonders werth- und bedeutungsvoll aber war es ihm, Overbeck wieder die Hand drücken, mit ihm Auge in Auge sich austauschen zu können. Wie aus der oben angeführten Biographie Overbeck's (II. S. 380) zu ersehen ist, schrieb derselbe, seinen baldigen Tod vorahnend, am 28. Juni 1869 nach Frankfurt: — — „Du aber, muthiger Schiffer mit deinen ungebrochenen Kräften, steure unverdrossen Gott nach, den Blick unverrückt nach ihm gerichtet, er wird zu herrlichem, zu segensreichem Ziel Dich führen. Die Welt zwar, sie wird fortfahren, auch in der Kunst das Ihre zu suchen, zu lieben und anzupreisen; aber der edle Samen, den Du bisher ausgestreut hast und den Du noch ausstreuen wirst, er wird dennoch erblühen unter den Kindern Gottes und Frucht bringen für kommende Geschlechter". Nicht lange nachher, am 12. November 1869, hatte Overbeck sein irdisches Ziel erreicht; seine edle, reine Seele war himmelwärts gestiegen.

Zu Anfang des Jahres 1870 ward Steinle hauptsächlich durch die Anfertigung eines, von einer Gräfin Neipperg ihm aufgetragenen Altarbildes und von Cartons nebst Farbenskizzen für die Fürstlich Löwenstein'sche Schloßkapelle in Anspruch genommen; das 14 Fuß hohe Hauptbild wollte er selbst an Ort und Stelle malen, allen Bildern einen gemusterten Goldgrund geben. In den ersten Tagen des Mai-

Digitized by Google

monats ging es an die Ausführung der Entwürfe, wobei dem, seinem Meister stets treu gebliebenen Lieblingsschüler Leopold Bode eine Hauptrolle zugetheilt war. Der durch diese Arbeit sich ergebende lebendigere Verkehr mit der ihm längst sehr zugethan gewesenen fürstlichen Familie, bei welcher das „Noblesse oblige“ zur That geworden ist, war für Steinle eine rechte Geisteserholung inmitten gar mancher auf ihn eindringender Widerwärtigkeiten und der Spannung während des Laufes der Kriegsereignisse. Statt seiner beiläufigen Aeußerungen aus Anlaß dieser Ereignisse glaube ich eine mir von ihm mitgetheilte Stelle aus einem Briefe eines österreichischen Freundes, betreffs welcher er bemerkte, daß sie „ihm aus der Seele geschrieben“ sei, hier folgen lassen zu sollen. „Wer bisher nicht an eine göttliche Weltordnung geglaubt hat, dem müßten, meine ich, heutzutage die Schuppen von den Augen fallen, wenn er nicht aus unheilbarer Bosheit oder Dummheit blind ist. Für die Völker, als solche, gibt es kein Jenseits, darum erfüllen sich ihre Geschicke schon hienieden. Daß aber die göttlichen Strafgerichte für die Nationen und die Staaten im Gange sind, wer kann das noch bezweifeln? Die Nation, von welcher seit einem Jahrhundert und mehr das Verderben in Europa hauptsächlich ausgegangen ist, kam mit Recht zuerst an die Reihe — und wie sehr traf sie die Hand Gottes! — Es zeigt sich dort, was durch die Principien von 1789 aus dem Staat und der Gesellschaft geworden ist, ein Chaos, dem es an Kraft, Geist und Zusammenhang fehlt; wie ein dürrer Sandhaufe liegt es da, so daß die Preußen nicht einmal wissen, womit sie Frieden schließen sollen. Und wird morgen Friede geschlossen, so kann sich Niemand — vielleicht die Franzosen am wenigsten — vorstellen, was dann aus Frankreich werden soll. Wohin ein Staat ohne Gott kommt, wird dann sich deutlich erweisen. Den Todesstoß hat das auf christlicher Grundanschauung beruhende Völkerrecht durch das unqualificirbare Raubattentat auf Rom bekommen. Der Dekalog, die Verfassungsurkunde der Menschheit, ist abgeschafft, die rohe Gewalt ist nunmehr allein der Codex des Staatenlebens. Und nun die Wege der Vorsehung! Unter dem Ertönen der Kriegstrompete ward das Dekret vom 18. Juli erlassen, wodurch das kirchliche Gebäude sich gekrönt findet. Jetzt ist der Papst im Stande, seiner göttlichen Sendung unentwegt zu entsprechen.“ — „Auch in Deutschland — fährt dann Steinle fort — sind die Elemente thätig, welche Frankreich an den Rand des Verderbens geführt haben. — — Vielleicht ist eine Zeit

nicht allzuferne, in welcher das katholische Gewissen wieder zur Geltung kommt und sich als Rettungsanker erweist." Gewiß alles beachtenswerthe Worte, wie sehr sie auch das Gepräge der damaligen Erregung an sich tragen mögen. Die Erregung hatte auch mich in nicht geringem Maße erfaßt; soweit es sich indeß um Kirchliches handelte, fand ich mich nicht in gleicher Richtung mit dem Freunde fortgetrieben. Ohne auch meinerseits das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit, seiner inneren Begründung nach, anzuzweifeln, gehörte ich zu den Vielen, welche dessen feierliche Proclamirung unter den damaligen Verhältnissen für sehr gefahrdrohend, nach mehr als Einer Richtung hin, erachteten. Die unter den glaubenstreuen Katholiken bestandene Meinungsverschiedenheit in Bezug auf die s. g. Opportunitätsfrage lebt noch in frischer Erinnerung; zwischen uns beiden ward sie lebhaft contradictorisch erörtert, glücklicherweise ohne die mindeste Beeinträchtigung unserer Freundschaft. Längst schon gehöre ich zu den gründlich Bekehrten, wie sehr auch sich gezeigt hat, daß die Gefahren, vor welchen ich zurückschreckte, keineswegs eingebildete waren. Es ist hier nicht der Ort, auf den „Culturkampf", dessen Anlaß und Folgen näher einzugehen; es sei nur bemerkt, daß mir die Nothwendigkeit einer, auch äußerlich hervortretenden Scheidung der Geister und eines Ausscheidens gewisser Elemente aus dem Organismus der Kirche im Verlaufe jenes Kampfes klar ward. Als nutzbringend mindestens dürfte es auch noch zu erachten sein, daß die an sich so beklagenswerthe Vertreibung der Ordensgenossenschaften, insbesondere die Angst vor Jesuiten nicht blos, sondern sogar vor schlichten Schulbrüdern und gottgeweihten Klosterjungfrauen auf das klarste dargethan hat, wie schwach die Träger der glaubenslosen Wissenschaft und Bildung ihre Sache fundamentirt wissen, da sie, außer Stande mit geistigen Waffen den Wettkampf zu bestehen, die mechanische Gewalt zu Hilfe zu rufen, sich gedrungen fühlten. Man sollte glauben, es läge darin Anlaß zu ernster Gewissenserforschung.

Während des Jahres 1871 kamen zu den in der Ausführung begriffenen Arbeiten noch Cartons zu Farbenfenstern, Zeichnungen zu zwei Porträten für den Fürsten Löwenstein, zu mehreren Fahnenbildern, ein Oelbild: die hl. Anna mit der hl. Maria auf dem Arme, für die Fürstin Isenburg und ein anderes: die unbefleckte Empfängniß, für den um die Errichtung der Aachener Marienkirche hochverdienten Dr. Joseph Lingens; ferner eine Zeichnung: der

Phariſäer und der Zöllner, für Herrn Arnold Otto Meyer in Hamburg, einen der wärmſten Verehrer Steinle's. Zwiſchen den beiden beſtand ſeit 1869 bis zu Steinle's Ableben ein brieflicher Verkehr und befindet ſich Herr Meyer im Beſitze einer größeren Anzahl ſchätzbarer Bilder von Steinle's Hand. Pläne zu weiterem Schaffen beſchäftigten Letzteren faſt unausgeſetzt. So ſchrieb er mir, „ich möge doch ja recht bald nach Frankfurt kommen, er habe mit mir über recht Vieles zu ſprechen, „einmal von den Dingen, die in unſeren Tagen in Erfüllung gehen, und auch von Projekten, die ich mit mir herumtrage, die bereits einen gewiſſen Grad von Reife erlangt haben. Kennſt du Parcival und Titurel von Wolfram von Eſchenbach? Ich will ſehen, dieſem herrlichen Gedicht, welches ſich um das Centralmyſterium der Kirche bewegt, verſtändliche Seiten abzugewinnen und durch eine Illuſtration nicht blos den großen Dichter, ſondern zugleich das höchſte Ideal des Mittelalters (warum nicht auch unſeres?) zur Anſchauung zu bringen. Jedenfalls iſt da Größeres, Tieferes und Erhabeneres zu finden als im Nibelungenlied und es iſt ſchwer zu erklären, daß unſere ſogenannte romantiſche Periode an der Gralsſage ſo zu ſagen vorüber gegangen iſt. Gemacht habe ich noch nichts; allein die Möglichkeit einer verſtändlichen Darſtellung iſt mir ſo klar geworden, daß ich unter gewiſſen Bedingungen beginnen könnte.“ Erſt nach einer Reihe von Jahren ſollte, wie wir ſehen werden, der ſo lange gehegte Gedanke zur Verwirklichung gelangen.

Einem am 1. Auguſt aus dem Seebade Blankenberghe erhaltenen Briefe glaube ich folgende Stelle entnehmen zu ſollen. „Es konnte mich nicht wundern, in Brügge deine Anpreiſungen Memling's ſo vollkommen beſtätigt zu finden; diesmal aber iſt es noch mehr. Clemens Brentano ſagte mir einmal: Du biſt wie ich. In der That hat mich vor den Bildern Memling's ein Gefühl von innerer Verwandtſchaft mit ihm beſchlichen. Das berühmte Anch'io sono pittore (auch ich bin ein Maler) hätte ich aber doch nicht über die Lippen bringen können; dieſer wunderbaren, ſo einfachen und zugleich ſo kräftigen Meiſterſchaft gegenüber konnte ich nur das Gefühl eines Stümpers haben. Gerne hätte ich es ebenſo gemacht, hätte ich es gekonnt.“ Sicherlich würde Memling ſeinerſeits vor den Schöpfungen Steinle's dieſes Maß von Beſcheidenheit nicht genehm gehalten haben. — Im Hinblick auf den ſo heftig hervorbrechenden „Haß gegen alles Uebernatürliche und Hiſtoriſche“ ſchrieb mir Steinle zum Schluß des Jahres 1872: „Mögen die Kämpfe

nicht allzu heftig werden; vielleicht könnten die Katholiken dem Fürsten Bismarck einmal noch ein Monument setzen; er verhilft der Kirche zu nothwendiger Läuterung und fördert so ihren Triumph."

Im Jahre 1873 traten mehrmalige Besprechungen in Köln und Frankfurt meistens an die Stelle unseres brieflichen Verkehrs, zumal da andauernde heftige Schmerzen in seinem rechten Arme dem Freunde nicht blos das Zeichnen, sondern auch das Schreiben sehr erschwerten. „Ich habe — so lautete es in einem Briefe vom December — im Laufe dieses Jahres so viel Schmerzliches erfahren, daß ich die Schläge, welche zum Ende führen und welche Gott in Milde ertheilt, um uns dieses Lebens zu entwöhnen, sehr deutlich fühle. Merkwürdiger Weise hat sich die Heimsuchung auf meinen rechten Arm gelagert; fährt es so fort, so gehe ich wohl einer Lähmung desselben entgegen!" Trotzdem legte er mir in altgewohnter Freundlichkeit eine Skizze zu einer Scene aus Shakespeare's „Zähmung der Widerspenstigen" mit der übrigens durchaus unzutreffenden Bemerkung auf den Weihnachtstisch, ich würde daraus ersehen, daß Skizziren nicht seine Sache sei. — Jene so trübe Ahnung sollte, Gottlob, nicht in Erfüllung gehen. Besonders heilbringend erwies sich eine Kur in Ragaz. Ein von dort aus mir zugekommener Brief vom 17. Juni 1874 enthält Betrachtungen über den am 26. Mai erfolgten Tod v. Mallinckrodt's. Er wisse, heißt es dort u. a., wie sehr ich dem Hingeschiedenen zugethan gewesen sei; in der zuversichtlichen Erwartung möge ich Beruhigung finden, daß derselbe vor dem Richterstuhle Gottes mehr erreichen werde, als vor haßerfüllten oder doch verblendeten irdischen Gewalthabern. Dank solchem Gottvertrauen hielt selbst sein Humor Stand, während der Culturkampf in das Stadium der Glühhitze getreten war. So bedachte er mich mit einem Blatte, welches er bei dem Kunsthändler Prestel in Frankfurt gefunden haben wollte. Die Handzeichnung sei, bemerkte er, weder von Breughel, noch von Ostade, an welche sie erinnere, dafür erschiene die Figur zu modern; eine gewisse Aehnlichkeit des Kopfes habe ihn veranlaßt, das Blatt für mich zu kaufen; ob jene Aehnlichkeit eine beabsichtigte sei oder nicht, habe er nicht herauszubringen vermocht. Die meisterhafte Zeichnung von seiner Hand stellte Niemanden anders dar, als — den Reichskanzler im Kostüm eines Proletariers mit sozialdemokratischen Attributen, rother Feder auf dem Schlapphut u. dgl. Die Beziehungen des Fürsten Bismarck zu Lassalle hatten damals viel von sich reden gemacht. — Einige Wochen

ſpäter ſchrieb er: „Vor der Hand muß ich meine Lieblingspläne aufgeben, mich an die Erledigung meiner Aufträge halten. Auf Shakeſpeare bin ich wieder zu meiner Erholung gerathen, d. h. um zwiſchen ernſten, anſtrengenden Arbeiten im Humor geiſtig auszuruhen, weshalb ich denn auch nicht über die Luſtſpiele hinauskomme. Die Dinge, ſoweit ich nur immer kann, auszuführen, iſt mir ein angeborenes Bedürfniß."

Um die Mitte des Mai brachte ich mit Steinle einige ſehr angenehme und intereſſante Tage bei der Fürſtlich Löwenſtein'ſchen Familie in Heubach zu, von wo Ausflüge nach Miltenberg und in die Umgegend gemacht wurden. Zur beſonderen Freude gereichte es mir, die reichen, wirkungsvollen Wandgemälde in der Schloßkapelle zu ſehen, welche ſo recht wieder zeigen, wie hoch ſich Steinle über allem Schablonenhaften hielt, wie ſehr er dem Heiligen nicht minder, als dem Profanen Leben einzuflößen verſtand.

Zugleich mit einer Photographie eines Aquarelles zum „Sommernachtstraum" von Shakeſpeare theilte der Freund am 10. Dezember 1875 mit, daß ihm der Auftrag geworden ſei, die Chorniſche des Straßburger Münſters auszumalen, und zwar unter den nämlichen Bedingungen, unter welchen vor 20 Jahren der berühmte Pariſer Maler Flandrin die Aufgabe übernommen gehabt habe: „Die Kritiken, welche ich zu beſtehen gehabt habe — fügt er hinzu — ſollen an mir nicht verloren ſein; mit Muth gehe ich an die große Aufgabe."

Die erſten Briefe Steinle's aus dem Jahre 1876 berichten hauptſächlich über ſeine Vorarbeiten zu der Straßburger Aufgabe, wozu u. a. die Beſtellung eines Modells der Chorniſche gehörte, ſo groß, daß er darin ſitzen konnte, um ſo einen feſten Halt für das Maß und das Wechſelverhältniß der Figuren zu gewinnen. Aus Wien ward er durch die Nachricht erfreut, daß der Kaiſer ſich ſehr beifällig über von ihm gefertigte Cartons zu Farbenfenſtern für das Querſchiff der dortigen Votivkirche geäußert habe. Die Politik kam dann einmal wieder an die Reihe, aus Anlaß publiciſtiſcher Erörterungen über den angeblich unaufhaltſamen „Niedergang Oeſterreichs", welchem gegenüber Steinle meinte, der Kaiſerſtaat beruhe noch in weit höherem Maße, als die Nachbarländer, auf „primitiven Grundlagen, er berge noch alle Elemente einer conſervativen Wiedergeburt in ſich; es handle ſich nur um deren Zuſammenfaſſung und Belebung." — Weiter ward von ihm der erſte Band von Janſſen's Geſchichtswerk gegen den Vorwurf tendenziöſer Schönfärberei in

Schutz genommen und auf einen Ausspruch Böhmer's hingewiesen, es sei hohe Zeit, eine Geschichte der Reformation, vom katholischen Standpunkte aus, wahrhaft quellengemäß zu schreiben, dieselbe werde dann ein ganz anderes Gesicht bekommen. Zwischendurch spielt eine zwischen dem Frankfurter Stadtpfarrer und dem Dombaumeister entbrannte Fehde über die Frage, ob ein am Dom befindlicher Theil eines Kreuzganges abzureißen oder, namentlich im Hinblick auf alte, darin befindliche Wandmalerei, zu restauriren sei, in welcher Fehde ersterer, trotz dem von Steinle ihm geleisteten Beistand, schließlich unterlag. Fast unausgesetzt aber hielt die Aufgabe für Straßburg Steinle in Athem; dreimal begab er sich dorthin. Farbenfenster im Münster aus dem 12. Jahrhundert und die leider nur copirt noch vorhandenen Bilder im Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg rühmte er als für ihn unschätzbare Hilfsmittel. Die so wichtige und schwierige Frage, in wie weit die heutige Kunstübung den alten Meisterwerken sich anzuschließen habe, beschäftigte seinen Geist in ganz besonderem Maße.

Aus einem sehr naheliegenden Grunde habe ich bis hierhin alle Aeußerungen Steinle's über meine Person sowie über meine, ihm sympathischen Kunstbestrebungen und Schriften unerwähnt gelassen. Nachfolgend gestatte ich mir eine Ausnahme von dieser Regel. Zu Anfang 1877 hatte er von mir meine Schrift: „Augustus Welby Pugin, der Neubegründer der christlichen Kunst in England", erhalten. Bei allem Interesse, welches dieselbe darböte, äußerte er, könne ich mich darauf gefaßt halten, daß die Schrift eben so wie früher meine Biographie Ungewitter's, jedenfalls von den Fachleuten ignorirt werde, wenngleich darin so hervorragende Meister des Faches das Wort führten. Dazu genüge schon meine Eigenschaft als „Ultramontaner"; wisse er doch auch selbst, als „Nazarener", ein Liedchen in Bezug auf Todtschweigerei zu singen. So gar arg sei es übrigens auch den Architecten, so wenig wie andern Menschen nicht zu verdenken, wenn sie ihre Schwächen möglichst wenig ans Licht gestellt zu sehen wünschten, zumal da die meisten, selbst wenn besten Willens, Kunst- und Stilgerechteres nun einmal nicht zu leisten vermöchten, da ihnen ihre Bildungsanstalten nicht Gelegenheit böten, solches zu lernen. Unerklärlich erscheine es dahingegen, daß der Clerus gegenüber den Bemühungen zu Belebung der christlichen Kunst durchweg so theilnahmlos sich verhalte, in Stilfragen nur Geschmacksfragen erblicke, vorzugsweise die Kunstfabriken alimentire, weder einen großen Verein, noch auch ein achtung-

gebietendes Organ für christliche Kunst zu Stande bringe. Und doch „könne nur die, im Uebrigen neu begonnene geistige Wandlung, das Hinwenden zur Säule und Grundfeste, zur Kirche, wieder eine wahrhaft lebendige Kunstperiode hervorbringen". Aus gar mancher Veranlassung ist die eben beklagte Erscheinung unter uns, sowohl mündlich als brieflich, besprochen worden. So ersteres u. a. namentlich einmal, als ich, aus dem Elsaß kommend, über eine ganz neuerdings in Colmar fertiggewordene große katholische Kirche berichtete, welche ihrem ganzen Bestande nach, nebst sämmtlichem Möbelwerk, auf Grund der Geschmacksfreiheit aus Eisen zusammengefügt ist. Möge recht bald eine entschiedene Wendung zum Rechten eintreten!

Von einem Ausfluge nach Aachen und Gent, in Angelegenheiten der Ausschmückung des Aachener Münsters mit Mosaiken, heimgekehrt, begab sich Steinle um die Mitte des Mai nach Straßburg, wo er im Allerheiligen-Kloster ein behagliches Unterkommen fand, aber so angestrengt im Münsterchore arbeitete, daß er nach etwa 5 Wochen sich zu einer Pause verstehen mußte.

Am 30. September kehrte er nach Vollendung der Malerei in der Halbkugel der Apsis vorläufig in die Heimath zurück, um dort für das Münsterchor die Vorarbeiten zu 20 großen nebeneinander sitzenden Figuren zu fertigen. „Daß auch Du Arbeit vorgefunden hast, freut mich; Arbeit gehört zum Besten, was wir in dieser Welt haben; und Eines gibt das Andere; mit der Arbeit nach außen hin finden wir auch immer solche an uns selber", schrieb er mir am 19. Januar 1878 aus Frankfurt. Cartons zu Farbenfenstern für die Trierer Liebfrauenkirche, sowie eine geistvolle Sepiazeichnung für den Professor v. Stumpf-Brentano: Overbeck, Veit und Cornelius, vom Vordergrund aus der Flucht nach Egypten nachschauend, nahmen ihn neben jenen Vorarbeiten in Anspruch. Dieselben waren um die Pfingstzeit 1879 so weit gediehen, daß er sich wieder nach Straßburg begeben konnte, von wo er sich unter dem 8. Juni belobend — abgesehen von der künstlichen Oxydirung — über die für den dortigen Münster nach einem alten Muster gefertigten Bronzethüren äußerte und mit lebhaftem Interesse nach dem Plan für die Beplattung des Kölner Domes sich erkundigte. Zu besonderer Freude gereichte es ihm, mir mittheilen zu können, daß ihm der Auftrag zum Ausmalen des Frankfurter Opernhauses geworden und sein bezügliches Programm im Allgemeinen bereits genehmigt sei. Dichtungen von Clemens Brentano, „Frankfurts Dichtergenius",

von deutschen Klassikern und Dramen Shakespeare's figurirten darin, natürlich auch Schöpfungen unserer großen Componisten; der Parnaß, überhaupt die vorchristliche Mythologie blieben unberücksichtigt. Die in der Sache Maßgebenden hatten einen Anprall der Frankfurter Modernisten zu bestehen gehabt, welche es für durchaus unstatthaft erachteten, daß der Ausschmückung eines Schauspielhauses ein nationaler oder gar christlicher Charakter verliehen werde, jedenfalls sei daher Steinle, meinten sie, durchaus nicht die zu der in Rede stehenden Aufgabe geeignete Person. Die heiter-freudige, lebenvolle und zugleich glänzende Weise, in welcher demnächst die Wand- und Decken-Malereien die Erinnerung an besonders hervorragende Geister der neueren Zeit und an deren Schöpfungen wachriefen, hat gewiß gar manchen anfänglichen Widersacher Steinle's und seines Programmes beiden zugewendet.

Zu den früher aus Frankreich, Belgien und vom Papste unserem Meister gewordenen Auszeichnungen kam um die oben angegebene Zeit eine solche aus Oesterreich in Gestalt eines Adelsdiploms. Er machte kein Hehl daraus, daß ihm diese Anerkennung seines Wirkens, weil die Signatur seines ihm stets so theuer gebliebenen Heimathlandes tragend, zu ganz besonderer Freude gereiche.

Zum Ruhen auf seinen Lorbeeren ist es bei Steinle niemals gekommen. Unausgesetzt erstanden unter seiner Hand Bildungen, welche, um mit Worten Overbeck's zu reden, den „edeln, alles beseelenden Geist" des Künstlers zu erkennen gaben. Von dieser Thätigkeit legt das bei weitem nicht vollständige Verzeichniß seiner Arbeiten, bis 1878 559 an der Zahl, in dem Buche v. Wurzbach's Zeugniß ab. Kaum zu begreifen ist es, wie seine so zarte Körperverfassung derselben Stand halten konnte, namentlich wenn es Aufgaben wie diejenige galt, welche er 1879 im Straßburger Münster persönlich zu Ende führte. Von einer Beschreibung auch dieses großartigen, in Oeltempera auf Goldgrund ausgeführten Werkes muß hier Abstand genommen werden. Seinem Vorsatz, wie er mir schrieb, alles Moderne zu vergessen und doch die Natur nicht zu verleugnen, ist er da treu geblieben; bei aller hieratischen Feierlichkeit fehlt es den Gestalten nicht an Beseelung; es ist ein im strengsten Stile mit der einfachsten Technik ausgeführtes und doch wahrhaft lebendiges Werk. Leider wird dessen Wirkung durch ein in der Mitte der Chornische befindliches Fenster, welches das Auge des Beschauers gefangen nimmt, in hohem Maße geschädigt. „Ich scheide von dieser

Arbeit — schrieb mir Steinle am 9. August 1879 — nicht ohne eine gewisse Wehmuth; denn alle dieselbe begleitenden Verhältnisse waren durchaus angenehmer Art, wie ich es in diesem Leben nicht wieder finden werde." — Hinsichtlich der demnächst in Angriff genommenen Ausschmückung des Opernhauses besagt ein Brief vom 23. November 1879: „Meine Thätigkeit in dieser Angelegenheit wird nur darin bestehen, daß ich die ausführenden Maler von Zeit zu Zeit besuche und mich ihnen, wenn es Noth thut, hilfreich erweise. Gar Viele meinen, ich habe einen Salto mortale vom Straßburger Münster in das Frankfurter Opernhaus gemacht. So gefährlich wird es wohl nicht sein; es fällt mir aber nicht ein, die Leute eines Anderen zu belehren." — — Von der oft betonten „Vielseitigkeit, fährt er fort, wolle er, so wie das Wort gewöhnlich gemeint sei, nichts wissen; es gebe für ihn nur eine Richtung, die Richtung nach Oben."

Insofern eröffnete sich im folgenden Jahre eine besonders erfreuliche Perspective für Steinle, als ihm die Ausmalung des Frankfurter Domes übertragen war, zu welchem Zwecke er sich auf das ernstlichste und eingehendste mit Studien und Vorarbeiten beschäftigte. Das Jahr sollte aber nicht vorüber gehen, ohne daß ihn der schwerste Schlag getroffen hatte. Am 9. October 1880 starb seine Frau nach längerem Leiden, gottergeben, wie sie gelebt hatte. „Noch ist die Wunde — schrieb er mir am 15. December — welche so tief in mein Leben eingeschnitten hat, offen, und ich fühle nur zu gut, daß es so bleiben wird bis zu meinem Ende. Mein Trost liegt einzig in der Bemühung wenigstens, mich Gottes Anordnungen zu unterwerfen, ihm sogar für den Schmerz zu danken." War es doch, als ob diese demuthsvolle Selbstverleugnung gegenüber der so überaus schmerzlichen Heimsuchung, wie bei jeder früheren, von Gott dadurch gelohnt werde, daß die geistige Kraft des Geprüften, sein künstlerisches Gestaltungsvermögen keinerlei Abnahme zeigte, ja sogar immer höher zu steigen schien. Nach Möglichkeit war die Tochter Sophie bemüht, den Verlust zu ersetzen oder denselben und noch sonstiges Leid doch weniger fühlbar zu machen, in welchem Bemühen ihr, unter demselben Dache wohnender Bruder Alphons und dessen Gattin sie treulich unterstützten. Mich ergriff und ergreift auch jetzt wieder tief die den Schluß des zuvor gedachten Briefes bildende Anrede: „Und nun, lieber Freund, sage ich Dir noch, daß ich so recht gefühlt habe, wie wahr die Worte des heiligen Paulus sind: Es geht nichts über die Liebe. Bewahre mir diesen Schatz."

Abgesehen von Besuchen bei seinem Schwiegersohn Carl Lucius in Aachen und bei mir in Cöln, verwendete Steinle das Jahr 1881 auf Arbeiten für den Frankfurter Dom, wobei indeß, wie gewöhnlich, weniger erhebliche Aufträge immer noch zur Ausführung kamen. Mich erfreute er um die Weihnachtszeit mit einer Skizze: Shylock seiner Tochter das Geschlossenhalten des Hauses anempfehlend. Fast regelmäßig wird in seinen Briefen des Ganges des Culturkampfes sowie der mit demselben in irgend einer Art zusammenhängenden Erscheinungen gedacht, so u. a. des Geschichtswerkes Janssen's, „der überfluthet wird von Zuschriften verschiedenster Art; Galle und Wuth von der einen, ehrendste Anerkennung von der anderen Seite."

Nach längerem Hin- und Herschwanken ergab sich zu Anfang 1882 insofern ein Fortschritt in Betreff des Projectes, den Frankfurter Dom auszumalen, als das mit der Angelegenheit befaßte Comité eine Ausstellung der von Steinle gefertigten farbigen Cartons veranstaltete. Von allen Seiten her wurden dieselben freudig begrüßt, und der dringende Wunsch nach Verwirklichung des Projekts geäußert. Im Juli begab Steinle sich nach Ragaz und von dort nach Wien zum Besuche seiner ältesten, dem Herz-Jesu-Orden angehörenden Tochter. Wegen Reichsgefährlichkeit, weil angeblich — wohl zufolge seines Namens — mit der Gesellschaft Jesu „verwandt", war auch dieser Orden bekanntlich gezwungen worden, ein Asyl im Auslande zu suchen, wo man solcher Gefahr noch gewachsen zu sein glaubte. In Wien traf er mit einem vieljährigen Freunde, dem etwa 3 Jahre später gestorbenen österreichischen Ministerialrathe Baron von Brenner zusammen. Mit ihm und dem Baron v. Hübner, sowie früher mit Clemens Brentano und Emilie Linder in München, hatte ein durchdauernder Briefwechsel stattgefunden, aus welchem voraussichtlich, oder doch hoffentlich, gar manche werthvolle Ergänzung meiner Mittheilungen den Verehrern Steinle's geboten werden wird.

Das gegen Ende des Jahres erschienene Prachtbuch: Die Chronik des fahrenden Schülers von Clemens Brentano, mit den kerndeutschen, an Dürer erinnernden Bildern von der Hand des Freundes, fand insofern nicht dessen vollen Beifall, als der Text durch die übertriebene Alterthümlichkeit seiner Erscheinung das Lesen desselben erschwert. Wie sehr er auch an unserer, durch Ausländerei noch nicht verfälschten, noch nicht renaissancirten — man gestatte mir das Wort — Vorzeit hing, so berührte ihn doch alles, das Gepräge der Gewaltsamkeit an sich tragende Archaistische unangenehm.

Während unter seiner Leitung und zuweilen seiner persönlichen Beihilfe die Cartons auf die Wände des Frankfurter Domes übertragen wurden und Meister Linnemann, welchen ein besonderer Glücksfall dem Schöpfer derselben beigesellt hatte, die sie in mustergültigster Weise ergänzende Decoration schuf, erstand ein größeres Bild für den kunstliebenden Fürsten Primas von Ungarn, Cardinal Simor, im Atelier Steinle's. — Eine Art von Herzensangelegenheit, wie wir schon wissen, war für ihn die Fertigstellung des Parcivalbildes. Das Bedenkliche des Unternehmens verhehlte er sich nicht. „Nur sehr Wenige kennen das schwer zu verstehende Gedicht — schrieb er mir einmal früher — und die Bezeichnung romantische Schule hat etwas die Masse der Kunstfreunde Zurückschreckendes." Ungeachtet der frühern bitteren Erfahrungen in Wien, welche sogar von der dortigen „Neuen freien Presse" der Vaterstadt „des gefeierten Künstlers" zu schwerem Vorwurf gemacht worden waren (S. Wurzbach S. 39), fühlte er sich doch gedrungen, zunächst dort jenes Bild vor die Oeffentlichkeit zu bringen. „Dasselbe hat in Wien ungefähr den Eindruck der Erscheinung eines vor 300 und mehr Jahren Verstorbenen gemacht, wie dies mir zugesendete Zeitungsartikel zu erkennen gaben." Mit diesen Worten meldete er mir die abermalige Enttäuschung. Und doch übte das Bild, oder richtiger gesagt, der Bildercyklus, einen solchen Zauber aus, daß ein in der Berliner Kunstwelt amtlichen Einfluß übender Geheimer Rath, obgleich persönlich allem Mittelalterlichen nichts weniger als hold, den Künstler veranlaßte, sein Werk nach Berlin zu schicken, indem er ihm die Erwerbung desselben für die Nationalgalerie in Aussicht stellte. Allein auch dort fand es keine Gnade. Die in dem betreffenden Ausschuß maßgebenden Verehrer der Böcklin, Makart und wie sonst die hervorragenden Anfertiger von „Natur-Bildern" heißen, konnten es nicht über sich gewinnen, einer, die Verherrlichung eines christlichen Mysteriums darstellenden Kunstschöpfung im Berliner Kunsttempel einen Platz einzuräumen. Meiner Ueberzeugung nach werden die Hinterbliebenen des Künstlers in keiner Art es zu beklagen haben, daß das herrliche, in seiner Art einzige Werk an sie zurückgekommen ist. Der Schöpfer desselben äußerte sich über die Zurückweisung brieflich sehr gelassen dahin: „Im Hinblick auf die herrschende Strömung wundere ich mich darüber nicht; vielleicht wird, wenn der Makart-Rausch ausgeschlafen ist, das Bild doch noch einmal eine Zukunft haben." Erfreulicherweise ist eine sehr gelungene photographische Nachbildung

desselben bei Hanfstängel in München erschienen. Ein beigegebenes Textblatt erklärt die verschiedenen dargestellten Scenen, was um so zweckmäßiger ist, als gewiß nur sehr Wenige die mittelalterliche Dichtung des Wolfram von Eschenbach verstehen, da ja unsere studirende deutsche Jugend, statt in der Sprachweise ihrer Vorfahren, in der der alten Griechen sich unterrichten lassen muß.

Sollte Steinle einer Tröstung in Bezug auf das Schicksal des Parcivalbildes bedürftig gewesen sein, so ward ihm dieselbe gewiß durch den Anblick des im Herbst 1884 fertiggestellten Querschiffs des Domes zu Theil. Ich glaube sagen zu dürfen, daß dessen malerische Ausschmückung epochemachend auf dem Gebiete der monumentalen Malerei ist. Mit sicherem Takte hatte Steinle gefühlt, daß da der streng-hieratische Stil nicht am Orte sei. Vielleicht ließe sich sogar ein Zweifel darüber erheben, ob nicht die einzelnen von ihm dargestellten Vorgänge allzu lebendig, zu dramatisch gehalten seien, zu wenig einen specifisch kirchlichen Charakter an sich trügen. Dieser Zweifel aber schwindet schon in Anbetracht der ganz besonderen Bedeutung des Domes für die Geschichte des Römischen Reiches deutscher Nation. Nirgendwo ist übrigens da das Grundgesetz der Wandmalerei außer Acht gelassen, die ihrem Wesen nach möglichst einfach gehaltene Flächenmalerei sein muß. Der Künstler hat sich wohl gehütet, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, „Löcher in die Wand zu malen", oder auf tonische Effecte auszugehen. Mit der Decoration harmonirend veranschaulichen die Gemälde in kräftigen Zügen zu der Vergangenheit des Baudenkmals in Beziehung stehende Vorgänge.

Indem ich hinsichtlich alles Weitern auf eine 1884 erschienene, eingehende Besprechung derselben in den Historisch-politischen Blättern (Bd. 94 S. 493—608) verweise, wende ich mich einer in einem Berliner Hauptblatte, der Nationalzeitung, unter dem 23. September 1886 veröffentlichten Kritik der Gemälde und ihres Schöpfers zu.

Das 13. Jahrhundert, so heißt es dort u. a., sei der Ideenkreis gewesen, in welchen Steinle sich abgeschlossen habe. Dante's göttliche Komödie bilde seinen Ausgangspunkt, wie dies ein vor 30 Jahren von ihm gezeichneter, im Städel'schen Institut befindlicher, alle Schreckniſse der Hölle dem Beschauer vorführender Carton darthue. Das Hauptbild oberhalb des Südportals zeige Rudolf von Habsburg, „der mit dem Papste ein Concordat abgeschlossen" habe, auf dem Domfriedhofe neben dem Papste knieend, zum Zeichen der

Verehrung der heiligen Kirche Gottes. Dieses Niederknien stimme selbst nicht mit der Hofetikette bei der Kaiserkrönung; habe doch sogar der unglückliche Kaiser Heinrich IV. im Schloßhofe zu Canossa nur stehend Buße gethan u. s. w. Nun aber hat bekanntlich Shakespeare, der von Steinle so sehr bevorzugte Dichter, nicht im 13., sondern im 17. Jahrhundert gelebt; nicht von Steinle, sondern von Rambouz rührt der Dante-Carton im Städel'schen Museum her; nicht Rudolf von Habsburg findet sich auf unserem Wandbilde dargestellt, sondern ein idealer Kaiser, der, zugleich mit dem Papste, nicht der Kirche, sondern der, den Abschluß des Gemäldes bildenden heiligen Dreifaltigkeit seine Verehrung darbringt. Das Ganze schließt sich an den ersten von den zwei Schwertern handelnden Artikel des, kirchlicher Seits sogar angefochtenen Sachsenspiegels an. Weniger hämisch, aber eben so handgreiflich falsch urtheilte die Leipziger Illustrirte Zeitung vom 9. December 1886 (No. 2258) über Steinle, indem sie ihm „allzu großen Hang zur Symbolik" vorwirft, „der über die Grenzen des Schönen und Wahren hinausgehe, häufig in übertriebenen Pathos ausarte", und weiter behauptet, in seinen kirchlichen Monumentalwerken „lasse sich oft ein innerer Widerspruch zwischen den Anforderungen des Stils und der Formgebung des Künstlers erkennen." Diese Auslassungen mögen als Proben für so manche ähnlicher Sorte dienen, durch welche das Urtheil von Tausenden Gebildeter über Steinle in die Irre geführt wird. Was die während seiner Lebenszeit erschienenen, dem Gehalt und der Tendenz nach mit den vorstehenden Auslassungen verwandten Kritiken betrifft, sei einfach auf einen jüngst im 4. Hefte der Zeitschrift „Die Kunst für Alle" erschienenen Artikel hingewiesen, dessen, des Nazarenerthums gewiß unverdächtiger Verfasser, Richard Paul, in ebenso würdiger wie schlagender Art dieselben gekennzeichnet und zurechtgewiesen hat.

Unter den letzten Arbeiten, welche ich im Atelier des Freundes zu Gesicht bekam, ragen besonders seine Entwürfe für die Längenschiffe und die Thurmhalle des Frankfurter Domes hervor. Weit entfernt davon, auch nur eine Spur von Ermattung zu zeigen, kommen sie dem Vollendetsten gleich, was er jemals geschaffen hatte. Nicht weniger Virtuosität bekundete ein Entwurf zur Ausschmückung des Chores der Kapelle des dem Grafen von Loë gehörigen Schlosses Wissen bei Kevelaer, sowie ein Oelgemälde, die hl. drei Könige, für den Fabrikbesitzer Beissel in Aachen und ein Aquarell, welches ich kurz beschreiben zu sollen glaube. In einem frühlingsgrünen, nach einer

weiten Landschaft hin sich öffnenden Walde tritt von einer Seite her eine Schaar malerisch kostümirter, lustwandelnder Jünglinge in den Vordergrund, ihnen entgegen kommt eine Gruppe anmuthigster Mädchen, welche bei dem Anblicke jener Schaar scheu stutzen. Aus dem sonnigen Bilde lacht freudige Mailust den Beschauer an. — Eine Art von conventioneller Fabel geht dahin, Steinle habe auf Landschaftsmalerei sich durchaus nicht verstanden, dieselbe auch niemals geübt. Abgesehen von landschaftlichem Beiwerk, gewiß untadelhafter Art, rühren jedoch auch nicht wenige volle Landschaftsbilder von ihm her. Beispielsweise seien die, auch durch Photographien weithin bekanntgewordenen zu den Märchen von Clemens Brentano erwähnt, mehrere Darstellungen der Flucht nach Aegypten, sowie aus der letzten Zeit das zuvorerwähnte Dreikönigsbild. Auch im Parcival tritt Landschaftliches verschiedenster Art stark hervor. Gewiß wird kein Landschaftsmaler von Beruf geringschätzig über diese Arbeiten zu urtheilen vermögen.

Wohl im Bewußtsein des bei ihm noch dauernden Vollbestandes seiner geistigen Kraft hatte Steinle am 10. October 1885 mir geschrieben: „Es ist eine völlige Täuschung, wenn wir glauben, unser Alter müsse Ruhe haben und dürfe stets nur genießen. Es ist nichts damit. Im Gegentheil steigern sich die Ansprüche an uns und fast scheint es, als verlange man mit einer gewissen Berechtigung, daß von dem, was uns Gott geschenkt hat, so lange wir leben, Anderen möglichst viel mitgetheilt werde." Mit jenen Ansprüchen an seine Arbeitskraft scheint er es jedoch allzu ernst genommen zu haben. Während sein Geist sich in voller Frische erhielt, wie z. B. eingehende, gelegentliche Aeußerungen von ihm über die großen Wanderbilder der Wereschagin und Munkaczy, über die „Erinnerungen an Ringseis", das Göthewerk des von ihm besonders hochgehaltenen Jesuiten Alexander Baumgartner, über den 5. Band von Janssen's Geschichte, welche er in den Aushängebogen las, zu erkennen gaben, machte sich in seinem körperlichen Befinden ein nicht unbedenklich erscheinendes Schwanken immer bemerklicher. Sein Zustand beunruhigte mich, als er gegen Ende Mai auf der Reise nach Schloß Wissen während einiger Tage in Köln mein Gast war. Obgleich ihm das Gehen schwer fiel, er sich überhaupt angegriffen fühlte, hielt er doch fest an dem Gedanken, vorerst auf einem Umwege in Blyenbeck einzusprechen, einem im Holländisch-Limburgischen gelegenen ehemaligen Rittersitze, welchen dessen Eigenthümer, der Graf von Hoensbroech, den Jesuiten, nach deren Vertreibung aus dem Deut-

schen Reiche eingeräumt hatte. Vor allem zog ihn dorthin der schon erwähnte Ordensmann Alexander Baumgartner. Jetzt will es mir fast scheinen, als ob er ein Vorgefühl in sich getragen hätte, das Wiedersehen mit demselben werde das letzte sein. Nach einem zweitägigen Aufenthalt in Blyenbeck begab er sich nach Schloß Wissen, wo er die erforderlichen Veranstaltungen zur Ausschmückung der Capelle traf, das Malen der Figuren, nach den von ihm sorgfältigst gefertigten Farbenskizzen, seinem Schüler Franz Guillery vorläufig überlassend. Sein Zustand veranlaßte ihn demnächst direkt nach Frankfurt zurückzukehren, statt, wie er mir in Aussicht gestellt hatte, unterwegs nochmals bei mir einzukehren. Am 5. Juni erhielt ich von ihm einen Bericht über seinen Aufenthalt in Blyenbeck, Wissen und einen Halt in Goch, wo er die Kirche besichtigt hatte. „Es geht nicht mehr wie früher — heißt es u. a. in dem Briefe — und ich bin bereit, Geduld zu üben." Obgleich dieselbe auf harte Proben gestellt ward, verließ sie ihn doch durchweg nicht. In der Hoffnung, zu Engelberg in der Schweiz Erholung zu finden, reiste er dorthin, von seiner Tochter Sophie begleitet. Allein er fand sich getäuscht und kehrte, nach einem zehntägigen Aufenthalte daselbst und einem weiteren von 8 Tagen in Beckenried am Vierwaldstätter See, nach Frankfurt zurück. Von dort begab er sich zu Anfang August mit der genannten Tochter zu seinem Schwiegersohn Lucius nach Königswinter, wo derselbe nebst den Seinigen auf seinem Landgute sich aufhielt. Es ward ihm dort die liebevollste Pflege sowie, von Bonn aus, ärztliche Hilfe zu Theil; Besuche von auswärts, namentlich ein längerer Seitens des Domcapitulars Schulte aus Paderborn, und der Verkehr mit der, vorübergehend in Königswinter sich aufhaltenden Familie von W. L. Janssen aus Aachen, dem Hauptförderer des Palästina-Vereines, gewährten ihm aufmunternde Anregung. Um in seiner Nähe zu sein, hatte ich mit meiner Frau während der zweiten Hälfte des August mich in Honnef eingemiethet. Bei unserem ersten Besuche in Königswinter, an einem Nachmittag war er eben aus der Kirche gekommen, wo er gebeichtet hatte. Seine äußere Erscheinung beunruhigte uns, so daß wir glaubten, nicht lange bei ihm verweilen zu dürfen. Später fanden wir ihn besser aussehend, namentlich als er mit seinen beiden Töchtern uns in Honnef besuchte, so daß ich mich der Hoffnung auf eine Wiederherstellung seiner Gesundheit hingab. Doch ward es von Tag zu Tag unsicherer, ob seine Absicht, nach Schloß Wissen zu reisen ver-

wirklicht werden könne. Von dem Drucke, welchen diese Ungewißheit auf ihn übte, befreite ihn ein sehr freundliches Schreiben der Gräfin von Loë, welches die Versicherung enthielt, daß die Arbeiten in der Capelle in durchaus zufriedenstellender Weise ihren Fortgang nähmen, sein Herüberkommen mithin unbedenklich weiter hinausgeschoben werden könne. Unsere Besprechungen hatten wiederholt sein Verhalten, insbesondere die Art seiner Beschäftigung während des bevorstehenden Winters zum Gegenstand. Auf das entschiedenste mußte ihm der Besuch seines, jenseits des Mains gelegenen Ateliers und jedes anstrengende Arbeiten widerrathen werden. So kam ich denn auf den schon früher ihm gemachten Vorschlag zurück, zu den Dramen Shakespeare's, ohne Unterschied, Umrisse, nach Art der Flaxman'schen zum Homer, zu entwerfen und heftweise zu veröffentlichen. Da er sich in den Dichter so zu sagen hineingelebt hatte, und das wenige zu dem gedachten Zwecke erforderte Beiwerk ihm ohne weiteres Umthun zu Gebot stand, so konnte der Plan in aller Bequemlichkeit, so zu sagen spielend, allmälich in seiner Wohnung verwirklicht werden. Es kam hinzu, daß in der jüngsten Zeit gerade sein Interesse vorzugsweise den in Rede stehenden Dichtungen zugewandt war; die Hamlet-Tragödie führte er bei sich und nach seinem Hinscheiden fand man auf seiner Staffelei eine im Werden begriffene Zeichnung zum König Lear. Der Haupteinwand des Freundes ging, nach wie vor, dahin, daß er mit Verlegern nur höchst ungern sich einlasse. Das Feilschen, das Formuliren von Vertrags-Clauseln und Cautelen, überhaupt das „Geschäft" war ihm von jeher widerwärtig und wollte er auch schon, aus Mangel an Verständniß dafür, manche unliebsame Erfahrung gemacht haben. Am schwersten fiel es ihm gewiß, sich in den Gedanken zu finden, während so langer Zeit von seinen Schülern oder doch ihren Arbeiten getrennt zu bleiben. Aehnlich wie vor der Einführung der academischen Unterweisungsmethode war deren Verhältniß zu ihrem Meister nicht auf gewisse Unterrichtsstunden beschränkt. Steinle faßte seine Aufgaben höher; sie war ihm zugleich Herzensangelegenheit, was er denn auch, bei aller Wortkargheit, im Verkehr mit seinen Schülern und weiterhin thatsächlich zu erkennen gab, sofern er bei denselben ein höheres Streben im Allgemeinen wahrnahm und es in sittlicher Beziehung gut bei ihnen bestellt war. Welche Bedenken indeß auch entgegenstehen mochten, Steinle konnte sich nicht verhehlen, daß ihm äußerste Schonung geboten sei, und es ließ sein

Verhalten auch annehmen, daß der beregte Vorschlag Eingang bei ihm gefunden habe. Wäre derselbe zur Ausführung gekommen, so besäßen wir einen illustrirten Commentar zu Shakespeare, der vielleicht mehr als alles bisher über denselben Gedruckte einen Einblick in das eigentliche Wesen des Dichters und seiner Schöpfungen vermittelt, jedenfalls demselben Verehrer in großer Zahl zugeführt hätte, während die im Besitz von Kunstfreunden befindlichen, sorgsam ausgeführten Aquarelle zu einzelnen Dramen, wie überhaupt leider so viele Meisterwerke nicht monumentaler Art, für das Publicum so gut wie begraben sind.

Wenn auch beim Abschiednehmen von dem so lieben Freunde tief besorgt um denselben, konnte und wollte ich mir doch nicht denken, daß wir zum letztenmal uns einander die Hand drückten. So aber war es im Rathe der Vorsehung beschlossen. Nach unserer Trennung verweilte Steinle nur noch während einiger Tage in Königswinter und kehrte dann nach Frankfurt zurück. Bald nachher schrieb mir sein Sohn Alphons, im Zustande des Kranken sei eine bedenkliche Verschlimmerung eingetreten, worauf ich meiner Empfindung entsprechend antwortete. Am 19. September erhielt ich von Alphons von Steinle den nachfolgenden, am Tage vorher geschriebenen Brief: „Ihre lieben, theilnahmsvollen Zeilen trafen ein, als mein Vater noch durch Zeichen andeuten konnte, daß er unsere Mittheilungen verstehe; so hat er denn auch noch ihre treuen Freundesgrüße erhalten. Seit vorgestern Abend wurde er schwächer, gleich einem erlöschenden Lichte. Heute Nachmittag um 3 Uhr entschlief er ruhig und sanft. Er schloß selbst die bis zuletzt geöffneten Augen und verschied dann ohne Kampf. Sein so schöner Tod gibt uns die Gewißheit, daß er im Himmel ist."

Am 21. September, dem Tage vor der Beerdigung, begab ich mich nach Frankfurt. Ich fand den Entschlafenen von Blumen und Kränzen in reichster Fülle umgeben; hinter seinem lorbeerbekränzten Haupte erhob sich ein Cruzifix. Nachdem ich vor der entseelten Hülle ein kurzes Gebet verrichtet hatte, nahm ich für das Diesseits Abschied von dem unersetzlichen Freunde. Möchte ich dereinst würdig befunden werden, ihn verklärt wieder zu sehen!

Am Sterbebette des Entschlafenen hatten seine Kinder gebetet, mit Ausnahme von dreien, darunter zwei Ordensfrauen, welche in allzuweiter Entfernung lebten. Seine Tochter Josepha, Oberin des Franziskanerinnen-Klosters in Flensburg, war von dorther gekommen.

Die Hinterbliebenen berichteten mir über die letzte Lebenszeit ihres Vaters. Während acht Tagen vor seinem Tode konnte er das Bett nicht mehr verlassen. Auf seinen dringenden Wunsch erhielt er am 12. September den Besuch des ihm nahe befreundeten Domdechanten Dr. Heinrich aus Mainz. Nachdem er bei demselben gebeichtet hatte, unterhielt er sich in ruhigster, ja freudiger Fassung mit ihm. Auf sein Leben und sein Schaffen zurückblickend, äußerte er u. a.: „O wie nichtig ist jetzt alles Lob, das mir je gespendet ward — es gibt nur ein Uebel, die Sünde; diese aber ist ein unendliches Uebel." Es erinnert die Aeußerung an Worte, welche ungefähr 28 Jahre vorher Overbeck an den damals im kräftigsten Aufstreben begriffenen Freund gerichtet hatte: „Wohl ist unser Künstlerberuf ein herrlicher; am Ende aber werden wir nicht gefragt, wie vortreffliche Bilder wir der Nachwelt hinterlassen, sondern ob der Herr in uns selber sein Bild erkennen wird." Hatte doch auch der gewaltige Michel Angelo gegen das Ende seiner so glanzvollen Laufbahn hin in einem Sonett dem nämlichen Gedanken Ausdruck gegeben. Am 13. September empfing der Kranke die hl. Communion und die Sterbesacramente, am folgenden Tage dictirte er seiner Tochter Sophie noch einen Nachtrag zu früher von ihm getroffenen letztwilligen Anordnungen in voller Klarheit, die ihn bis zur letzten Stunde nicht zu verlassen schien. Kurz vor dem Eintreten derselben erhob er sich noch einmal im Bette, den Blick nach Oben richtend, wohin sein Leben und Streben stets sich gekehrt hatte.

Das Begräbniß des edlen Todten bekundete allgemeine Trauer um ihn. Ein überaus großartiger Zug bildete das Geleit zu seiner Ruhestätte. Derselbe trug einen eben so sinnvollen wie feierlichen Charakter an sich. Der sehr zahlreich vertretenen katholischen Geistlichkeit folgte der in Blumen gehüllte Sarg, zu dessen beiden Seiten Künstler mit brennenden Fackeln gingen. Unter den Kränzen machte sich einer mit schwarzgelber Schleife besonders bemerklich, welcher die Inschrift trug: „Ein Gruß aus der Heimath von einem dankbaren Vater, Ministerialrath Franz von Schneider." Auf dem Friedhofe wurde die Leiche mit Trauermusik empfangen. Namens des Städel'schen Institutes legte Dr. Jeanrenaud „dem großen Künstler, dem trefflichen Lehrer, dem treuen, vieljährigen Mitarbeiter im Kunstinstitute" einen Kranz mit weißrother Schleife auf das Grab. Ihm folgte Namens der Frankfurter Künstlergesellschaft und Künstlergenossenschaft Professor Oscar Sommer. „Es gelte die Widmung,

so lauteten seine Worte, dem geliebten Altmeister der Frankfurter Künstlerschaft, dem letzten großen Ausläufer jener gewaltigen Richtung, welche die Grundlagen gebildet hat für die deutsche Kunst dieses unseres Jahrhunderts, dem Stamme, an welchem die begeisterte Jugend emporranke, der ein Vorbild bleibe wahrer Größe und Innigkeit, dem Meister, dessen Maßhalten mit den reichen Mitteln, dessen herrlichem Stil bei seinen Schöpfungen man mit Bewunderung gegenüberstehe." Die Schüler des Institutes gaben durch Vertreter, den Maler Guillery und den Bildhauer Bayer, ihrer Trauer, ihrer Anhänglichkeit und ihrer Dankbarkeit in unverkennbar tief gefühlter Weise Ausdruck, indem sie ebenwohl sinnig verzierte Kränze darbrachten. Nachdem hierauf der Stadtpfarrer Münzenberger, als Organ der Kirche, deren Gebete gesprochen und die Seele des Verstorbenen der Barmherzigkeit Gottes empfohlen hatte, auf daß „ihm das ewige Licht leuchten" möge, nahm er als dessen Freund das Wort. In mehr als einer Beziehung mit einander verbunden, lag insbesondere beiden gleichmäßig die möglichst würdige und glänzende Ausstattung des Gotteshauses am Herzen, in welchem Münzenberger als Pfarrer waltet. Wenngleich hinsichtlich einzelner Fragen mitunter auseinander gehend — Münzenberger war antiquarischer gesinnt als Steinle — strebten und wirkten doch beide mit gleichem Eifer und mit gleicher Hingebung jenes Endziel an. Auf Grund eines so nahen Verkehrs mit Steinle und den Seinigen konnte Münzenberger in seiner Grabrede bezeugen, wie dessen Familie an ihm den liebevollsten Vater, die Pfarrgenossenschaft ein inniggläubiges, opferwilliges Mitglied, die Welt einen dem Wahren und Schönen mit seltenster Kraft und Ausdauer dienenden Künstler verloren, wie sein Leben, sein Glauben und sein Schaffen ein harmonisches Ganzes gebildet habe. Was so der Freund in tiefster Ergriffenheit sprach, kann ich meinerseits auf Grund meiner nahezu ein halbes Jahrhundert befassenden Wahrnehmungen nur vollauf bekräftigen. Nochmals wurde ein Gebet gesprochen und dann unter den Klängen eines Chorals die irdische Ruhestätte des so theueren Hingeschiedenen verlassen.

Die bei der Beerdigungsfeier gesprochenen Worte fanden ihr Echo in den Frankfurter öffentlichen Blättern, ohne Unterschied ihrer Parteifarbe, mochten dieselben auch früher den Hingeschiedenen geflissentlich ignorirt oder sogar angefochten haben. Besonders glaube ich einen überaus anerkennenden Nachruf der „Frankfurter Zeitung" hervorheben zu sollen, welcher einen sehr wohlthuenden Gegensatz zu

den oben erwähnten Auslaſſungen der National-Zeitung, der Leipziger Illuſtrirten Zeitſchrift und anderer mehr bildete, die ihrerſeits es nicht vergeſſen und verzeihen konnten, daß Steinle als überzeugungstreuer Katholik gelebt und der Kunſt gedient hatte, daß ſein Ideal ihren Tendenzen zuwiderlief. „Einer der genialſten Künſtler des Jahrhunderts iſt in Steinle geſtorben; — ſo hieß es u. a. in der Frankfurter Zeitung — nicht nur die ganze deutſche Künſtlerſchaft, ſondern alle, die der großen univerſellen Kunſtgemeinde angehören, werden mit tiefer Trauer den Lorbeerkranz auf ſeine Bahre legen, den er mit männlichem Ringen, mit aus tiefſter Seele kommendem Schaffen ſich verdient hat." Eine folgende Nummer brachte ein ebenwohl von Franz Rittweger verfaßtes Lebensbild des Hingeſchiedenen, welches demſelben in nicht minder warmer Weiſe huldigte.

Im Hinblick auf meine ſo nahe und vieljährige Beziehung zu Steinle fanden uns gemeinſam Befreundete ſich bewogen, aus Anlaß des ſo ſchweren Verluſtes, welchen ich durch deſſen Tod erlitt, einen Ausdruck ihres Mitgefühles mir zugehen zu laſſen. Unter denſelben befanden ſich auch in ihrem Bekenntniß feſt wurzelnde Proteſtanten. Ich nehme hieraus Anlaß zu einigen Bemerkungen über das Verhalten Steinle's Andersglaubenden gegenüber, betreffs der Weiſe, in welcher er die Toleranz — ein arg gemißbrauchtes Wort — verſtand und im Leben übte. Alles Vertuſchen und Verwiſchen der religiöſen Gegenſätze widerſtrebte ihm; vielmehr hielt er den offenen, wenn loyalen Kampf ihrer Träger gegeneinander für nothwendig oder doch für erſprießlich, um das Wahre in immer weiteren Kreiſen zur Anerkennung zu bringen, jedoch unter möglichſter Schonung der Perſonen. Hinſichtlich dieſer galt für ihn der Spruch: „Friede auf Erden den Menſchen, die eines guten Willens ſind". Zwiſchen ihm und Andersglaubenden, welche zunächſt durch ſeine künſtleriſchen Schöpfungen ſich zu ihm hingezogen gefühlt hatten, ergab ſich ſogar nicht ganz ſelten, unbeſchadet der beiderſeitigen Strenggläubigkeit, ein wahrhaft inniges Verhältniß. Auf ein derartiges zwiſchen Arnold Otto Meyer in Hamburg und Steinle beſtandenes (S. oben S. 43 reſp. 115) glaube ich hier zurückkommen zu ſollen. Ich hatte erſterem einen von mir dem Freunde gewidmeten Nekrolog geſchickt. Darauf ſprach er ſich in einem Briefe u. a. wie folgt aus: „Endlich ertönt eine Stimme, und zwar die Ihrige, die mir einen Klang bringt von den Glocken, die da am 21. September früh Morgens in Frankfurt den tief betrauerten, den unvergeßlichen Verluſt kündeten, welchen

die hehre, die keusche, die einzig köstliche Kunst erlitten hat. Sie wissen, wie ich ihn liebte, den selig entschlafenen, herrlichen Meister. — — Wie ein Heiliger hat er unter uns gewandelt. In seiner Kunst — hat er da nicht die ewig Seligen schon geschaut, wie sie vor Gott und vor dem Lamm nicht aufhören Hallelujah zu singen? Wenn er irdische Menschen schuf, dann brachte er uns das Edelste vom Edelen. Und welch' eine Fülle von Schönheit strahlt aus seinen vielen Briefen, die da vor mir liegen!"

Ein ebenwohl an seinem protestantischen Bekenntnisse entschieden festhaltender, auf dem Gebiete der monumentalen Malerei hoch hervorragender Künstler ließ sich in ähnlicher Weise in einem an mich gerichteten Schreiben vernehmen: „Steinle ist mir einer der liebsten Künstler aller Zeiten; einzelne seiner Darstellungen gehen mir über alles. Obschon ich dem großen Meister persönlich nicht nahe gestanden habe, sind doch alle Berührungen mit ihm mir unvergeßlich. Seine feine und geistvolle Art, seine so freundliche Hilfsbereitschaft, wie man solche nur noch bei älteren Herren zu finden pflegt, stellten ihn hoch über das so laute und oberflächliche Wesen unser Zeit, voll Zeitungsgeräusch, voll halben Wissens und Könnens, arm an in sich gefesteten Charakteren. Er verschmähte es, um die Gunst der Menge sich zu bewerben; überhaupt war er eine viel zu priesterliche Natur, um ihr zu gefallen."

Aus meinem Munde kommend würden die vorstehenden, mir durchaus zutreffend erscheinenden Werthschätzungen leicht als von Voreingenommenheit nicht ganz frei erachtet worden sein. Aber auch deshalb ließ ich Stimmen verschiedenster Geistes- und Partei-Richtung Angehöriger sich vernehmen, um zu zeigen, wie die vor nahezu 20 Jahren von Overbeck an Steinle gerichtete Vorhersagung, daß der edle Samen, welchen derselbe, dem Weltlaufe entgegen, ausstreue, bei den kommenden Geschlechtern sich als fruchtbringend erweisen werde, bereits begonnen hat, in Erfüllung zu gehen. Gewiß wird sobald ein vollständiger Ersatz für Steinle nicht erstehen; insofern also ist, wie an seinem Grabe gesagt ward, in ihm allerdings „der letzte große Ausläufer der Richtung hingeschieden, welcher die Grundlage für die deutsche Kunst unseres Jahrhunderts gebildet hat". Darum aber ist keineswegs die Hoffnung geschwunden, daß die zur Zeit allerdings noch übermächtige materialistische, dem Sinnenthum zugewendete, die auf Effect speculirende Kunstübung immerdar die Herrschaft behaupten werde. Ist nicht der Frivolität,

der Gottvergessenheit innerhalb der höheren Gesellschaftsschichte während des 18. Jahrhunderts demnächst in unserem Vaterlande, freilich erst nach schwerer Heimsuchung, zeitweise wenigstens, ein Aufschwung zum Idealen gefolgt? Auf dem Kunstgebiete hat, wie wir sahen, Steinle durch seine Schöpfungen dazu einen mächtigen Anstoß gegeben. Der Meister ist uns zwar genommen, seine Schöpfungen aber sind geblieben. Es gilt nun, dieselben zu möglichst allgemeiner Kenntniß zu bringen, möglichst Viele mit dem darin waltenden Geiste vertraut und damit für das wahrhaft Schöne empfänglich zu machen. Es gilt dies um so mehr, als während der Lebenszeit des Meisters unser Kunstliteratenthum darauf bedacht war, das Publicum von dem „ultramontanen Nazarener" möglichst ferne zu halten.

So war es denn ein sehr willkommen zu heißender Gedanke der Verwaltung des Städel'schen Institutes, soweit möglich jene Schöpfungen durch eine öffentliche Ausstellung zu allgemeiner Kenntniß zu bringen. Wie das nicht weniger als 462 Werke namhaft machende Ausstellungsverzeichniß ergibt, hat der bezügliche Aufruf in weiten Kreisen Nachachtung gefunden. Wenngleich Werke Steinle's in ziemlich großer Zahl, darunter solche von besonderer Schönheit und Vollendung, wie beispielsweise das große Aquarellbild zum „Kaufmann von Venedig" sich im Auslande befinden, von anderen deren inländische Besitzer sich, wenn auch nur vorübergehend, nicht trennen wollten, so gewährt doch schon das zur Ausstellung Gelangte ein Gesammtbild der künstlerischen Thätigkeit Steinle's vom Jahre 1824 an bis zum letztverflossenen hin. Es wird da anschaulich, wie er mit Gemüthstiefe heitern, neckischen Humor verband, wie sicher er den höchsten Flug nahm, ohne doch darum aus dem Auge zu verlieren, was erforderlich ist, um die aufwärtsstrebenden Ideen auf möglichst ansprechende Weise in die Erscheinung treten zu lassen, wie er zu diesem Zwecke mit eisernem Fleiße die Formenwelt und die Technik, fast jedweder Art, zu beherrschen bemüht war. Man sieht da, wie er so zu sagen nur zu wollen brauchte, um dem Gewollten dem Schönheitssinn entsprechende Gestaltung zu verleihen.

Dem Vernehmen nach soll demnächst auch in Berlin eine solche Ausstellung veranstaltet werden. Wenn man die lautesten dortigen Wortführer hört, überhaupt gar manche dortigen Erscheinungen in's Auge faßt, so kann man leicht zu dem Gedanken kommen, die Reichshauptstadt sei dazu der am wenigsten geeignete Ort. Ich, für meinen

Theil, würde diese Ansicht nicht theilen. Was bei Städten von solchem Umfange sich auf der Oberfläche zeigt, am meisten in die Augen fällt, gestattet einen zuverlässigen Rückschluß auf die Gesammtheit der Bevölkerung nicht. Hat sich doch jüngst noch dort bei einem vielbesprochenen Vorkommnisse auf dem Kunstgebiete gezeigt, daß der sensualistischen, auf einen nicht näher zu bezeichnenden Trieb speculirenden Kunstrichtung gegenüber eine nicht zu unterschätzende Gegenströmung besteht. Wie dem aber auch sei, mit Sicherheit steht zu erwarten, daß den Schöpfungen unseres Altmeisters eine besondere Beachtung auch in Berlin zu Theil werden, daß manches hinsichtlich seiner Person und seines Schaffens bisheran gehegte Vorurtheil schwinden wird. Nicht Wenige werden die Ueberzeugung gewinnen, daß dogmengläubige Religiosität mit dem höchsten künstlerischen Schaffen durchaus vereinbar ist, daß die Schönheit durch Reinheit geadelt wird und an bleibendem Reiz gewinnt, daß, mit einem Worte, die Kunst erst die rechte Weihe erhält und ihren erhabenen Beruf erfüllt, wenn der sie Uebende den Blick auf Gott, als auf den Urquell, wie des Wahren, so auch des wahrhaft Schönen, gerichtet hält.

Hiermit schließe ich den Bericht über meine Erinnerungen an Eduard von Steinle. Auf dieselben zurückblickend, kann ich keinen wirksameren Trost über den Verlust, welchen ich mit unzähligen Anderen durch dessen Tod erlitten habe, finden, als in den Worten der ersten Strophe eines herrlichen dichterischen Nachrufes, welchen Alexander Baumgartner in den „Laacher Stimmen" (Bd. 31.), dem uns gemeinsamen Freunde gewidmet hat:

Kein Trauersang! — Ein Leben voll und reich
Hat sich zum schönsten Erntekranz geschlungen;
Ein Gottesloblied, Engelstimmen gleich,
Ist süß und traut in Hoffnung ausgeklungen;
Ein Pilger muthig, wenn auch matt und bleich,
Ist zum ersehnten, höchsten Ziel gedrungen.
Der Himmel, den er ahnend uns gestaltet,
In Jugendzier den sel'gen Greis umwaltet.

Die Roſtocker Fraterherren

im fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert.

Von

Bernhard Leßner.

1. Gründung des Roſtocker Fraterhauſes.

Reges Leben pulſirte im fünfzehnten Jahrhundert in der alten Hanſeſtadt Roſtock, die damals nur loſe mit Mecklenburg zuſammenhing. Ihre Schiffe durchkreuzten die Oſt- und die Nordſee, wagten ſich ſelbſt nach dem rauhen Island und nach den ſonnigen Häfen Portugals. Ueberall knüpften ihre umſichtigen Handelsherren Verbindungen an; erſt im Beginne jenes Jahrhunderts hatten ſie werthvolle Privilegien in Norwegen erworben. Darum kamen auch in Roſtock Güter und Menſchen aus vielen Ländern zuſammen; aber nicht blos Kaufleute und Schiffer, ſondern auch lernbegierige Jünglinge und Männer im Scholarenkleide oder im ſchwarzen oder violetten geiſtlichen Gewande. Denn Roſtocks Ruhm war im Norden faſt noch größer als Muſenſitz, denn als Emporium des Handels. Seine Univerſität, bei deren Errichtung im Jahre 1419 Fürſten und Städte, Geiſtliche und Laien mitgewirkt hatten, wurde nicht nur von Mecklenburg und den Hanſeſtädten, ſondern von ganz Skandinavien als ihre eigentliche Hochſchule betrachtet. Selbſt Isländer und Livländer in beträchtlicher Zahl ſind im fünfzehnten Jahrhundert in der Roſtocker Matrikel verzeichnet. Dieſe nordiſchen Scholaren hatten in der Oſtſeeſtadt ſogar ihre eigene, dem hl. Olav geweihte Burſe, von der der Humaniſt Johannes Hadus, auch Hadelius genannt, ſingt:

„Wo du hier schaust Sanct Olav's hehres, geheiligtes Bildniß,
Werden mit Weisheit erfüllt Schweden und Dänen zumal.
Wen nach Rostock entsandte das ferne und kalte Norwegen,
Fand ein gastliches Heim in dem Hause dahier".[1]

Auch von Westfalen und den Niederlanden zogen wissensdurstige Jünglinge nach Rostock. Selbst Gelehrte aus jenen Ländern, welche an der berühmten Pariser Universität schon wissenschaftliche Grade erworben hatten, lenkten ihre Schritte nach der ersten niederdeutschen Hochschule, wo Sprache, Sitten und Lebensweise sie anheimelten. Nicht wenige dieser Scholaren und Magister werden ihre Jugendbildung in Schulen gefunden haben, welche Brüder des gemeinsamen Lebens, die geistigen Söhne des gottseligen Gerhard Groot,[2] gegründet oder wenigstens mit dem Geiste ihres Stifters erfüllt hatten. Ja, höchst wahrscheinlich hatten schon die allerersten Magister der hohen Schule zu Rostock mit den Fraterherren in engerer oder weiterer Verbindung gestanden. Der Magister der Theologie Heinrich Toke z. B. sprach, als er 1426 von Rostock schied, in seiner Antrittsrede als Lector der Domkirche zu Magdeburg Gedanken aus, welche mit den Grundsätzen der Fraterherren vollständig übereinstimmen.[3] Sein Rapularius, eine Art Tagebuch, in welchem er die Ergebnisse seiner Studien und Betrachtungen alphabetisch einzeichnete, entspricht ganz der Gepflogenheit der Schüler Groot's. Jeder Fraterherr nämlich legte eine solche religiöse Anthologie an, den sogenannten Rapiarius.[4]

Deutlicher noch als bei M. Toke kann man bei einem anderen Professor, der an der hohen Schule zu Rostock in ihren ersten Jahren wirkte, den Zusammenhang mit Groot's Schülern nachweisen, nämlich bei M. Dietrich Engelhuß. Dieser treffliche Mann, der vorher in Prag und in Erfurt gelernt und gelehrt hatte, der wegen seiner litterarischen Verdienste mit dem Namen Lumen Saxoniae, Licht der Sachsen, geschmückt wurde, war vertrauter Freund eines Augustiner-Chorherrn

[1] Hic quoque divini faciem quod cernis Olani
Efficiunt Daci Suecigenaeque boni;
Frigida Rostochium si quos Norvvagia mittit,
Rostochium missos excipit illa domus.
Aus Schröder's Papistischem Mecklbg. 2237.

[2] Vgl. Grube, Gerhard Groot und seine Stiftungen. Köln 1883. Delprat, Die Brüderschaft des gemeinsamen Lebens. Leipzig 1840.

[3] Vgl. Breest, Dr. Heinrich Toke, Domherr zu Magdeburg. (In den Geschichtsblättern für Stadt und Land Magdeburg. 1883.) S. 43—72; 97—145.

[4] Vgl. Jostes, Johannes Veghe. Vorrede XIX.

der Windesheimer Congregation, also eines Schülers Groot's, nämlich des berühmten Klosterreformators Johannes Busch. Gleich dem Freunde hatte Engelhuß seine letzten Lebenstage ausschließlich der Reformation der Gotteshäuser gewidmet.

Anknüpfungspunkte gab es also genug in Rostock für die Brüder des gemeinsamen Lebens. Die Liebe zu den Wissenschaften, die Anwesenheit lieber Freunde und Gesinnungsgenossen mußten sie zur Uebersiedelung drängen

„nach nordischem Land,
Nach dem Gestade, wo Rostock sich birgt in gewaltigen Mauern,
Wo man des Wissens Pokal liebreich dem Schüler kredenzt.“ [1]

Im Jahre 1462, also 43 Jahre nach Errichtung der hohen Schule, etwa 80 Jahre nach Gründung der Genossenschaft durch Groot und seinen Schüler Florentius Radewin, zu einer Zeit, da ihr berühmtester Sohn, Thomas von Kempen, noch lebte, zogen die Fraterherren von ihrem Hause zum Springborn (ad fontem salientem) in Münster in Westfalen aus, um ein neues Heim an der Ostsee zu begründen. Die Genossenschaft war weit entfernt davon ein eigentlicher Mönchsorden zu sein; sie bestand vielmehr aus Weltpriestern und Laienbrüdern, welche sich nicht durch Gelübde, sondern nur durch einfaches Versprechen zu einem Leben des Gehorsams, der Armuth und der Keuschheit verbunden hatten.

Wie alle neuen Gründungen, die aus Gott stammen, fand auch die Brüderschaft des gemeinsamen Lebens in Rostock Widerspruch. Ueberall gibt es ja laue und verweltlichte Seelen, welche nicht ertragen können aus ihrer falschen Ruhe aufgeschreckt zu werden. Der Schweriner Bischof Werner Wolmers († 1473), zu dessen Diöcese Rostock gehörte, mußte die Brüder nachdrücklich in Schutz nehmen wider die listige Bosheit und Gewaltthätigkeit ihrer Neider.[2] Wer diese Neider gewesen, wird nicht gesagt; wahrscheinlich wird man sie in den Reihen des Clerus suchen müssen. Darauf wenigstens weist ein Schreiben des Karthäusers Vicke Dessin aus der Karthause Arensbök bei Lübeck hin. Dessin war 1466, jedenfalls als Cleriker, Schreiber bei den Herzogen Albrecht und Johann gewesen[3] und stand nach seinem Eintritt in den Orden des hl. Bruno auf vertrautestem Fuße mit der fürstlichen Familie. In einem Briefe an Herzog Magnus vom Jahre 1477 bittet nun der fromme Ordens-

[1] Vgl. Butzbach, Chronika eines fahrenden Schülers. S. 131.

[2] Quorundam aemulorum suorum astutiam et offensam. Urkunde 6; Jahrbb. für meckl. Gesch. 4, 220. — [3] Schröder, Papist. Mecklbg. 2181.

mann: „Ew. Gnaden mögen um Gotteswillen den armen Brüdern in Rostock helfen, welche ein gutes, seliges Leben führen; sie heißen die gemeinen Brüder und leben nach dem Leben der Apostel. Darum haben böse Geistliche (de quaden geſtliken) ihnen einen Spottnamen gegeben und heißen sie Lollbrüder. Sie sende ich um Gotteswillen zu Ew. Gnaden, denn viele böse Geistliche sind ihnen nicht gut. Ew. Gnaden wollen sie um Gotteswillen unterstützen in dem, worüber sie näher berichten werden; wie auch mein gnädiger Herr, Herzog Albrecht, gethan hat.“ [1] — Solche Anfechtungen seitens Geistlicher können nicht Wunder nehmen, denn seit den Tagen der Apostel hat es neben zahlreichen Heiligen immer einzelne Bischöfe und Priester gegeben, welche keine Zierde ihres Standes waren und das Gute nicht gefördert, sondern unterdrückt haben.

Größer wie die Zahl ihrer Neider war jedenfalls die ihrer Freunde und Gönner — und das ist doch ein gutes Zeichen. Laien und Geistliche, Rathmänner und Bischöfe waren ihre Wohlthäter und Beförderer. Die erste Wohnstätte bereitete ihnen ein Rostocker Bürger, Peter von Cölln, in seinem Hause in der Nähe des Beguinenberges am Kuhthor, das Haus zum grünen Garten genannt (domus viridis orti). Nicht lange weilten die Brüder in demselben, denn es scheint ihren Zwecken keineswegs entsprochen zu haben; den Namen aber behielten sie auch für ihre neue definitive Niederlassung bei.

Wie Priester ihre Gegner waren, so nahmen sich auch Priester ihrer am thatkräftigsten an. Vor allen waren es Nicolaus Mund und Laurentius Culemann, welche ihnen eine rechtliche Existenz verschafften, indem sie 1462 in der Nonnenkirche zum hl. Kreuz zwei Präbenden stifteten, welche die Nonnen stets an zwei Fraterherren verleihen sollten. [2] Culemann, der auch Wohlthäter der Universität war, hielt noch weiterhin seine schützende Hand über die Brüder. Als Propst des hl. Kreuzklosters überließ er ihnen 1464 in Gemeinschaft mit der Priorin Dorothea Haghemester und „der ghemenen samelinghe des hilghen cruces closters bynnen der stad Rostke“ den Bauhof des Cistercienserinnenklosters, damit die „brodere deste bequemeliker in vnser kerken gade mogen denen.“ Gegen 16 Mark jährlicher Rente, die sie übrigens, wenigstens theilweise, bald ablösten, durften die Brüder das Grundstück nach ihrem Wohlgefallen bebauen und bewohnen, so lange sie wollten; von den Nonnen durfte diese Rente weder erhöht, noch das Grundstück gekündigt werden. [3] Auf

[1] Jahrbb. 16, 7. — [2] Urk 1; Jahrbb. 4, 211. — [3] Urk. 2; Jahrbb. 4, 213.

dieſem Bauhofe errichteten die Brüder ihr bleibendes Heim und, mit beſonderer Genehmigung des Kreuzkloſters, ihre Kirche, die dem hl. Erzengel Michael geweiht wurde. Die Einwilligung zum Kirchbau ertheilten die Nonnen, wie ihre Urkunde beſagt: „damit die Brüder um ſo fleißiger für uns und unſere Nachkommen beten und um ſo williger Gott in unſerer Kirche dienen.“ [1] Wie viel Hochachtung und Ehrfurcht vor den Brüdern ſpricht doch aus dieſen Worten!

Ein anderer Roſtocker Prieſter, Nicolaus Sukow, Vicar der hl. Geiſtkapelle, ſchenkte ihnen 1473 eine Reihe von Einkünften, deren Nießbrauch er ſich jedoch bis zu ſeinem Tode vorbehielt.[2] Dieſer Sukow wurde ſpäter Culemann's Nachfolger als Propſt der Ciſtercienſerinnen und blieb als ſolcher ein Wohlthäter der Brüder. Seiner Hilfe beim Bau ihrer Kapelle erwähnen ſie rühmend in einer Urkunde, die 1483 in den Thurmknopf gelegt wurde.[3]

Noch andere Geiſtliche zeichneten ſich durch ihre Liebe zu den Brüdern aus. So vermachte z. B. Dr. Thomas Werth, der um die Wende des Jahrhunderts als Mediciner der Univerſität und als Domherr der Stiftskirche angehörte, den Brüdern 200 Mark für Seelenmeſſen, ſowie zwei Meßgewänder und ein Miſſale.[4]

Auch die Gunſt der Bürgermeiſter der Stadt ſcheinen die Fraterherren beſeſſen zu haben, denn als Verwalter des Spitals und der Kapelle zum hl. Geiſt verliehen erſtere den Brüdern einen Altar der Kapelle mit deſſen Einkünften.[5]

Große Gönner des neuen Gotteshauſes und ſeiner frommen Bewohner waren die Biſchöfe von Schwerin. Biſchof Werner Wolmers beſtätigte, da die Brüder, wie wir bereits vernommen, die Bosheit und Gewaltthätigkeit ihrer Neider fürchteten, auf ihre und der Priorin der Ciſtercienſerinnen Bitten den zwiſchen beiden 1472 geſchloſſenen Vertrag.[6] Der poſtulirte Biſchof Balthaſar, Herzog von Mecklenburg (reſignirte 1479 die Adminiſtration des Bisthums) nahm ſie in ſeinen beſonderen Schutz, beſtätigte 1475 ihre Lebensregel, die ſogenannte Charta charitatis, von der ſpäter noch die Rede ſein wird, und ordnete durch ein weiteres oberhirtliches Schreiben alle Verhältniſſe der Brüder.[7] Biſchof Konrad Loſte († 1508) aber conſecrirte ihre Kapelle und deren fünf Altäre, und verlieh allen Chriſtgläubigen, die dieſelbe frommen Sinnes beſuchen, ſowie zur

[1] Urk. 7; Jahrbb. 4, 222. — [2] Urk. 3. daſ. 215. — [3] Jahrbb. 4, 21. — [4] Daſ. 16, Note 6. — [5] Urk. 17; daſ. 252. — [6] Urk. 6; daſ. 220. — [7] Urk. 9; daſ. 228.

Unterhaltung und Ausschmückung derselben ihre milde Hand aufthun würden, einen Ablaß von 40 Tagen.[1]

Solche Gunstbezeugungen seitens der Laien, Priester, Ordensleute und Bischöfe sind völlig erklärlich, wenn man liest, wie in den Bruderhäusern gleichsam das Leben der ersten Christen sich wieder erneuerte. „Da wurde," schreibt der gottselige Thomas von Kempen, Ordens- und Zeitgenosse der Rostocker Brüder, „vom Größten bis zum Kleinsten die Demuth, die erste aller Tugenden, geübt. Dieselbe macht aus dem irdischen Hause ein Paradies und verwandelt die sterblichen Menschen in himmlische Perlen, in lebendige Steine am Tempel Gottes. Da blühte Gehorsam, die Mutter der Tugenden und die Leuchte der geistigen Erkenntniß, unter so strenger Disciplin. Höchste Weisheit war es ihnen, ohne Zaudern zu gehorchen, und schreckliches Unrecht, der Aelteren Rath oder einfaches Wort zu übertreten. Da glühte Liebe zu Gott und den Menschen im innern und nach außen, so daß die harten Herzen der Sünder durch das Anhören heiliger Reden in Thränen sich lösten; die kalt gekommen, gingen, durch das Feuer der Rede entzündet, freudig von dannen und gaben Obacht, daß sie in Zukunft nicht mehr sündigten. Da erglänzte die Rüstkammer des geistlichen Kampfes gegen die einzelnen Laster; Greise mit Jünglingen vereint lernten gegen Satan, das Fleisch und der Welt Täuschungen tapfer kämpfen. Da erneuerte sich das Andenken an die Altväter und das tugendeifrige Leben der Einsiedler Aegyptens, das nahezu erstorben war, und der geistliche Stand erblühte gemäß den Ueberlieferungen der ersten Kirche zur höchsten Stufe der Vollkommenheit. Da hörte man fromme Ermahnungen zur geistlichen Uebung, und unter täglichen Betrachtungen wurde das hochheilige und schmerzhafte Leiden unsers Erlösers andächtig erwogen und verehrt."[2]

Das war der Geist, der die Brüder vom gemeinsamen Leben erfüllte und auch dem Rostocker Fraterhause die Gunst aller derer gewann, welche christliche Frömmigkeit liebten.

2. Gesinnung und Leben unter den Brüdern des Rostocker Fraterhauses.

Die ersten Rectoren des Bruderhauses waren Heinrich von Xanten, Johannes Beghe und Johannes Iserloen. Der hervorragendste war Beghe, der freilich nur kurze Zeit, von 1470 bis 1471, die Leitung

[1] Urk. 14; das. 244. — [2] Vgl. Grube, Gerhard Groot und seine Stiftungen. 71.

des Hauses hatte. Veghe, der Freund des gelehrten und sinnigen Münsterschen Domherrn Rudolf von Langen, ragte besonders durch seine tief begründete Frömmigkeit und seine Liebe zu den humanistischen Wissenschaften, auch zur Poesie hervor. Von seiner erleuchteten Frömmigkeit erzählen die köstlichen Predigten, welche erst jüngst Dr. Jostes in Münster herausgegeben hat, werthvoll auch als Denkmal der alten niedersächsischen Sprache. Für seine Liebe zum Humanismus aber haben wir classische Zeugen in Murmellius und Hermann van dem Busssche, die ihn besangen.[1]

Nach Johannes Veghe leitete der altersschwache und kränkliche Johannes Iserloen das Rostocker Bruderhaus, und es scheint, daß unter seiner schwachen Regierung menschliche Armseligkeiten sich in der Congregation breit zu machen begannen. Darum wurden 1475 Johannes Veghe, damals Rector des Münsterschen Fraterhauses, und Johannes Spikermann, der dem Hause in Herford angehörte, aber als Beichtvater im Schwesternhause vom gemeinsamen Leben zu Neustadt in Holstein fungirte, als Visitatoren nach Rostock gesandt.

Nach fleißiger Erforschung des Standes des Hauses und seiner Bewohner im Zeitlichen und Geistlichen removirten sie den Herrn Johannes von Iserloen, der bis dahin dem Hause löblich vorgestanden hatte, wegen Kränklichkeit und aus anderen dringenden Ursachen und setzten dafür als Rector und Vater denjenigen ein, auf den die einstimmige Wahl der Brüder gefallen, nämlich den ehrbaren Herrn Nicolaus von Deer.[2] Es war der rechte Mann, der das Haus in fünfundzwanzigjähriger Regierung zur höchsten Blüthe brachte. Gleichzeitig aber bezeugten die Visitatoren, daß sie „eine lobenswerthe Genossenschaft gefunden, welche im Herrn wohl gefallen könne." Nicht um eigentliche Fehler, sondern nur um menschliche Gebrechlichkeit kann es sich also gehandelt haben. Um aber dieser „menschlichen Schwäche zu begegnen, welche zum Falle immer geneigt ist", stellten sie für die Genossenschaft etliche Regeln auf, die schon erwähnte Charta charitatis.

„Wir ermahnen alle Brüder", heißt es in dieser Liebesregel, „daß sie Männer des Friedens, der Nächstenliebe und der Eintracht seien und jegliche Gelegenheit fliehen, welche irgendwie den Frieden stören, die Liebe verletzen und die Eintracht verscheuchen könnte, auf daß

[1] Jostes, Johannes Veghe, Vorrede XXVI; Reichling, Murmellius 28. 52.
[2] Urk. 9; Jahrbb. 4, 230.

Gott, der Urheber und Liebhaber des Friedens, unter ihnen wohne". „Kein Bruder, ausgenommen der Vater (nämlich der Rector) und der Procurator, soll Geld aufbewahren oder zum eigenen Nutzen verausgaben ohne besondere und ausdrückliche Erlaubniß des Vaters." „Der Vater und die Senioren sollen fleißig auf die Eigenschaften der Cleriker achten, welche sie aufnehmen, ob sie auch solche seien, von denen man Hoffnung hegen dürfe, daß sie Fortschritte machen und dem Hause zum Nutzen gereichen, indem gute Anlagen und Rechtschaffenheit aus ihnen hervorleuchten. Der Novizenmeister soll die Novizen und jene, welche Aufnahme gefunden, fleißig belehren, damit sie sich als Liebhaber jeglicher Tugend erweisen, gehorsam, sittsam, behutsam und nüchtern in ihren Worten, züchtig bei den Brüdern, vor allem und in allem aber als solche, die die heilige Demuth lieben, eine Tugend, welche zwar für jedes Alter empfehlenswerth, von den Jüngeren aber als Pflicht gefordert wird. Wer immer aus ihnen erfunden wird als Widersacher des Gehorsams, als Knecht der Leidenschaften, als halsstarriger Mensch, als Störer der brüderlichen Liebe und Verächter der Zucht, der soll auf keine Weise ungeahndet davon kommen; er soll vielmehr auf Anordnung seines Magisters oder des Rectors entsprechend gestraft werden." „In heiligem Wetteifer sollen die Brüder in Beobachtung der klösterlichen Zucht um den Preis ringen, in treuer Liebe, in Demuth und Sittsamkeit, in jeglicher Tugend und guter Sitte sich besser bewähren wollen wie die übrigen, damit nach den Worten des hl. Ambrosius die Jugend, geschmückt mit dem Eifer für Tugend, eingehen möge in das bewährte Alter".[1]

Herrliche Lehren, deren Beobachtung nothwendig die Liebe und Bewunderung aller guten Menschen gewinnen mußte; und daß sie wirklich in Rostock befolgt wurden, erkennen wir aus der Geschichte des Conventes bis zu seinem Untergang.

Was die Rostocker Fraterherren noch besonders verehrungswürdig machte, war die bienenartige Thätigkeit, welche in ihrem Hause herrschte. Da ging keiner müßig; jeder arbeitete nach seinen Kräften, nach den Gaben, welche er besaß. „In Gemeinschaft, ohne Eigenthum sollten sie leben und sich das Nothwendige durch ihrer Hände Arbeit verdienen." Das schrieb ihnen in Uebereinstimmung mit den Gewohnheiten ihrer übrigen Häuser der postulirte Bischof von Schwerin, Herzog Balthasar, in seiner bischöflichen

[1] Urk. 9; Jahrbb. 4, 228. — [2] Urk. 10; Jahrbb. 4, 234.

Verordnung vom Jahre 1476 vor;[1] darnach lebten sie auch. Ihre Laienbrüder trieben allerhand Künste und Handwerke. Ihre Cleriker beschäftigten sich mit Abschreiben guter Bücher und betrieben mindestens seit 1475 eine blühende Buchdruckerei, an die sich Buchbinderei und Buchhandel anschlossen. Andere wirkten als Schulmeister für die Kinder der Armen, andere als Seelsorger und Beichtväter für die Scholaren der Universität. Thätig war jeder, wenn auch jeder in anderer Weise. Jeder sollte sein Brod durch seine Arbeit verdienen. Betteln und Terminiren war ihnen verboten.

Dieses Verbot des Bettelns ist ein unterscheidendes Kennzeichen für die Brüder geworden; keineswegs aber stehen sie dadurch den Mendicanten, den Söhnen des hl. Franziscus und Dominicus, die beide in Rostock vertreten waren, feindlich gegenüber. Nein, „im mystischen Leibe Christi", sagen so schön die Rostocker Priester Mundt und Culemann in der schon erwähnten Stiftungsurkunde von 1462, „gibt es eben verschiedene Classen von Menschen, welche zu verschiedenen Berufsarten bestimmt sind: einige vertreten das Geschäft der Augen — sie sollen auf die übrigen schauen und sie durch ihr Ansehen leiten; andere das Amt der Zunge, indem sie eifrig Gottes Lob und den ihm schuldigen Dank verkünden; andere verwalten das Amt der Hände durch Pflege der Kranken und Austheilung von Almosen; andere das Amt der Füße, indem sie bald hier, bald dahin gehen, um alles Nothwendige zu beschaffen."[2] Die Fraterherren hatten sichtlich den Beruf, das thätige Leben Christi durch ihr Beispiel der Welt vor Augen zu stellen, während die Bettelorden besonders die Armuth des Sohnes Gottes in ihrem Leben verwirklichen sollten. Wie verschieden auch beide religiöse Familien waren, so hatten doch beide die heilige Aufgabe zu erfüllen, Christus ähnlich zu werden und der Welt Christi Beispiel lebendig vor Augen zu stellen — eine Aufgabe, welche sie nur dann erfolgreich lösen konnten, wenn sie nicht sich, sondern Christus und das Heil der von ihm Erlösten, jede in ihrer Weise und auf dem ihr eigenthümlichen Wege suchten.

Wie sehr die Schüler des frommen Gerhard Groot ihre Aufgabe begriffen hatten und auch lösten, geht schon daraus hervor, daß n ihren Schulen nicht blos die eine Zeitlang vernachlässigten

[1] Urk. 10; Jahrbb. 4, 234. — [2] Urk. 1; das. 4, 211.

lateiniſchen Claſſiker gepflegt wurden,[1] ſondern daß aus denſelben auch Männer hervorgingen, in denen die ganze Bildung des Humanismus mit lebendigem Glauben und praktiſcher Frömmigkeit vereint war, Männer wie der Cardinal Nicolaus von Cuſa, Rudolf Agricola, Rudolf von Langen, Ludwig Dringenberg und vor allen Alexander Hegius, deſſen ſchöner Wahlſpruch lautete:

„Deine Gebote, o Chriſte, zu halten iſt wahrhafte Freiheit,
Niemand iſt wahrhaft frei, wer Dir nicht dienet, o Jeſu,
Niemand zu herrſchen verſteht als Jeſu getreueſter Diener.“[2]

Betrachten wir, wie die Roſtocker Fraterherren ihre Aufgabe zu erfüllen ſtrebten.

3. Pädagogiſche und litterariſche Beſtrebungen der Brüder.

Zwei Wege waren den Fraterherren durch ihre ganze Entwickelung vorgezeichnet, auf denen ſie Chriſti Werk hienieden vollbringen ſollten: die Schule für die Armen und die Pflege der claſſiſchen Wiſſenſchaft für die Gelehrten. Eigentliche Seelſorge, die Predigt, Spendung der Sacramente, war nicht ihre Aufgabe. In Roſtock, wo ſie nicht ohne große Schwierigkeiten die Befreiung von der Jurisdiction des Pfarrherrn von St. Jacobi durchgeſetzt hatten, ward ihnen wohl geſtattet, die Sacramente zu ſpenden, die Todten ihrer Communität auf einem eigenen Kirchhofe zu begraben, auch an gewiſſen Feſttagen vor Perſonen beiderlei Geſchlechts Gottesdienſt zu halten und Opfer anzunehmen, aber die Predigt war ihnen ausdrücklich unterſagt worden, jedenfalls um den Beſuch der nahen Pfarrkirche, das rechtmäßige Band zwiſchen dem Pfarrer als eigentlichem Seelenhirten und den Pfarrkindern nicht zu beeinträchtigen. Für die Vergünſtigungen, welche den Brüdern zu Theil geworden, hatten ſie dem Pfarrer von St. Jacobi ein Capital von 100 Mark Sundiſch, welches im Dorfe Bieſtow eingetragen war, abtreten müſſen.[3] Man darf nicht unberechtigten Eigennutz des Pfarrclerus

[1] Vgl. Ullmann, Reformatoren vor der Reformation. 2, 111 ff.

[2] Libertas summa est tua, Christe, facessere iussa,
Nemo est ingenuus, nisi qui tibi servit, Jesu,
Nemo est qui regnet, famulus nisi fidus Jesu.
Murmellii Comm. in Boethium, fol. 66.

[3] Urk. 5, 11, 13, 16; Jahrbb. 4, 21[a], 239, 243, 250.

in dieser Cession wittern, denn ein Capital von 100 Mark repräsentirt nur eine mäßige Entschädigung für die ausfallenden Gebühren.

Die regelmäßige Predigt beim öffentlichen Gottesdienst, d. h. beim Hochamt, war also den Brüdern untersagt. Dennoch unterliegt es keinem Zweifel, daß sie auch in Rostock nach den Gewohnheiten ihrer Genossenschaft zu außergewöhnlichen Zeiten sogenannte Collationen, predigtartige Vorträge, hielten, denen alle beiwohnten, die ihrer Sorge untergeben waren, vielleicht auch andere. Solche Collationen sind die von Dr. Jostes edirten Predigten des Johannes Veghe.

Ihr eigentliches Arbeitsfeld war jedoch ein anderes, war zunächst der Unterricht der Armen. Wo immer sie sich befanden, suchten sie die Kinder der Armen um sich zu versammeln. Diese Kinder „zu geistlichen Pfeilern" zu erziehen, d. h. sie zu bilden, daß sie in der Religion wohl begründet waren, bezeichneten sie noch 1525 in einem offenen Briefe als ihre Hauptaufgabe.[1] Ihr Unterricht bestand zunächst in Lesen, Schreiben, Singen und Religion. In der Religion spielte die hl. Schrift und das Leben der Heiligen eine Hauptrolle; hieß doch ihr oberster Grundsatz: „Das Fundament, die Wurzel deines Studiums und der Spiegel deines Lebens sei das Evangelium Christi, dann erst das Leben und die Lehren der hl. Väter." Von ihren Schulen schlossen die Brüder niemand aus, mochte er arm oder reich sein, zum geistlichen oder weltlichen Stande sich berufen fühlen; aber zunächst waren sie für die Armen bestimmt. Gelehrter Unterricht wurde in einzelnen Fraterhäusern ertheilt; aber das war Ausnahme, gewöhnlich wurden nur die Elemente des Wissens gelehrt.[2]

In Rostock gab es bereits eine Reihe von gelehrten Schulen, als die Brüder sich dort niederließen. Die vier Pfarrschulen waren lateinische Schulen, in denen die Bürgersöhne das lernten, was sie für ihre künftige Laufbahn als Kaufleute oder Gelehrte bedurften. Auch mit der Universität war ein Pädagogium verbunden, in welcher Knaben den Vorbereitungsunterricht empfingen. Die Rostocker Brüder hatten also gar keine Ursache zur Errichtung einer weiteren gelehrten Schule, sie begründeten vielmehr ihrer Gewohnheit gemäß eine deutsche Schule, in der wiederum zunächst die Armen in Lesen und Schreiben der Muttersprache, in Singen und Religion unterrichtet wurden. Noch während des Klostersturmes im

[1] Delprat, Die Brüderschaft des gemeinsamen Lebens. 95. — [2] Das. 98

Jahre 1534 wurden die Brüder vom Stadtrath verpflichtet, die deutsche Schule, die sie von Altersher gehalten, weiter zu führen; deswegen „scholden se einen godtsaligen düdeschen Scholemeister holden, nicht der herna de junge jöget (Jugend) thor Papisterye verleidede, sondren in Gades früchten opertöge (aufziehe)".[1] Die Brüderschule befand sich in einem eigenen Hause neben dem Klosterthore in der Altbüttelstraße.[2] Zwei der Genossenschaft angehörige Schulmeister oder Scholaren sind dem Namen nach bekannt: Johannes Zlisow und Johannes Tunae; eine Urkunde, welche 1488 in den Thurmknopf der Klosterkirche geborgen und hundert Jahre später gefunden wurde, hat dieselben der Nachwelt aufbewahrt.[3]

Die Sorge für die Kinder der Armen genügte jedoch dem Seeleneifer der Brüder nicht; sie wollten nach des Apostels Beispiel allen alles werden, wollten zumal die studirende Jugend auf gute und gesunde geistige Bahnen leiten. Das war sicherlich das edle Motiv, von dem die Brüder und auch der Schweriner Bischof, Herzog Balthasar, geleitet wurden, als letzterer den Fraterherren das Recht verlieh, nicht nur ihre Hausgenossen, die Laienbrüder, sondern auch „die Cleriker, Studenten und Scholaren, welche die Schule besuchten, Beicht zu hören und sie unter Auferlegung einer heilsamen Buße von ihren Sünden loszusprechen, selbst von jenen Sünden, welche der bischöflichen Autorität vorbehalten waren, ebenso einfache und minder wichtige Gelübde, wenn sie solche gemacht hätten, in andere Werke der Frömmigkeit zu verwandeln und ihnen überhaupt, so oft es nöthig erfunden wurde, oder sie es aus Frömmigkeit begehrten, alle kirchlichen Sacramente zu spenden."[4]

Mit diesem Rechte hatten die Fraterherren, so weit sie dem Priesterthume angehörten, einen Wirkungskreis gefunden, der völlig ihrer Geschichte und ihren Neigungen entsprach, und der ihnen volle Freiheit gab, für das Seelenheil der jugendlichen Scholaren in Rostock nach Kräften zu wirken. An Eifer und Liebe zu einer so herrlichen und einflußreichen Aufgabe wird es den frommen Söhnen Groot's nicht gefehlt haben und deswegen auch nicht an den entsprechenden Früchten.

---

[1] Gryse, Historia van der Lere, Leuende vnd Dode M. Joachimi Slüters. Rostock 1593. Bl. L. — [2] Jahrbb. 4, 18. — [3] Das. 21. — [4] Urk. 10; das. 236.

Die Früchte ihrer pädagogischen Thätigkeit können wir nicht weiter verfolgen, denn die Jahrhunderte, und mehr noch die Reformation, haben sie verwischt; hoffentlich schauen wir sie dereinst im Himmel. Von ihrer litterarischen Thätigkeit aber, die vor Gott vielleicht nicht minder verdienstlich war als die pädagogische, besitzt die Gegenwart noch Denkmäler genug in den herrlichen Büchern, welche aus ihrer Druckerei in Rostock hervorgegangen sind.

Die Hauptbeschäftigung der Brüder war stets die Vervielfältigung guter Bücher gewesen. Aus der Schaar junger Cleriker, welche Gerhard Groot zum Abschreiben guter Bücher um sich gesammelt hatte, war sogar die Genossenschaft der Brüder vom gemeinsamen Leben erwachsen. In keinem Fraterhause fehlte deswegen der librarius (Bibliothekar), der scripturarius (Schönschreiber), der rubricator (derjenige, der die Initialen ausmalte, die Ueberschriften einfügte) und der ligator (Buchbinder). Zum Abschreiben war jeder Bruder verpflichtet, so daß die Brüder des gemeinsamen Lebens in einzelnen Gegenden sogar Brüder von der Feder hießen.[1]

Wann die Fraterherren eine Presse in Rostock aufstellten, ist noch nicht ermittelt. Man nahm bisher an, daß dem thatkräftigen Rector Nicolaus von Deer, den Veghe an Stelle des kränklichen Johannes von Iserloen 1475 einsetzte, dieses Verdienst zuzuschreiben sei, weil 1476 das erste mit Jahreszahl bezeichnete Buch aus der Druckerei hervorging, nämlich die Divinae institutiones des Lactantius. Aber eine ganze Reihe von Büchern sind ohne Jahreszahl und Druckort erschienen, die nach den Typen zu urtheilen, Erzeugnisse der Brüder sind. Wahrscheinlich wurden manche noch vor 1476 gedruckt, und deshalb wäre es nicht unmöglich, daß die Presse der Rostocker Fraterherren die älteste am Ostseestrande ist. Nur Lübeck erhebt den Anspruch noch früher wie Rostock einen Buchdrucker in seinen Mauern gehabt zu haben, den Lukas Brandis de Schaß.[2] Aber dessen erster Druck, das Rudimentum novitiorum, stammt von 1475, und zwei Jahre früher war Brandis noch in Merseburg.

Für uns wiegt diese Frage der Priorität nicht schwer. Mögen die Fraterherren die ersten oder die zweiten gewesen sein, das schmälert nicht das Verdienst, welches sie sich um die Wissenschaft erworben haben. Es ist nicht so lange her, daß man als Thatsache annahm: die Geistlichen seien Feinde der neuen Kunst gewesen. Noch im vorigen Jahrhundert erlaubte sich der mecklenburgische Consistorialrath Masch

[1] Delprat 94; Falk, Druckkunst im Dienste der Kirche. 12. — [2] Jahrbb. 4, 37.

gerade in Bezug auf den Lactantius die Bemerkung: „Da sonst die Mönche und Geistlichen die Erfindung der Druckerei ihres Vortheils wegen mit scheelen Augen angesehen, ... so ist das Buch ein Beispiel, daß die Mönche in Rostock selbst um diese Zeit eine eigene Druckerei in Rostock gehabt haben."[1] Heute ist die gebildete Welt über solch Vorurtheil hinaus. Sie weiß, daß die Rostocker Fraterherren bis zu den Zeiten der Reformation keine Anfechtung wegen ihrer Druckthätigkeit erlitten. Ja, sie weiß, daß nicht in Rostock allein, sondern überall, selbst in Rom, die Geistlichen eifrige Förderer der neuen Kunst waren. Mit Recht waren die Fraterherren stolz auf ihre Thätigkeit als Drucker. In einem jener Werke, die 1476 aus ihrer Presse hervorgingen, nämlich in den Predigten des Dominikaners Johannes Herolt, Sermones discipuli de tempore genannt, lobten sie am Schlusse ihre Kunst als „Meisterin aller Künste zum Nutzen der Kirche" und von sich selbst rühmten sie, daß sie „nicht durch das Wort, aber durch die Schrift predigten."[2] In einem andern Werke, den Tagzeiten der Lübecker Kirche, das 1478 aus ihrer Werkstatt hervorging, sprachen sie sogar ihre patriotische Freude darüber aus, daß nicht das gelehrte Italien, sondern Deutschland den Ruhm der Erfindung der Ars impressoria habe:

Inventum tamen esse suum Germania jactat,
Quod doctam Italiam non reperisse pudet.[3]

Die zahlreichen Bücher, welche in ihrer Officin entstanden, vertrieben die Brüder selbst und verbanden nach der Sitte der Zeit mit ihrer Druckerei einen ausgedehnten Buchhandel. Auch eine Buchbinderei befand sich in ihrem Hause, in welcher die Bücher vollständig zum Gebrauche hergerichtet wurden. Die Brüder hatten sogar eine gedruckte Preisbestimmung für diese Arbeiten.[4]

Der Rahmen dieser Blätter würde weit überschritten werden, sollten die zahlreichen Bücher hier Würdigung finden, welche seit dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts die Presse der Fraterherren verließen.[5] Zwei Classen derselben darf man unterscheiden, jene, welche in lateinischer, und jene, welche in der heimischen Sprache der Niedersachsen erschienen. Die lateinischen Bücher waren natürlich für die

[1] Masch, Beyträge zur Geschichte merkwürdiger Bücher. II. Stück. Bützow und Wismar. 1769. S. 68. — [2] Jahrbb. 4, 45. — [3] Das. 50. [4] — Das. 37 Rostocker Etwas 1740, 538.

[5] Das ist hinlänglich geschehen durch Wiechmann und Dr. Hofmeister in dem dreibändigen Werke: Mecklenburgs altniedersächsische Literatur, und in den verschiedenen Jahrgängen der meckl. Jahrbücher.

Gelehrten berechnet; ihr Zweck war Förderung des religiösen Lebens unter den Studirenden, Vertheidigung der Kirche und ihrer Lehren; auch Hilfsmittel für die Prediger, sowie Breviere und Meßbücher finden sich darunter. Die niedersächsischen Bücher dagegen waren für das Volk bestimmt, sollten demselben zur Belehrung, Erbauung, auch Unterhaltung dienen.

Unser Interesse wird am meisten in Anspruch genommen durch die nicht kleine Reihe von volksthümlichen Schriften, welche dem Fraterhause in Rostock entstammen. Glückliche Entdeckungen vermehren ihre Zahl noch immerfort. Das älteste und zugleich umfangreichste niedersächsische Werk der Brüder — wenn es überhaupt im Fraterhause gedruckt wurde, worauf freilich die Typen hinweisen — ist ein Passionale oder Lebensgeschichte der Heiligen.[1] Neben demselben vergaßen die Brüder nicht eine Auslegung der zehn Gebote, eine Art Beichtbuch oder Katechismus. Ferner sorgten sie für Gebetbücher. Nur ein Fragment eines derselben, wahrscheinlich „De spеygel der dogede" (Spiegel der Tugenden) ist noch erhalten.[2]

Auch ächte Volksbücher druckten die Michaelisbrüder, wie sie in Rostock nach ihrem Gotteshause vielfach genannt wurden. Da findet sich die Zerstörung Troja's von Guido von Columna, eine Geschichte Alexander des Großen, die Geschichten: von den sieben weisen Meistern, von der Meerfee Melusine, von der geduldigen Griseldis, Erzählungen zur Erklärung der zehn Gebote, „der Seelen Trost" genannt.[3]

In diesen Büchern kam der körnige Humor der Niedersachsen oft genug zur Geltung; ihr eigentliches Ziel aber war sichtlich Belehrung in den irdischen Dingen und erlaubte, edle Unterhaltung. Doch waren religiöse Unterweisungen in ihnen durchaus nicht ausgeschlossen; im Gegentheil, schon die Luft, die in ihnen wehte, war eine christliche, und manche ernste Wahrheit wurde in denselben im Gewande schlichter Erzählung dem Volke nahegelegt. Hier ein Beispiel.

In der „Historia van den souen (sieben) wysen meysteren" sagt die Einleitung: „Um in kurzem zu wissen, was in diesem Buche enthalten, soll man merken, daß in diesem Buche berühret werden wahrhaftige Historien, die geschehen sind in Vorzeiten, nun aber in einem geistigen Sinne ausgelegt werden, um uns damit von der Sünde zu ziehen und zur Besserung unseres sündigen Lebens. Die erste handelt von dem Kaiser Poncianus; der hatte einen Sohn, geheißen Diocleſianus; den wollte seine Stiefmutter

[1] Wiechmann, 3, 98 ff. — [2] Jahrbb. 22, 225 ff — [3] Wiechmann, 3, 79 ff.

zu Tode bringen, darum weil er nicht ſündigen wollte." — „Unter Poncianus, dem Kaiſer", heißt es dann weiter in der ‚geiſtlichen Ausdeutung' der Hiſtoria, „iſt zu verſtehen ein jeder Chriſtenmenſch, der einen eigenen Sohn hat, nämlich die Seele. Dieſe ſoll er in die Lehre geben den ſieben Weiſen, d. i. den ſieben Werken der Barmherzigkeit, welche ihn lehren ſollen, wie er zu Gott kommen mag. Aus Rom, d. i. aus der Eitelkeit dieſer Welt, machen ſie ein Wohnzimmer, und in demſelben malen ſie ihm die ſieben Haupttugenden: Gerechtigkeit, Weisheit, Stärke, Glaube, Hoffnung, rechte Liebe zum ewigen Gute und Keuſchheit. Dieſes Gemälde ſollſt du anſehen früh und ſpät. Die Stiefmutter, welche begehrte, daß der Jüngling ſündige, iſt der Leib. Er begehrt, daß die Seele nach des Leibes Luſt lebe. O Leid, das ſo manchem Menſchen durch die unordentliche Liebe ſo reichlich zu Theil wird! Die Boten ſind die böſen Gedanken, welche der Seele geſendet werden. Der Sternenhimmel iſt die heilige Schrift; der eine Stern, den du anſchauſt, iſt die göttliche Gerechtigkeit" u. ſ. w.[1]

In ſolcher Weiſe wurden die Brüder von der Feder in Roſtock wahre Volkslehrer, wenn auch gar manche Hiſtoria vor dem Richterſtuhl der Geſchichte nicht beſtehen konnte. Das verſtanden ſpäter in den bitteren Religionskämpfen die Männer der Reformation nicht mehr, und Mißverſtändniß und Bitterkeit werden wohl jenem Manne die Hand geführt haben, der in ein Baſeler Paſſionale von 1514, das ſich auf der Roſtocker Univerſitäts-Bibliothek befindet, das Urtheil einzeichnete: „Ditt Js Datt Olde Loegen Boek[2]."

Noch von einem andern Geſichtspunkte aus erregen dieſe niederſächſiſchen Volksbücher der Roſtocker Fraterherren unſer Intereſſe. Sie zeigen nämlich die ſchlichten Religioſen nicht blos als Volkslehrer, ſondern als Verehrer und pietätvolle Pfleger der deutſchen Mutterſprache. Während die Anhänger des jüngeren Humanismus die deutſche Sprache als Barbarei verachteten und verbannten, ja großes Verbrechen darin fanden, wenn z. B. der Magiſter Heverlingh von der Roſtocker Hochſchule den Juvenal in der Mutterſprache interpretirte[3], da ließen die Brüder nicht Streitſchriften, ſondern ächte Volksbücher und Predigten in deutſcher Sprache erſcheinen, ohne aber damit die claſſiſchen Studien verwerfen zu wollen.

[1] Wiechmann 3, 67 ff. — [2] Daſ. 103

[3] Hamelmanni Opera Genealogico-Historica de Westphalia etc. Lemgoviae. 1711. p. 293.

Durch solch vielseitiges Wirken haben die Brüder vom gemeinsamen Leben unstreitig verdient, den Wohlthätern Rostocks beigezählt zu werden, zumal Rostocks Name durch sie weit und breit zu Ehren kam. Denn ihre Bücher, eben so viele Samenkörner des Guten und Edlen, wanderten auch in die benachbarten, sprachlich verwandten Lande, nach Mecklenburg, Lübeck, Holstein, Schleswig, ja noch weiter, selbst zu den Dänen und Norwegern, sogar zum fernen Island.

4. Ein Stück Culturkampf aus dem 16. Jahrhundert.

Die stille, aber segensreiche Thätigkeit der Brüder vom gemeinsamen Leben erlitt eine plötzliche und gewaltsame Unterbrechung durch den damaligen Culturkampf, die Reformation.

Luther's Lehre wurde erst seit 1523 in der St. Petrikirche verkündet. Diese Kirche war ihres Pfarrers beraubt; mehrere Bewerber stritten um dieselbe. In dieser Zeit bestellte Herzog Heinrich, der den schönen Namen „der Friedfertige" führt, den Schulmeister an der Pfarrschule von St. Petri, M. Joachim Slüter, einen Priester, zum Caplan der verwaisten Kirche. Die Stadt bestritt dem Herzog das Besetzungsrecht. Auch seitens der kirchlichen Behörden scheint Slüter nie Bestätigung gefunden zu haben, freilich auch keine energische Zurückweisung, denn der postulirte Bischof von Schwerin, Magnus, war noch ein Knabe, der unmündige Sohn eben des Herzogs Heinrich[1]. Bezeichnend ist die Nachricht, daß der Herzog dem M. Slüter auf Empfehlung des M. Konrad Pegel die Caplaneistelle verliehen habe[2]. Pegel aber war der Erzieher des künftigen Bischofs Magnus, ein Anhänger des neuheidnischen Humanismus, der mit dem Glauben der Kirche schon vor Luther's Auftreten völlig in Widerspruch gerathen war.

Unter solcher Protection konnte Slüter ruhig sein neues Evangelium in Rostock predigen, zumal auch alle unzufriedenen Elemente, an denen Rostock in jener Zeit reich war, und die verschiedentlich durch lange und blutige Aufstände gezeigt hatten, wessen sie fähig waren, sich um den neuen Prediger schaarten.

Die Fraterherren blieben dem alten Glauben treu; von keinem derselben vernimmt man, daß er sich den Neuerern angeschlossen. In dieser Hinsicht waren sie eins mit der ganzen Geistlichkeit und selbst mit den besitzenden Klassen in Rostock. Aber an dem Kampfe, der sich

[1] Vgl. Lisch, Die Pfarrer zu St. Petri in Rostock; Jahrbb. 3, 84 ff.; Krabbe, Universität Rostock 2, 367. — [2] Rostocker Etwas 1739, 182.

naturgemäß auf der Kanzel entspann und der vielfach wohl auf der Straße und in den Schenken fortgesetzt wurde, betheiligten sie sich schon deswegen nicht, weil sie keine eigentlichen Prediger waren. Selbst auf dem ihnen eigenthümlichen Gebiete griffen sie in sehr bescheidenem Maße ein durch die Herausgabe von Büchern, die, weil theilweise lateinisch gedruckt, nicht einmal fürs Volk bestimmt waren. Trotzdem macht ihnen der Geschichtschreiber der Rostocker Reformation, der alte Prädikant Nicolaus Gryse, den Vorwurf, daß sie 1526 des „Erzpapisten" Dr. Eck's Enchiridion locorum communium adversus Lutheranos herausgegeben hätten, „welckes ock alhyr in disser Stadt dorch de Frater-Mönneke in S. Michaelis-Kloster gedrucket und yderman tho handen gekamen ys[1]". Gryse hätte auch die weitere Anklage gegen sie erheben können, daß sie ein Jahr später eine dänische Controversschrift gegen „des Ketzers Hans Michelsen von Malmoe Brief" druckten[2].

Das ist so ziemlich alles, was wir bis 1531 von den Brüdern wissen. Ohne sich um die religiösen und politischen Streitigkeiten jener Tage viel zu kümmern, setzten sie ruhig ihre gewohnte Thätigkeit fort. Ja, man möchte sogar glauben, daß sie dieselbe beschränkten, um nicht am Streit theilnehmen zu müssen. Ganz anders machte es Ludwig Dietz von Speier, der damals auch eine Druckerei in Rostock besaß und die Brüder weit überflügelte. Er druckte alles, was ihm vorkam, katholische, reformirte, lutherische, anabaptistische Schriften, den Reineke Fuchs und das Buch vom Frauenglück. „Ihm war das Drucken", urtheilt Buchwald sehr richtig, „nicht wie dem gelehrten Barckhusen oder Marschalk (zwei Typographen, die vor Dietz in Rostock neben den Brüdern druckten) Sache wissenschaftlichen Strebens oder wie den Brüdern Sache religiöser Empfindung — ihm war es einfach bürgerliche Erwerbsquelle. Seine Seele ließ er seine Seele sein und sorgte für sie nach seinem religiösen Gewissen (oder auch nicht!) — der Inhalt der Bücher ging ihn nichts an, der Druck nährte ihn und die Seinen."[3] Die Brüder waren nicht so weltklug und geschäftsgewandt wie Dietz, und das gereicht ihnen sicherlich nicht zur Schande.

Das Lutherthum war in diesen neun Jahren zu einer Macht erstarkt. Das verdankte es hauptsächlich dem Dr. Johann Oldendorp, der 1526 als Syndicus der Stadt und Professor des kaiserlichen Rechts

[1] Gryse, Historia. Bl. E. — [2] Jahrbb. 4, 58.
[3] Buchwald, Zur Bildungsgesch. des endenden Mittelalters. 185.

von Greifswald berufen worden. Nicht Katholiken, sondern seine Glaubensgenossen schildern ihn als „ein Männlein, klein an Gestalt, aber groß an Schalkheit“[1], als „einen mächtig gelehrten und beredten Mann“, „an dessen Leben aber nicht viel zu rühmen ist“[2], als einen Mann, der „von Natur ein aufrührerisch und unstilles Gemüth“ hatte.[3] Frühzeitig hatte sich Oldendorp den Freunden Luther's beigesellt, und durch ein besonderes Ereigniß wurde er fast unauflöslich mit ihnen verbunden und der katholischen Kirche verfeindet. Er hatte nämlich in Greifswald den Ehebund geschlossen mit Sophia Lotz, trennte sich später wegen Ehebruchs von derselben und heirathete eine zweite Frau, namens Anna.[4]

Das war der Mann, von dem der Geschichtschreiber der Rostocker Universität urtheilt, daß er „in jener bewegten Zeit den Gang der Ereignisse wesentlich bestimmt habe“.[5] Durch seine Stellung als Syndicus war er der geborene Rathgeber des Senats. Als solcher „flößte er dem Rathe die Liebe zum Lutherthum und zu dessen Ausbreitung ein und mahnte ernstlich, die päpstlichen Mißbräuche abzustellen. Unzweifelhaft“, fügt der lutherische Chronist hinzu, „verdankte der größte Theil des Rathes es seinem Einfluß, daß er der göttlichen Gnade (nämlich Luther's Lehre) Folge leistete[6].“ Wo Worte nicht halfen, kamen immer rechtzeitig drohende Volksmassen, welche in unzweideutiger Weise den Weg zum Lutherthum zeigten. So wußte das schlaue Männlein sich allgemach zum Herrn der Situation zu machen.

Aeußerst gelegen kam noch, daß 1530 in Lübeck, auf das alle Hansestädte schauten, der alte conservative Rath, das Bollwerk der katholischen Sache, durch eigene Fehler stürzte und dafür des Demagogen Wullenwever Gestirn aufging. Jedem einsichtsvollen Rostocker mußte damals klar werden, welch große Gefahr dem alten Rath und auch der alten Kirche drohte. Die Rathmannen verkannten die Lage der Dinge keineswegs. Sie suchten sich zu halten, indem sie geschehen ließen, was sie nicht ändern zu können glaubten. Dadurch geriethen sie auf die schiefe Ebene, und gar bald scheuten sie aus lauter Politik vor offenbaren Eingriffen in die Regierung der

[1] Joh. Berchmann's Stralsundische Chronik. Herausg. von Mohnike und Zober. 1833, S. 46. — [2] Reimar Kock's Lübecker Chronik zum Jahre 1533.

[3] Kantzow's Chronik von Pommern. Herausg. von W. Böhmer. Stettin 1835. S. 210. — [4] Wiechmann a. a. O. 1, 126. — [5] Krabbe 2, 374.

[6] Bacmeister, Hist. Eccl. Rostoch., in Westphalen, Monum. ined. 1, 1559.

Kirche nicht zurück. Um so leichter wurde ihnen das, weil sie schon früher kirchliche Rechte mißachten gelernt hatten. Prädikanten wurden berufen und der Wirkungskreis der katholischen Priester eingeschränkt.

Dieses zahme Vorgehen genügte jedoch den entschiedenen Anhängern des Reformators Slüter und des Syndicus Oldendorp nicht. Ein Pöbelaufruhr mußte am 1. April 1531 den Rath auf bessere Wege bringen. Von da ab gab es keinen Halt mehr. Der katholische Gottesdienst wurde gewaltsam eingestellt, das Kirchengut mit Beschlag belegt, die Priester in die Klöster gesperrt. Als selbst Herzog Heinrich dem Aufruhr in Rostock anscheinend drohend entgegentrat, setzte der Rath die Stadt in Kriegsverfassung; die Straßen wurden durch Ketten gesperrt, Kanonen auf dem Markt aufgefahren.[1] Nur heimlich konnte von da ab in Rostock Messe gelesen werden.

Noch vor dieser Proscription des öffentlichen Gottesdienstes hatten die Fraterherren die Toleranz der Neuerer zu verkosten bekommen. 1529 erfuhr Luther „von redlichen Leuten aus Lübeck, daß etliche Lolbrüder (so nämlich nannte der Reformator unsere Brüder vom gemeinsamen Leben) des Emsers Testament in sächsischer Sprache zu Rostock in den Druck geben." Emser war bekanntlich Luther's Todfeind, sein neues Testament dem Reformator besonders verhaßt, weil die Anmerkungen desselben gegen die neue Lehre gerichtet waren. Darum schrieb Luther am Sonnabend nach Katharina 152 an Heinrich von Mecklenburg und bat unterthäniglich: „E. F. G. wollen dem Evangelio Christi zu Eren und den Selen zur Rettinge solchen Druck nicht gestatten, angesehen das wo solcher Druck durch E. F. G. Vergunst oder Nachsichten ausgienge, mochte der Sathan hernachmals E. F. G. grossen Rumor und Beschwerd machen, als hatten sie solchen grossen Schaden der seelen bewilligt, damit das sie es nicht hatten verhindert, da sie wol noch Raum und Zeit gehabt." Auch die kurfürstlichen Räthe wandten sich von Torgau an den Herzog, um ihn zur Verhinderung des gefürchteten Druckes „zur Verhütung des verdammlichen Irrthums, so aus solcher des Emser's verkerten Meinunge folgen möchte", zu veranlassen.[2]

So suchte man seitens der Neuerer jede Lebensregung des Katholicismus zu unterdrücken: die Predigt, das Anhören der Messe,

[1] Gryse, Bl. H. 4; Latomi Genealochron. Megalop., in Westphalen Monum. ined. 4, 464; Franck, Altes und neues Mecklenburg 9, 154.

[2] Luther's Brief, sowie derjenige der sächsischen Räthe, abgedruckt in Rostocker Etwas 1741, 353 ff.

ſelbſt der Druck der hl. Schrift mit katholiſchen Anmerkungen — alles ſollte dem Gemeinwohl Gefahr bringen.

Luther's Bitte hatte Erfolg, denn der Roſtocker Rath verbot den Druck. Es war das ſicherlich Dr. Oldendorp's Werk. Die Brüder ſcheinen eine Zeitlang geruht zu haben; aber wohl auf Herzog Albrecht's Veranlaſſung ſetzten ſie den Druck ſpäter doch fort, ſo daß derſelbe 1532 nahezu vollendet war. In jenem Jahre nämlich weilte Bruder Johann van Holt, der einzige Fraterherr, deſſen Name als Drucker überliefert wurde, im Auftrage des damaligen Rectors Martin Hillemann „wegen Herausgabe des Druckes" bei Herzog Albrecht — ein Beweis, daß dieſer katholiſch gebliebene Bruder Herzog Heinrich's bei der Fortſetzung des Werkes nicht unbetheiligt war. Am Hofe dieſes Fürſten, der in fortwährendem Zwiſt mit Herzog Heinrich dem Friedfertigen lag, und der den Syndicus Oldendorp, welchen ſein Bruder Heinrich für einen „redlichen, frommen und ehrliebenden Chriſten" erklärte,[1] als Meutemacher und Haupt der Aufrührer in ſeine Gewalt zu bekommen ſuchte,[2] wurde Bruder Johann Mitwiſſer von Rathſchlägen, die „dem Dr. Oldendorp, Syndicus des Ehrſamen Rathes zu Roſtock, und in Folge deſſen der ganzen Stadt zum Schaden Leibes und der Güter gereichen möchten." So wenigſtens lauten die Worte der Urfehde, die ſichtlich von Oldendorp abgefaßt und von den Brüdern nur unterſchrieben wurde.

Bei ſeiner Heimkunft theilte Bruder Johann ſeinem Rector die vernommenen Anſchläge mit. Beide aber beobachteten, wie das in der Natur der Dinge lag, der Stadtobrigkeit gegenüber völliges Stillſchweigen. Auf welche Weiſe Dr. Oldendorp Wiſſenſchaft von der Sache erlangte, iſt unbekannt; ſicher iſt jedoch, daß wegen dieſes Stillſchweigens und weil ſie „gegen das ernſtliche Gebot des Ehrſamen Rathes ſich mit der Druckerei des Emſer'ſchen Teſtamentes ungehorſamlich erzeigt hatten", Bruder Johann van Holt ins Gefängniß, der Rector Hillemann aber in Hausarreſt gelegt wurden. Beide mußten Urfehde ſchwören; die verbotener Weiſe gedruckten Exemplare wurden confiscirt und vernichtet.[3]

---

[1] Jahrbb. 24, 161.

[2] Wahrhaffitige entſchuldinge Doct. Johann Oldendorp, Syndict tho Roſtock. Wedder de mortgirigen vprorſchen ſchandıdichter vnd falſchen klegere. 1533. Bl. 36.

[3] Die Urfehde der Brüder: Urk. 22; Jahrbb. 4, 261; vgl. daſelbſt S. 23.

Nicht alle Exemplare dieser interessanten Bibelübersetzung fielen der Zerstörung anheim. 1731 tauchte in Reimmann's Katalog ein Exemplar auf, um dann wieder zu verschwinden. Erst 1878 sind Bruchstücke in einem Einband auf der Rostocker Universitäts-Bibliothek und dann ein vollständiges Exemplar in der kgl. Bibliothek in Stuttgart gefunden worden. Der Titel trägt die Jahreszahl 1530, wahrscheinlich das Jahr des Holzschnittes. Auf dem Stuttgarter Exemplar bringt das Titelblatt in rother Farbe den Vermerk: pro usu fratris Laurentii..... Das letzte Wort ist unleserlich, dürfte aber wohl „Foss" gewesen sein, denn in Urk. 24, Jahrbb. 4, 265 wird Laurentz Foss als „Frater der ghem einen samelinge des gadeshuses tho St. Michael tho Rhostock" genannt. Diese niedersächsische Ausgabe ist keine bloße Uebersetzung des Emser'schen hochdeutschen Textes, sondern eine genaue Revision desselben nach der Vulgata, so daß diese Ausgabe mit vollem Recht als eigene und selbständige Arbeit der Brüder angesehen werden darf. Sie schließt ab mit der Apostelgeschichte. Wahrscheinlich hatten die Brüder den Gedanken an Herausgabe der übrigen Bücher aufgegeben, da sie, von zahlreichen Feinden umgeben, täglich Verrath fürchten mußten. Die Befürchtung traf ja thatsächlich ein.[1]

Das folgende Jahr 1533 brachte einen neuen Sturm. Wie die Jahrbücher für mecklenburgische Geschichte besagen, wurde es damals „mit der Ausrottung des Papismus völliger Ernst."[2] Priester und Mönche suchten die Urkunden und Kleinodien ihrer Gotteshäuser zu retten. Der Rector Martin Hillemann hatte die Monstranz versetzt, Geld und Kleinodien theils in der Kirche, theils auf dem Heuboden und im Keller versteckt. Das war natürlich „gegen Vorschrift und Willen des Rathes" geschehen, der es ja selber in Verwahr nehmen wollte. Darum bemächtigte sich der Rath des Rectors und ließ ihn im Dominikanerkloster einlegen. Nachdem er so mürbe gemacht worden, mußte er mit sämmtlichen Brüdern Urfehde schwören, da alle Bürgen, die er schon früher gestellt hatte, ihm die Bürgschaft gekündigt hatten. In der Urkunde hierüber gelobte er, daß er die Monstranz wiederum für die Kirche herbeischaffen, über das Geld und die Kleinodien aber, welche „ick bauen myne eede" versteckt, Bescheid und Antwort geben wolle, auch ohne Wissen des Rathes

[1] Jahrbb. 44, 53; Wiechmann, 3, 199 ff.; Allgem. deutsche Biogr. 61. Lfg. S. 2; Petzholdt, Neuer Anzeiger für Bibliogr. 1878, Nr. 10 und 12.

[2] Jahrbb. 4, 24.

weder heimlich noch offenbar die Stadt verlassen werde.[1] Sämmtliche Urkunden und Schätze nahm dann der Rath in Verwahrung.[2]

Wenn Hillemann gezwungen wurde zu bekennen, daß er „bauen myne eede," gegen seine Gelübde, die Sachen versteckt habe, so hat das jedenfalls den Sinn, daß er bei Antritt seines Amtes hatte schwören müssen, die Güter des Hauses treu zu bewahren und nicht zu entfremden. Die Rostocker werfen ihm nur vor, was sie selbst zu thun beabsichtigten.

Die Schule der Fraterherren hatte bis dahin keine Anfechtung erlitten, wohl weil Oldendorp anderweitig zu sehr beschäftigt war. Aber die Wichtigkeit derselben verkannte er keineswegs. Darum wurde 1534 ein neuer Klostersturm inscenirt. Den Franziskanern in St. Katharinen wurde bedeutet: „Nachdem sie lange Zeit mit dem Namen pauperes sine defectu (Arme ohne Mangel) wären beläftigt gewesen, so solle nun in der That und Wahrheit erkläret werden, daß es ein rechtes Bettelkloster für christliche arme Personen sein und bleiben solle; deshalb sollten sie nehmen, was ihnen wäre, ihren Stab in ein anderes Kloster setzen und sich nach einem anderen Herrn umsehen."[3] Das Kloster ward Armenhaus, und die Ordensmänner, welche der Kirche treu blieben, wurden gewaltsam vertrieben.[4]

In das Johanniskloster der Predigermönche wurden die vier Stadtschulen gelegt. „Auf des christlichen und berühmten Juristen Dr. Oldendorpii Antrieb hat E. E. Rath die zerstreuten Parochialschulen in eins zu ziehen angefangen."[5] Die Dominikaner fügten sich theilweise und blieben noch lange im Kloster trotz der Schule wohnen, ein andrer Theil der Brüder zog von dannen.[6]

Glimpflicher verfuhr der Rath mit den Fraterherren. Vielleicht wollte man ihre Schule nicht zerstören, weil sie der Stadt kein Geld kostete. Man befahl ihnen einfach, wie Gryse meldet, daß sie „einen gottseligen deutschen Schulmeister halten sollten, nicht einen solchen, der die Jugend zur Papisterei verleite, sondern der sie in Gottesfurcht auferziehe."[7] Gegen dieses Machtgebot des Rathes gab es keinen Widerspruch.

Um aller Gefahr der Verführung zum Papstthum ein Ende zu machen, wurden auch die Klippschulen, d. h. Privatschulen aufgehoben. „Wäre jemand," ließ der Rath verkünden, „der da Deutsch,

[1] Urk. 23; Jahrbb. 4, 264. — [2] Urk 24; das. 265. — [3] Gryse, Bl. L. — [4] Boll, Gesch. Mecklenburgs. 1, 216. — [5] Rostocker Etwas 1742, 181. — [6] Daselbst. — [7] Gryse, Bl. L.

Schreiben, Lesen und Rechnen begehre recht zu lernen, der mag morgen früh zu St. Michael kommen, dort soll er des Rathes Verordnung und guten Bescheid finden." [1] Die Pfarrschulen blieben nach wie vor lateinische Schulen, die Bruderschule aber eine deutsche.

Die Aufhebung der Privatschulen war jedenfalls der härteste Schlag für den Katholicismus in Rostock. Dadurch wurde es den meisten Eltern unmöglich gemacht, ihre Kinder im katholischen Glauben zu erziehen. Freilich, lutherisch wurden sie deshalb noch lange nicht, ungeachtet aller Gewaltmaßregeln des Rathes, der sogar das Anhören der Messe in den benachbarten, noch katholischen Dörfern unter Strafe verbot. Noch 1540 klagte der vom Rathe berufene Rechtslehrer Hegendorf: „Bei den Erwachsenen unseres Jahrhunderts habe ich nur sehr wenig Hoffnung, daß sie dem Evangelium und seinen Verkündern ihre Zuneigung und ein dankbares Gemüth weihen werden; darum muß man die Jugend vor dieser schrecklichen und schmachvollen Undankbarkeit auf jegliche Weise bewahren. Nothwendig ist deswegen, daß man in den öffentlichen Schulen das Wort Gottes fleißig und ernstlich lehre, damit so die Jugend das göttliche Wort besser verehre und seine Verkündiger würdiger und freigebiger behandle." [2]

Hegendorf wird von den Verfassern des „Etwas" als „ein vernünftiger und gelehrter Mann, als Feind der päpstlichen Irrsale und Betrügereien, als Liebhaber der reinen evangelischen Wahrheit" gepriesen.[3] Seine obigen Worte sprechen für sich selbst.

Oldendorp's Gewaltherrschaft nahm auch ein Ende. Er, der alles zu leiten sich unterfangen, verstand schließlich nicht einmal sein Haus zu regieren. Heimlich floh er 1534 nach Lübeck, und als seine Anhänger seine Rückkehr forderten, antwortete er: „Gern sei er bereit nach Rostock zurückzukehren, wolle man sein Haus gegen den Prädikanten Valentinus sicher stellen; derselbe habe sein Haus fleißig besucht und heimliche Handlung mit seiner Frau gehabt; er wolle ihm zwar nichts böses beimessen, aber sein Haus sei unruhig gemacht und üble Nachrede entstanden, der er besser aus dem Wege gehe." [4] — Der Prädikant Valentinus ist wohl kein anderer als Valentin Korte, ein ehemaliger Franziskaner, der in Rostock das Ordenskleid von sich geworfen hatte, um Luther's Evangelium zu predigen und ein Weib zu nehmen. Für Dr. Oldendorp wäre es sicher besser gewesen, wenn er der Zucht des Klosters nie entronnen wäre.

[1] Gryse, Bl. L. — [2] Rostocker Etwas 173[8], 29. — [3] Das. 18.
[4] Waitz, Lübeck unter Jürgen Wullenwever. 1, 194.

Der häusliche Unfriede war jedoch nicht der einzige Grund von Oldendorp's Flucht; seine ganze Stellung in Rostock war unhaltbar geworden. In Lübeck fand er Aussichten, die ihm besser behagten, einen größeren Wirkungskreis. Das unruhige Männlein wurde bald die Seele all der weit ausschauenden Unternehmungen des Bürgermeisters Wullenwever, die den ganzen Norden mit Waffen und Kriegsgeschrei erfüllten. Aber die kriegerischen Unternehmungen in Dänemark mißglückten; die Lübecker schätzten sich glücklich den unrühmlichen Frieden zu Stöckelstorf (1535) zu erlangen, und Wullenwever's Haupt fiel schließlich durch Henkershand. Der schlaue Oldendorp zog den Kopf rechtzeitig aus der Schlinge, suchte sogar seinen Frieden mit Wullenwever's Feinden zu machen; aber sein Einfluß war gebrochen. Bald darauf zog er nach Köln, dann nach Marburg, wo er als Professor und Rath des Landgrafen Philipp von Hessen bis zum Jahre 1567 lebte.

Auch Rostock hatte Oldendorp in die „Grafenfehde" mit Dänemark hineingezogen. Bürgermeister und Rathmannen hatten widerstrebt, aber Oldendorp, nie um Mittel verlegen, hatte den Pöbel aufgereizt; die Widerstrebenden wurden abgesetzt oder ins Gefängniß geworfen. Als alles verloren war, wurden sie zwar wieder eingesetzt, aber die Folgen verschwanden nicht so schnell. Die Kriegsschulden drückten schwer, der Handel lag darnieder, und der Frieden, den Lübeck längst erlangt hatte, mußte erst 1537 von den Dänen erkauft werden.[1]

Kurz und bündig charakterisirt der bekannte Historiker Barthold die Folgen der Unternehmungen Wullenwever's und Oldendorp's: „Der Norden war umgestaltet, das Lutherthum befestigt, aber der Bürger seufzte fortan unter dem Soldatenjoche, die freien Bauern sanken in des Adels hündische Leibeigenschaft, und die deutsche Seemacht mit der Herrschaft der Hansa war für immer dahin."[2]

5. Die letzten Fraterherren.

Wie armselig auch die politische Lage Rostock's sich in Folge der kriegerischen Wirren gestaltet hatte, so trugen doch die Katholiken einen kleinen Gewinn davon. Die Radikalen mußten weichen, und es kamen gemäßigtere Elemente ans Ruder, welche, der Gewalt abhold, ihnen wenigstens gestatteten in Frieden auszusterben. Viel-

[1] Waitz 3, 341 ff.

[2] Barthold, Geschichte der deutschen Seemacht, in Raumer's histor. Jahrbuche. 3. Folge, Jahrg. 2, 99 ff.

fache Hetzereien der Prädikanten riefen kaum eine Aenderung hervor. Manchmal schien es sogar, als ob Bürgermeister und Rathmannen noch katholische Anwandlungen hätten. Oft kam das freilich nicht vor. Wie groß der Umschwung der Dinge war, läßt sich aus den Geschicken der letzten Fraterherren in Rostock entnehmen.

Merkwürdig ist besonders, daß man ihnen zeitweise sogar die Verwaltung ihres Eigenthums zurückgab. 1542 bekennen Martin Hillemann, der Rector, der Senior Heinrich Bureke und acht Geistliche, daß sie alle Kleinodien, Siegel und Briefe, welche der Ehrsame Rath „unsem gadeshuse thom besten" in Verwahr genommen hatte, unverändert und unverringert zurückempfangen haben. Nur räumen sie für den Fall des Verkaufes dieser Sachen dem Rathe das Vorkaufsrecht ein.[1] Noch im Jahre 1557 disponirten sie über Eigenthum des Hauses und veräußerten Hebungen und Güter.[2]

Als jedoch im nämlichen Jahre die Fraterherren — und als solche werden genannt Heinrich Arsenius, der Verweser des Gotteshauses, die Priester Johannes von Wesel und Johannes von Zütphen, sowie der Bruder Gerhard Dunkhorst — den Rostocker Bürger Bernhard Kron zum Conservator bestellten unter der Bedingung, daß sie, so lange sie lebten, das Eigenthum genießen, und selbst wenn Fratres der Brüderschaft aus fremden Orten nach Rostock kämen, solche zum Genusse des Eigenthums zugelassen werden sollten,[3] gab es Weiterungen mit dem Rathe. Denn längst betrachtete sich derselbe als wahren Eigenthümer und die Brüder nur als Nutznießer.

Welche Maßregeln der Rath einschlug, ist unbekannt, aber 1559 mußten Arsenius und seine zwei Mitbrüder Johannes von Zütphen und Gerhard Dunkhorst — auch letzterer wird als Priester bezeichnet, hatte also in den letzten zwei Jahren irgendwo die Handauflegung durch einen Bischof empfangen — bekennen, daß Bernd Kron nur zu ihren Lebzeiten „ihr Conservator und Beschützer" sein und bleiben, nach ihrem Tode aber das Kloster in das Eigenthum der Stadt übergehen solle. „Nachdem wir in fleißige Betrachtung genommen", sagen die Fraterherren, „wie sich alle Dinge verändern und welch beschwerlichen Zustand es in jetziger Zeit mit der Geistlichkeit hat, die von Tag zu Tag abnimmt und in Verachtung geräth, so zwar, daß man nicht anders vermuthen kann, als daß es mit unserm Fraterkloster auch bald ein Ende nehmen wird, und weil

[1] Urk. 24; Jahrbb. 4, 265. — [2] Urk. 25; das. 266. — [3] Urk. 26; das. 267.

Digitized by Google

wir dasſelbe mehrentheils durch Almoſen, welche wir binnen und außerhalb der Stadt Roſtock von frommen, gottesfürchtigen Leuten erbeten und bekommen haben, anfänglich fundirt und mit unſeren eigenen Händen aufgebaut haben, ſo iſt es auch unſer Wille und Meinung, daß ſolch Fraterhaus hinfort und zu ewigen Tagen bei der Stadt Roſtock ſein und bleiben ſoll." So lange aber einer der Fraterherren am Leben, behalten ſie ihm „die jährlichen Einkünfte und Rente, desgleichen die freie Behauſung und Wohnung" vor. Auch beurkundeten ſie, daß ein Ehrbarer Rath wiederum treulich gelobte, „ſo es ſich in zukommenden Zeiten anders in der Religionsſache begebe, wie man nicht wiſſen kann, was der allmächtige Gott in der Zukunft thun will, und die Geiſtlichen wiederum einen Umſchlag bekommen, daß er dann treulich und fleißig helfen will, damit alles, was dem Fraterhauſe innerhalb der Stadtmauern an Wohnungen, Buden, Renten und Briefen gehörte, wiederum zu ſeiner Freiheit und Poſſeſſion kommen ſoll. Das will ein ehrbarer Rath fleißig fördern und keineswegs verhindern." [1]

Bernhard Kron ſtrengte gegen dieſe Uebertragung an die Stadt einen Prozeß beim Reichskammergericht an, der 1566 bei Kron's Tod einſchlief. Der Roſtocker Rath aber nahm aus dieſem Prozeß Veranlaſſung, 1560 in ziemlich ſchroffer Weiſe ſein Eigenthumsrecht zu beweiſen. Dem Verweſer Heinrich Arſenius wurden nämlich die Schlüſſel des Hauſes abgenommen, aber auch ſofort wieder überliefert mit dem Bedeuten, Gedanken der Alienation fortan nicht zulaſſen zu wollen. [2]

Im nämlichen Jahre noch machte der Rath Gebrauch von dem Eigenthumsrecht, indem er in den leer ſtehenden Räumen des Fraterkloſters ein Pädagogium einrichtete. Ausdrücklich aber erklärte der Rath, daß „euch M. Arſenius, in eurer Wohnung kein Abbruch und im Garten keine Gewalt widerfahren ſoll; auch ſoll euch an euren Renten und Einkünften, ſowie nothdürftiger Unterhaltung kein Abbruch geſchehen." [3] Arſenius hatte ſich vorher ſchon einwilligend erklärt.

Als 1565 die Univerſität abbrannte und wenig ſpäter das Dominikanerkloſter von den Landesfürſten abgeriſſen wurde, um Steine zu einer Zwingburg für die Roſtocker zu gewinnen, wurden auch die Sitzungen des Conſiliums der Univerſität in den Reventer des

[1] Urk. 27; Jahrbb. 4, 271. — [2] Urk. 28; daſ. 273. — [3] Urk. 29; daſ. 278.

Fraterhauses verlegt. 1568 wurde die Kirche zum Lectorium der Theologie eingeräumt; dagegen protestirte M. Arsenius vergeblich.[1]

Es läßt sich nicht verkennen, daß die Stadt bei allen diesen Gelegenheiten mit einer gewissen Milde und Billigkeit gegen die Brüder, besonders gegen den letzten derselben, M. Heinrich Arsenius, verfuhr. Die gewinnende Persönlichkeit dieses letzten Fraterherrn, mit dem die Geschicke des Klosters so viele Jahre verknüpft waren, wird wohl nicht ohne Einfluß auf die Verfahrungsweise des Rathes geblieben sein.

Heinrich Pauli, Arsenius genannt, weil in der Gegend von Arssen in Westphalen geboren, kam noch vor dem Klostersturm 1534 nach Rostock. Der Begründer der Jahrbücher, der verdienstvolle Dr. Lisch, nennt diesen Mann „ein wahres Musterbild eines Bruders vom gemeinsamen Leben".[2] Das ist nicht zu viel gesagt, denn aus dem Munde seiner protestantischen Zeitgenossen, mit Ausnahme der Prädikanten, ertönte nur das Lob dieses katholischen Priesters.

Als Arsenius nach Rostock kam, war das blühende Verlagsgeschäft der Brüder bereits zerstört, ihre Druckerei brach gelegt, ihre Schule protestantisirt. Als einziger Wirkungskreis stand dem jungen Fraterherrn nur noch die hohe Schule offen, deren alte Magister ausnahmslos der Kirche die Treue bewahrt hatten. Aber nicht diese äußere Veranlassung allein wird es gewesen sein, welche den jungen Geistlichen antrieb, sich 1534 bei der Universität inscribiren zu lassen,[3] mehr noch wird die Liebe zur Wissenschaft die Triebfeder gewesen sein. 1539 am Tage der hl. Agatha wurde er von einem der edelsten Magister, dem Priester Egbert Harlem, zur Magisterwürde erhoben. Bald darauf übernahm er die Leitung der Himmelspforte, einer Vorbereitungsschule für die Universität.[4] In dieser Stellung waren die römischen und griechischen Classiker das Gebiet, auf welchem sich der humanistisch gebildete Fraterherr bewegte. „Das ist besonders bemerkenswerth an diesem Manne," meinte der berühmte Humanist Johannes Caselius, „daß er in seiner Mußezeit nie vom Studium der alten griechischen Kirchenväter abließ; dafür bin ich selber Zeuge, und das bestätigen auch die Bücher, welche ich von den Erben erworben habe."[5]

---

[1] Rost. Etwas 1739, 408. — [2] Jahrbb. 4, 35, Note 5. — [3] Rostocker Etwas 1740, 14. — [4] Chytraei Oratio de vita Burenii 152; Rost. Etwas 1739, 601 ff. — [5] Caselii epp. ad Reccium 176.

Die griechische Sprache liebte er so überaus, daß er noch am Abende seines Lebens, 1571, durch Vermittelung seines Freundes, des M. Posselius, sich zum Lesen eines griechischen Autors erbot. Um die lutherischen Eiferer Rostocks zu beruhigen, versprach er sogar, in seine Vorlesungen nichts Theologisches einfließen zu lassen. Es scheint auch, daß man seine Bitte gewährte, so daß er bis zum Ende seines Lebens dem Jugendunterrichte obliegen konnte. Privatvorlesungen zu halten, hatte Arsenius wohl nie aufgehört, denn im Prediger-Archiv von Rostock heißt es ausdrücklich, daß er in Vereinigung mit M. Johannes Posselius den Studenten im Pädagogium solche gehalten habe.[1] Dieses Pädagogium, die sog. Himmelspforte, war sein erstes Arbeitsfeld gewesen, und auch später noch suchte man den verdienten Mann dort festzuhalten. Als nämlich 1563 durch den sogenannten Concordienvertrag die alten Irrungen zwischen den Landesfürsten und der Stadt beigelegt wurden und beide Theile sich als Patrone der Universität anerkannten, wurde ausdrücklich bestimmt, daß „M. Arsenius, ob er wol eines hohen Alters, nicht fürbey gegangen, sondern von wegen eines E. E. Rathes im Pädagogio, Porta cœli genannt, nebenst M. Joanne Posselio, für einen Magistrum oder Praesidentem Regentialem die Zeit über seines Lebens, oder so lang ihm selbst dasselbe gelegen, vnd er solchem Ambt Leibes Vermügenheit halben wird obseyn können, geduldet und keines Wegs removirt werden."[2]

Größere Anerkennung konnte in jener Zeit religiöser Unduldsamkeit einem katholischen Priester nicht leicht werden; denn das blieb Arsenius bis zum letzten Hauche seines Lebens. Eben sein entschiedener Katholicismus scheint aber auch Ursache gewesen zu sein, daß obige Bestimmung der Formula Concordiae nicht ins Leben trat. „Es scheint", sagt der Herausgeber jener gelehrten Zeitschrift des vorigen Jahrhunderts, welche unter dem Titel: ‚Etwas von gelehrten Rostock'schen Sachen' erschien, „wenn man die alten Protocolle nachsieht, daß es hiermit nicht zu Stande gekommen sey, aus keiner anderen Ursache, als weil er ein zu eifriger Papist gewesen und geblieben ist. Am Ende des Jahres 1563 ward er darüber besprochen; aber er entschuldigte sich, daß er in

[1] Archiv. Minist. Rostoch. tom. X. p. 8; Rost. Etwas 1739, 443

[2] Ein Abdruck der Formulae Concordiae in „Urkundliche Bestättigung der Herzoglich Meckl. Gerechtsame über dero Akademie zu Rostock". Beil. 58.

Religionssachen nicht nachgeben könne, weil es wider sein Gewissen laufe." [1]

Ob nicht sogar die Fürsorge, welche Fürsten und Rathmannen für den alten ehrwürdigen Fraterherrn trafen, den Zorn der Prädikanten erregt hatte? Lisch meint zwar: „Selbst als Arsenius in der eifrig protestantischen Stadt noch lange als die letzte Ruine eines alten großen Baues dastand, wagte niemand, den würdigen Mann mit der tiefen stillen Trauer anzutasten und zu verletzen." [2] Aber es scheint, als ob Lisch die Prädikanten des 16. Jahrhunderts nicht gekannt habe. Im ‚Rostocker Etwas' wird nur leise angedeutet, was 1568 vorging: „Zu gleicher Zeit (also nach seiner Ernennung zum Regens der Himmelspforte durch die Formula Concordiae) klagte das Ministerium (nämlich die Gesammtheit der Prädikanten) über ihn, daß er, ohngeachtet aller Erinnerung, bey seinem Aberglauben bleibe und gesagt habe, er wolle in der Gemeinschaft der Römischen Kirchen bleiben, so lange er ein Glied regen könne. Er habe auch eine Köchin gehabt, welche er im Papstthum gestärkt, auf dem Todtbette keinen lutherischen Priester zu sie kommen lassen, und nachdem sie gestorben, aus dem Kirchspiele, darin sie Todes verblichen, in seine Höhle (d. i. ins Fraterkloster) bringen und daselbst heimlich bei Nacht beerdigen lassen. Das Protocollum Rectorale D. Buckii von 1563—1564," fügt das ‚Etwas' hinzu, „handelt hiervon ausführlicher." [3]

Neben anderen Prädikanten war es besonders der Schweriner Simon Pauli, der sich Mühe gab, Arsenius zum Lutherthum zu bekehren, aber „er blieb hartnäckig in seinem Irrthum." Das Rostocker Prediger-Archiv glaubt auch die Ursache der Hartnäckigkeit des Fraterherrn zu kennen: „Deswegen wurde ihm die wahre Lehre hassenswerth, weil einige von der Kanzel der St. Jacobikirche herab ihn angriffen und gleichsam mit den Fingern auf ihn deuteten," [4] — „was ich selbst bisweilen in den Predigten gehört habe," fügt Lukas Backmeister in seiner Rostocker Kirchengeschichte hinzu. [5]

Haß, wie die Prädikanten wähnten, fand aber in der Seele eines wahren Christen, wie M. Arsenius war, keine Stätte. Dafür bürgt auch das Wort seines Freundes Caselius, der als Protestant lebte und als protestantischer Professor in Helmstädt 1613 starb. Caselius fällte nämlich in einem Briefe, in welchem er zunächst die

[1] Rostocker Etwas 1739, 442. — [2] Jahrbb. 4, 28.
[3] Rostocker Etwas 1739, 444. — [4] Archiv. Minist. Rostoch. X. 8.
[5] Bacmeister, Hist. Eccl Rostoch. p. 1562.

Verdienste des M. Arnold Burenius feierte, folgendes Urtheil: „Zu derselben Zeit und am selben Orte lebte Heinrich Arsenius, ein Mann, der sich dem Ordensleben geweiht hatte. Er war ihm (nämlich Burenius) in jenen Stücken, welche ich besprochen, vielleicht nicht ganz ebenbürtig, übertraf ihn aber in manchen. Oftmals unterredete er sich mit mir in dem Garten, den er bebaute, über die einschneidenden Streitfragen unsers Jahrhunderts, welche jedermann beklagen, niemand aber bessern kann.“[1] Caselius war gewiß ein guter Zeuge, vielleicht der beste; denn niemand kannte durch langjährigen Umgang Arsenius so gut wie er, etwa Possellius ausgenommen, der mit ihm in der Himmelspforte Unterricht ertheilt hatte. Caselius aber wußte nichts von Haß; er weiß nur, daß Arsenius die religiösen Streitfragen beklagte und sie gerne aus der Welt geschafft hätte, wenn es möglich gewesen. Herrliches Lob spendete ihm auch Nathan Chyträus, ein Rostocker Professor und Zeitgenosse, in seiner Rede über Leben und Tod des Burenius. Er nannte Arsenius einen Mann, „der den Studien unabläßig ergeben war, sich nie änderte, sich vielmehr stets gleich blieb, der allen nach Vermögen gefällig war und niemandem zu nahe trat, der selbst bis zum hohen Greisenalter jugendliche Frische bewahrte.“ Für die Wahrhaftigkeit seines Urtheils berief sich Chyträus in der Rede selbst auf das Zeugniß der anwesenden Studenten, von denen viele ihn noch gekannt hatten.[2] Die Rede wurde 1578, nach Arsenius' Tod gehalten.

Wie Arsenius gelebt hatte, so starb er auch. In der Stille wurde er von seinen Glaubensbrüdern, den wenigen noch übrigen Rostocker Katholiken in der Klosterkirche zum hl. Michael begraben. Das geschah 1575, kurz vor dem Feste des hl. Martinus.[3]

Mit Arsenius wurde der letzte bekannte und hervorragende Rostocker Geistliche in die Erde gebettet, der letzte der Fraterherren, die ein Jahrhundert hindurch wahre Bildung und Aufklärung verbreitet, den Ruhm der Stadt Rostock gemehrt hatten. Rostock hat ihnen kein Denkmal gesetzt, hat sogar die Kirche der Brüder, die Ruhestätte so vieler guter und gelehrter Männer, zum Zeughaus, zum Kornspeicher, zum Wollmagazin gemacht. Aber „die Gerechten leben ewiglich und im Herrn ist ihr Lohn, und die Obsorge für sie bei dem Höchsten!“ (Weish. 5, 16.)

[1] Caselii Epist. ad Reccium. 176.
[2] Nath. Chytraei Oratio de Vita Burenii. 152.
[3] Archiv. Minist. Rost. X. 8; Rostocker Etwas 1739, 603.

Die katholische Kirche braucht sich dieser Männer nicht zu schämen. Wenn sie schon zur Zeit des Verfalles — und als solche bezeichnen ja moderne Historiker vielfach die Zeit vor der Reformation — solche Männer hervorgebracht hat, einen M. Heinrich Arsenius, den selbst Gegner als „ausdauernd und eifrig, friedlich und würdig, rein im Wandel und fest im Glauben, gelehrt und bis zum Ende seines Lebens voll Liebe zu den Wissenschaften und zur Natur" schildern,[1] welche Männer muß sie dann in den Tagen der Blüthe erzeugt haben? Hätte Arsenius sich während seines Lebens dem Lutherthume zugewandt, er würde heute als Zierde und Ruhm desselben gepriesen werden.

Noch ragen Kloster und Kirche der Fraterherren als Monumente einer geschwundenen Zeit empor. Doch wo einstens die Brüder friedlich wirkten und nach geistlicher Vollkommenheit strebten, wo sie voll emsigen Fleißes die hl. Schriften, die Kirchenväter, die Classiker zum Heile der Mitmenschen abschrieben, wo sie die Lettern zusammenfügten, die Geisteswerke der Alten und der Zeitgenossen mittelst der Presse vervielfältigten und so den ganzen deutschen Norden, ja selbst Skandinavien mit dem Lichte der Wissenschaft erfüllten, wo die Kinder der Armen zusammenkamen, um aus dem Munde demüthiger Jünger des Heilandes das Gebot der Liebe Gottes und der Menschen, sowie die weltlichen Künste und Wissenschaften zu lernen — dort schaltet jetzt der Kaufmann und sucht Schätze aufzuspeichern, die doch endlich von Rost und Motten verzehrt werden. Traurig schauet drum die alte, entweihte Kirche mit ihren zugemauerten gothischen Fenstern auf die moderne Welt hernieder, denn „gewichen ist von der Tochter Sion all ihr Glanz." (Klagel. 1, 6.)

[1] Jahrbb. 4, 28.

Digitized by Google

Fra Giovanni Angelico Fieſole.

Sein Leben und Wirken.

Zur

fünften Säcularfeier ſeines Geburtsjahres.

Von

Sebaſtian Brunner.

Frankfurt a. M. und Luzern
Druck und Verlag von A. Foeſſer Nachfolger.
1887.

Motto: „Wer wandelt nicht mit Freuden in den Hallen
Zu Florenz, die gebaut zu Gottes Ruhm?
Erhabne Kunſt, hier iſt dein Heiligthum
Zu Gottes und der Menſchen Wohlgefallen!

Vor allem aber du, Maria Novella,
Und du, San Marco — Himmelsauen,
Wo das Gebet in Bildern iſt zu ſchauen,
Und wo die Wände ſingen: Ave maris stella!

Wie oft denk ich an euch aus fernem Land,
Euch hat Fra Giovanni die Weihe gegeben,
Es ziert die Heiligkeit ſein Künſtlerleben,
Und ſeine Hand war eine Segenshand."

Digitized by Google

Fra Giovanni Angelico Fiesole.

I. Urtheile von Katholiken und Akatholiken über Fiesole's Werke.

Bevor wir eine biographische Skizze von dieser merkwürdigen Erscheinung in der Kunstwelt bringen, wollen wir einige gewichtige Urtheile über die Werke Angelico's vernehmen.

Im 18. Jahrhundert, dem Zeitalter der Herrschaft völligen Unverstandes, was christliche Malerei und Architektur anbelangt — ist Angelico von „berühmten" Reisenden in Italien völlig ignorirt worden.

Der vielgerühmte K. W. von Humboldt hat mit einer ebenso großen Vornehmthuerei als auffallenden Unwissenheit über das italienische Volk und dessen Kunststreben zu einer Zeit geurtheilt, in welcher er den italienischen Boden noch nicht einmal betreten. Er schrieb am 12. October 1795 an Schiller:

„Die große Sucht nach Italien zu reisen, und der Wirbel, der gerade mehrere meiner Bekannten mitreißt, macht mich oft beinahe lachen. Bei so vielen trifft es sehr ein, daß sie in der Ferne suchen, was sie so nahe finden könnten! Mir scheint fast unter allen Ländern Italien dasjenige zu sein, was nur auf die Wenigsten recht wohlthätig wirken kann. Die Hauptsache ist und bleibt doch da. der Kunstgenuß, und wie wenige sind hier so weit, daß sie gerade die Antike zu brauchen, ja nur zu verstehen vermögen. Außerdem bietet dies Land demjenigen, der nicht sehr viel aus sich selber schöpfen kann, nur sehr wenig dar. England und Frankreich und jedes Land, in dem viel Industrie, ein mannigfaltiger Umtrieb der Dinge und Menschen und ein hochcultivirtes bürgerliches Leben ist, gibt auch dem mittelmäßigen Kopf Stoff zum Nachdenken und bereichert ihn

wenigstens mit allerlei Kenntnissen. Italien hingegen muß Leute dieses Schlages sehr leer lassen und gewöhnlich sieht man sie auch eine leere Bewunderung und eitles Geschwätz zurückbringen." — —

Humboldt arbeitet in dieser Weise vom hohen Roß herab über Italien noch eine Weile fort und sagt über die Cultur in Italien: „Sie muß formloser sein als irgend einer anderen Nation und daher äußerst zweckmäßig, gewisse Seiten der Menschheit aus ihr kennen zu lernen."

Daß Humboldt diese, eines Strumpfwirkfabrikbesitzers würdige echt philisterhafte Anschauung über Italien und dessen Culturstufe im Jahre 1795, ohne daß sein Fuß dieses Land berührt, niederschreiben konnte, das wäre noch verzeihlich; daß aber dieser Gutsbesitzer von Tegel 35 Jahre später, nachdem er in Italien gewesen, diesen Schreibebrief nicht zu vernichten gesucht hat, das ist geradezu unverzeihlich.

Daß Goethe durch sein der heidnischen Antike gewidmetes Leben in Italien sich erst recht in einen julianischen Haß gegen das Christenthum hineingehetzt hat, so daß er an den herrlichsten Werken christlicher Kunst daselbst mit Nichtbeachtung oder auch Verachtung derselben vorüberging, ist eine bekannte, von ihm selber (freilich in seiner Weise) eingestandene Thatsache.

Diese Verachtung christlicher Kunst im vorigen Jahrhundert ist eben wie ein böser Nebel durch Europa gezogen.

Von Angelico wurde in Frankreich und Deutschland erst im zweiten Dezennium unseres Jahrhunderts mit einiger Würdigung seiner Werke begonnen. Veranlassung dazu gab der französische Raub der jetzt berühmten Krönung Mariens von Angelico — welches Bild auch nach der Restauration nicht zurückerstattet wurde, sondern im Louvre zu Paris hängen blieb. Wilhelm Schlegel war der erste, der 1817 über das Werk und seinen Meister die Kunstwelt aufmerksam gemacht. Jetzt erst wurde es von Kennern als eine Perle der Kunst gefeiert, wie nie seit der Zeit des Verfalles der Künste in der vorgerückten Periode der Renaissance.

Graf Montalembert sagt in seinem Aufsatz „Ueber den Vandalismus und den Katholicismus in der Kunst" (S. 245):

„Der Name des Johannes Fiesole findet sich fast in keinem jener Werke, welche in den letzten drei Jahrhunderten über die Kunst

geschrieben worden sind. Man weiß nicht, ob man sich über diesen Umstand verwundern, oder ob man ihn beklagen soll; der Ruhm des Mannes, der das Ideal der christlichen Kunst erreicht hat, darf in der That nicht mehr mit jenem Ruhm verwechselt werden, welchen man einem Giulio Romano, Domenichino, Caravaccio und anderen dieser Gattung zuerkannte; es war besser, daß er ganz vergessen wurde, als wenn er mit diesen auf dieselbe Stufe gestellt worden wäre. Kurz nach seinem Tode brach die Fluth des Heidenthums in allen Richtungen über die menschliche Gesellschaft herein: in der Politik durch das Errichten der absoluten Monarchie, in der Literatur durch das ausschließliche Studium der Klassiker, in der Kunst durch die Mythologie des Nackten und den Naturalismus, der die ganze Epoche der Renaissance kennzeichnet. In kurzer Zeit wurde dieser Cultus siegreich, Herr und Meister auf allen Gebieten, und seine erste Sorge war, Menschen und Gegenstände, die das Gepräge des christlichen Geistes an sich trugen, in Mißcredit zu bringen. Fra Angelico hatte die Ehre, mit jenen Säcular-Einrichtungen des Mittelalters, mit jenen frommen und ritterlichen Poesien, welche Europa lange Zeit begeisterten, und mit den heiligen Ueberlieferungen der katholischen Kunst auf dieselbe Linie gestellt, d. h. der Verachtung preisgegeben zu werden. Alles das wurde ja als barbarisch und der Vergessenheit und Mißachtung würdig erklärt und wirklich hat man auf den Befehl der Großmeister seit drei Jahrhunderten alles das vergessen oder verachtet. Jetzt dürfte der Menschengeist an der Grenze seiner langen Irrfahrt angelangt sein — man beginnt die Blüthe des katholischen Zeitalters zu bewundern und zu studiren, und auch unser selig gesprochener Maler erlangt nach und nach wieder seinen Ehrenplatz, welchen ihm seine Zeitgenossen eingeräumt haben."

Görres sagt im 2. Bande seiner christlichen Mystik (S. 156) über unseren Maler: „In der Anmuth und zarten Lieblichkeit, die alle seine Schöpfungen eigenthümlich auszeichnet, läßt sich der Wiederschein einer höheren Schönheit nicht verkennen."

Der berühmte Kunstschriftsteller Marchese,[1] ein Ordensgenosse Angelico's, schreibt über ihn:

[1] Sunto storico del Convento di S. Marco di Firenze p. 62. Marchese lebt noch im Kloster zu Genua; der Schreiber dieses hat den edlen Gelehrten, der sich durch das viele Urkundenlesen die Blindheit zugezogen, wiederholt besucht und sich an der Bescheidenheit und echten Frömmigkeit desselben erbaut.

„Sein Ruhm war weder Geburt noch Reichthum, noch hohe Bekanntſchaften, es war die evangeliſche Vollkommenheit. Daher kam er nicht ein Unbekannter zu Unbekannten, nicht durch die Gunſt der Großen oder durch ſchmähliche Schmeichlerkünſte war er zur Macht erhoben, ſondern durch die Würde ſeiner eigenen Tugend und durch die allgemeine Verehrung ſeiner Mitbürger."

Vaſari, der bekannte Verfaſſer des Werkes über die berühmten Künſtler Italiens, bringt eine Charakterſchilderung Angelico's, wie er ſelbe aus der Ueberlieferung geſammelt. Nachdem er die Einfalt in des Künſtlers Weſen und die Heiligkeit ſeiner Sitten gerühmt, berichtet er:

„Er ging dem Treiben der Welt aus dem Wege, und indem er rein und heilig lebte, war er ein ſo großer Freund der Armen, daß ich überzeugt bin, ſeine Seele wird dem Himmel angehören. Unausgeſetzt übte er die Malerkunſt, er wollte nie etwas anderes als heilige Gegenſtände malen. Er hätte reich werden können, kümmerte ſich aber nicht darum, ſondern pflegte zu ſagen: der wahre Reichthum beſtehe darin, mit Wenigem zufrieden zu ſein. Er hätte über viele gebieten können, aber er wollte nicht, indem er ſagte: es ſei weniger Mühe und weniger Gefahr zu irren, wenn man andern gehorche. Er hätte im Kloſter und außer demſelben Würden erlangen können, aber er achtete dieſe nicht, indem er ſagte: er ſuche keine andere Würde als der Hölle zu entrinnen und ſich dem Himmel zu nähern. Und in der That, welche Würde läßt ſich mit jener vergleichen, welche Ordensbrüder vor allen anderen Menſchen ſuchen ſollen, und die in Gott und einem tugendhaften Wandel zu finden iſt! Er war menſchenfreundlich und mäßig, er lebte keuſch und hielt ſich fern von den Lockungen der Welt. Oft pflegte er zu ſagen: Wer der Kunſt befliſſen iſt, erntet den Ruhm und ſoll ohne aufregende Sorge leben, und wer Chriſti Werke darſtellen wolle, müſſe nur bei Chriſtus ſein. Er war unter ſeinen Ordensbrüdern nie zornig geſehen, in der That etwas Großes, daß es mir faſt unmöglich vorkommt es zu glauben; er hatte die Gewohnheit ſeine Freunde nur mit ſanftem Lächeln zu mahnen. Mit unglaublicher Liebenswürdigkeit ſagte er jedem, der ein Werk von ihm wünſchte,

---

Ein Engländer (Proteſtant) ſchätzte die Schriften Marcheſe's ſo hoch, daß er auf ſeine Koſten eine Prachtausgabe derſelben veranſtaltete. 5 Auflagen ſind ſchon vergriffen.

er ſolle nur erſt den Prior für ſeinen Wunſch gewinnen, an ihm werde es dann nicht ermangeln. Im ganzen war dieſer noch nicht genugſam gelobte Ordensmann in ſeinem Werk und Wort demüthig und beſcheiden und in ſeiner Malerei ebenſo kunſtreich als erbauend, und die Heiligen, die er gemalt hat, haben gewiß eher das Anzeichen eines Heiligen, als die von irgend einem anderen Maler. Er hatte die Gewohnheit, nie ein Gemälde zu verbeſſern und zu überarbeiten, ſondern ließ es immer ſo, wie er es zuerſt geſchaffen; ſo meinte er, ſei es Gottes Wille. Einige ſagen, er ſei nie zur Arbeit gegangen, ohne daß er ſich durch Gebet zum Malen vorbereitet hatte. Das Bild des Gekreuzigten malte er immer unter Vergießung von Thränen, in dem Geſichtsausdruck und in den Geſtalten ſeiner Werke erkennt man die Herrlichkeit der chriſtlichen Religion und ſeine aufrichtige und große Seele!"

Auch bei proteſtantiſchen Kunſthiſtorikern hat Angelico alle Anerkennung gefunden. Rumohr ſagt über ihn:

„Was irgend durch Abgezogenheit von den Lockungen des Lebens zu erlangen iſt: Reinheit des Willens, Erhebung des Gemüthes, innige Vertraulichkeit mit dem Geiſte ungetrübter Liebe, ſolches Alles ward dem frommen Angelico in höchſtem Maße zu Theil." „In den gelungenſten unter ſeinen kleineren Werken erſchöpfte ſich dieſer Künſtler in den mannigfaltigſten Andeutungen einer mehr als irdiſchen Freudigkeit; hingegen enthalten ſeine Mauergemälde häufig Darſtellungen der irdiſchen Bedrängniſſe heiliger Perſonen; obwohl in deren Geberden und Mienen die innere Harmonie über äußere Störungen ſichtlich vorwaltet, nichts die Sicherheit ihrer Hoffnungen, die Feſtigkeit ihres Willens zu erſchüttern ſcheint." „Es war ſein vom Irdiſchen abgezogener Geiſt, welcher unter den Neueren zuerſt den menſchlichen Geſichtsformen ihre volle Bedeutung abgewann und deren mannigfaltigſte Abſtufungen benutzte, ſeinen Darſtellungen eine größere Fülle und Deutlichkeit zu geben. Jene ihm eigenthümliche, an ſich ſelbſt ſeltene und ſchwer hindurchzuführende Seelenſtimmung hat Angelico ſeinen Zeitgenoſſen und Nachfolgern allerdings nicht mittheilen können — aber er weckte und ſchärfte den Sinn für den Reiz und die Bedeutung des Mannigfaltigen in der menſchlichen Geſichtsbildung."[1]

[1] Rumohr, Italieniſche Forſchungen Bd. 2 S. 25 , 254.

II. Wie der Schreiber dieses ein besonderer Verehrer dieses Künstlers geworden ist.

Der Autor meint über Angelico auch aus seinen Erfahrungen einiges mittheilen zu sollen; derselbe ist kein Künstler, sondern nur ein bescheidener Kunstfreund. Vom sel. Angelico hat er verschiedene Male alle jene Bilder betrachtet, die ihm zugänglich geworden. In Florenz findet sich die Mehrzahl seiner Werke im Palazzo degli Ufficii, Pitti, in S. Marco, Maria Novella und in der Akademie der schönen Künste. Was von ihm in Rom, Perugia, Cortona, Orvieto, Parma, Brescia, Turin, Paris, München, Berlin sich zerstreut findet, hat er aufgesucht. Er war zufällig beim Ankauf eines echten kleinen Angelico — auf einer getheilten Holztafel die Stigmatisirung des hl. Franciscus und den Martertod des hl. Petrus, des Dominikaners, darstellend. Das Bild wurde im Auftrage des kunstsinnigen Bischofs Dr. Stroßmayr von Diakovar in Croatien für 5000 Lire gekauft, derselbe hat es der Akademie zu Agram zum Geschenke gemacht. Dem Schreiber dieses gelang es damals in Rom durch entschiedenes Auftreten das Bild aus den Händen eines Restaurateurs zu retten, der sich eben darüber her machen wollte, es zu ruiniren. Es ist dies der einzige Angelico in Oesterreich-Ungarn-Croatien.

Er sah die berühmten Chorbilder in S. Marco zum ersten Male, als die Dominikaner durch die Klosterstürmer noch nicht vertrieben waren, und er unter Beisein des kunstsinnigen Ordenspriesters Alberto Giani diese Meisterwerke mit Muße betrachten konnte, und schrieb damals darüber:

„Man hat es hier mit den ersten Blüthen zu thun, die aus der jungfräulichen Seele des Künstlers aufgesprossen sind. Was für eine wunderbar ergreifende Arbeit! Man kann diese Christus- und Madonnenbilder, diese Engel, diese Apostel und Heiligengestalten nicht ohne innige Rührung anschauen. Da hat kein Unterricht, keine Akademie mitgeholfen, das hat rein nur eine unschuldige Seele in überquellender Frömmigkeit im Bunde mit dem Genie hervorgebracht. Es gibt nichts Zweites. Es sind die ersten Rosenknospen einer gnadenreichen Liebe, die in solcher Innigkeit noch kein Maler in seinem Herzen getragen; in prächtigen Formen ist Angelico von manchem Genius der späteren Zeit überflügelt worden, im heiligen Ausdruck der Unschuld und reinen Gottesliebe steht er schon in dieser

Jünglingsarbeit unerreichbar da. Diese kleinen Bilder sind Gebete in Farben, sie laden zum Beten ein, sie entflammen die Andacht, sie erwecken den Glauben, denn sie sind nur im Glauben, im Gebet, in der Andacht zu Stande gekommen."[1]

Alles, was die früheren Jahrhunderte christlicher Kunst in Andacht und Erhebung, in sinniger Frömmigkeit und aus der Tiefe gläubigen Gemüthes geschaffen, was davon in den Katakomben, in Byzanz, auf den großen Mauerflächen der Campi santi und in den Glasmalereien der Kirchen zu sehen war, das sollte ein Genius in einem Brennpunkte zusammenfassen, bevor die Kunst aus dem Himmel wieder auf die Erde verstoßen wurde; bevor sie aus den Kirchen auszog, um in den Palästen der Reichen den Lüsten derselben zu fröhnen und den finstern Trieben der emancipirten Natur im wieder lebendig gewordenen Heidenthum zu verfallen. Dieser Genius war der selige Bruder Giovanni Angelico. Ihm hat die verklärte Kunst die Palme in die Hand gegeben, und diese ist ihm seither noch nicht entrissen worden. Es hat Maler gegeben, die ihn überflügelten in der Tadellosigkeit der Zeichnung, in der Farbenpracht, in der Perspektive, aber im Reichthum des Gemüthes, in der Tiefe der religiösen Empfindung ist ihm noch keiner gleichgekommen. Keinem ist es noch wie ihm gelungen, die wahre Schönheit der unsterblichen Menschenseele durch die Vermittelung der Kunst aus einem Antlitz spiegeln zu lassen, wie einen Wiederschein. Darum hat er auch um seiner Kunst willen jenen Beinamen erhalten, der seinem Ordensbruder, dem großen Kirchenlehrer Thomas von Aquin, um der Wissenschaft willen gegeben worden war, den Beinamen: Angelico, der Engelgleiche.

III. Die Jugend des sel. Angelico.

Wir werden nun die spärlichen Momente über das Leben Angelico's nach Marchese, dem genauesten Biographen desselben, zusammenstellen. Er wurde 1387 nordöstlich von Florenz, auf den Höhen des Apenninischen Gebirgszuges zwischen Vicomano und

[1] Heitere Studien und Kritiken in und über Italien von S. Brunner. Wien, Braumüller 1866. Bd. 1, S. 68. — Anderes entlehnen wir der Lebensskizze des Seligen, schon früher von uns veröffentlicht in „Kunstgenossen der Klosterzelle. Das Wirken des Clerus in den Gebieten der Malerei, Sculptur und Baukunst." Biographien und Skizzen in 2 Thl. Wien 1863.

Borgo S. Lorenzo in der Provinz Mugello geboren. Der Taufname seines Vaters war Peter, der Zuname ist unbekannt. Als er ins Kloster ging, hieß er Guido oder Guidolino. Den Namen Beato und Angelico erlangte er erst durch die Verehrung, welche ihm die Nachwelt erwiesen.

Ob er außer seinem leiblichen und zugleich Ordensbruder Fra Benedetto, der Miniaturmaler war, noch Geschwister gehabt, ist nicht bekannt. Nach Vasari hatte er Mittel besessen, um auch in der Welt seinen Lebensunterhalt gesichert zu haben. Zudem hätte er durch seine Kunst, die er seit früher Jugend geübt, sich genug erwerben können; doch sein ernster und tugendhafter Sinn suchte im Kloster Zufriedenheit und Ruhe; vor allem wollte er da das Heil seiner Seele wirken, und darum trat er in den Orden des heiligen Dominikus.

Es mögen außer dem Zug seiner frommen Seele auch künstlerische Motive mitgewirkt haben, daß er sich gerade den Orden des heiligen Dominikus gewählt, um sich aus dem klippenreichen Meere und dem Gewoge der aufgeregten Leidenschaften des öffentlichen Lebens zurückzuziehen und im Gottesfrieden der Zelle der Kunst zu dienen.

In Florenz hat der Jüngling die Werke Cimabue's, dessen großen Schülers Giotto († 1336) und der Mitschüler Giotto's gesehen, und die Reime des damals schon in Italien berühmten Meistersängers Dante († 1321) müssen ihm bekannt gewesen sein:

> Erst meinte Cimabue, er sei im Malen
> Der Meister — bis ihn Giotto's Glanz verdunkelt,
> Daß bleich geworden seines Lichtes Strahlen.

IV. Angelico's Vorläufer. Die Künstler im Orden des hl. Dominikus. Maria Novella.

Schon ragte in Florenz zur Zeit der Jugend Angelico's der herrliche Marmor-Campanile, nach Giotto's Plan gebaut, in die Luft, schon stand das weltberühmte Battisterio S. Giovanni, ein Bau, der mit seinen Erzthoren noch heute bewundert wird, nahe am Dome. Die Dominikaner riefen zum Bau ihrer Hauptkirchen nicht nur berühmte Künstler zusammen, sie bauten die meisten dieser Kirchen selbst, die kunstsinnigen Klosterbrüder legten Hand an zum Schmucke derselben in Sculptur und Malerei. Wo sie nicht selber

Digitized by Google

ihre Ordensgenossen beschäftigten, wußten sie auf Künstler anregend zu wirken, so daß Cicognara in seiner Geschichte der italienischen Skulptur[1] behauptet: „Es mögen gerade die Dominikaner die einzigen gewesen sein, die das große Genie des Nicola Pisano beeinflußt und ihm eine Richtung gegeben haben, und daß sie verdienen als Mitarbeiter bei seinen Werken und als Genossen seines Ruhmes genannt zu werden." Zur Zeit des Nicola Pisano waren die beiden Dominikaner Fra Sisto und Fra Pistoro die größten Baumeister ihrer Zeit. Diese haben den Bau von Maria Novella in Florenz begonnen — einer Kirche die Michelangiolo Buonarotti wegen des herrlichen Ebenmaßes all ihrer Theile „seine Braut" genannt hat. Diese beiden Meister waren schon vor Giotto, ungefähr 1220—1225, geboren.

Der Name dieser beiden Brüder wird zuerst genannt, als sie berufen wurden, kühne Gewölbe in dem Palast, wo sich die Prioren der Stadt versammelten, zu bauen. Im October 1269 wurde Florenz durch eine furchtbare Ueberschwemmung heimgesucht. Die Brücken wurden von den Fluthen des Arno bis auf den Grund der Pfeiler zerstört — Häuser und Paläste stürzten ein. Alle Florentiner-Geschichtsschreiber stimmen überein, daß die noch jetzt stehende Brücke alla caraja von den Dominikaner-Brüdern gebaut wurde; daß dieselben auch die alla Trinità errichtet, bestätigen Vasari, Baldinucci Lanzi, Cicognara, Fineschi und Billioti.

Ueber den merkwürdigen Bau von Maria Novella gibt es authentische Berichte. Damals war der Bau einer Kirche oder eines Klosters von großer Bedeutung für eine Stadt. Hier im Kloster konnte der Arme erscheinen, um mit den Klosterbrüdern das Brod zu theilen, das sie selber an den Pforten der Paläste gesammelt, hier fand der Gelehrte Genossen und Pfleger der Wissenschaft, hier der Künstler nicht nur eine reiche Quelle der Begeisterung, sondern auch Arbeit, Verdienst, Aufmunterung, hier die Seelen, die nach den Gütern der Ewigkeit Verlangen trugen, Weihe und Sättigung, hier das unterdrückte Volk seine beredtesten Vertheidiger.

Kein Wunder, daß reich und arm, hoch und niedrig, gelehrt und ungelehrt den innigsten Antheil an dem Bau dieser heiligen Stätten genommen.

---

[1] Vol. 3 lib. 3 cap. 6.

Digitized by Google

Die Kirche Maria Novella wurde 1375, also 12 Jahre vor der Geburt Angelico's, fertig. Was für einen wuchtigen Eindruck mochte dieser Wunderbau auf den Kunstsinn Angelico's hervorgebracht haben! Nicht nur die Architekten, auch die Maurer und Steinmetze waren Ordensbrüder, so daß unter den Künstlern beim ganzen Bau kein Laie gewesen. Die Bauleute gehörten Einem Vaterlande, Einem Orden, Einem Kloster desselben an, Herz, Sinn und Hand wirkten hier zu Einem Werk zusammen. Lacordaire sagt in seinem Leben des heiligen Dominikus: „Die Namen der Baumeister nennt Niemand, wie aus Furcht, jene reinen Herzen zu beunruhigen, bei denen die Demuth noch größer war als ihr Genie." Schon im 14. Jahrhundert existirte ein eigenes Werk unter dem Titel: Von der Schönheit der S. Maria Novella. Fast waren die Namen der großen Meister schon verklungen. Graf Cicognara sagt in dem zuvor citirten Werke: „Merkwürdig ist, daß die Namen der Florentiner Fr. Sisto und Fr. Ristoro fast der Vergessenheit anheim gefallen waren, da sie doch die Hauptbrücke über den Arno in Florenz und die Gewölbe im öffentlichen Palast dieser Stadt und am Vatican in Rom gebaut u. s. w. und doch haben sie den vollsten Anspruch auf unsere Dankbarkeit; ihnen ist nach den Baumeistern von Pisa und den Erbauern der Basilika zu Venedig das Wiedererwachen der Baukunst zuzuschreiben, und ihnen müssen obenan die ersten Plätze eingeräumt werden."

Schon 1855 wurde angeregt, diesen beiden in Florenz ein Denkmal zu setzen; — daß so was „dummen Mönchen" nicht geschieht, dafür sorgt die Loge. Zum Dank hat man die Dominikaner in Florenz aus ihrem 500jährigen Besitz in S. Marco und Maria Novella hinausgestoßen.

Weitere Nachrichten über die Künstler aus den religiösen Orden finden sich in den oben citirten „Kunstgenossen der Klosterzelle."

V. Angelico zu Fiesole. Seine Stellung im Orden. Fra Antonino.

Alten Nachrichten zufolge soll Angelico bei einem Maler in Florenz Unterricht erhalten haben. Sicher ist, daß er von dem Wirken des Ordens im Kunstgebiete vernommen hatte. Es mußte nun diesem hochbegabten Jüngling der hohe Beruf der Kunst frühzeitig aufgegangen sein, das Apostolat des Predigerordens, welcher die er-

kannte Wahrheit mit der ganzen Lebensthat bekräftigen und bezeugen soll, machte auch er sich zur Lebensaufgabe. Durch die Darstellung des Lebens, der Wahrheit und der Liebe in der religiösen Kunst — die in Rohheit versunkenen Geister zu erheben, das wählte er sich zum Ziele seiner Wirksamkeit. Am Abhang des oberen Hügels von Fiesole, ungefähr die Weghälfte von der Ebene hinauf, hatten die Predigerbrüder ein Kloster gebaut — nahe bei jenen herrlichen, duftigen und schattenreichen Gärten, wohin der Dichter Boccaccio die Erzählung seiner Novellen verlegt hat, derselbe Boccaccio, der auf Umwegen der Sünde zur Erkenntniß der Wahrheit gelangte und sein Leben mit der Buße abgeschlossen hat. Vor Stürmen des Nordens durch eine Bergkette geschützt, beherrscht das Kloster das herrliche Arnothal. Im Dominikaner-Convent zu Fiesole fanden beide Brüder ihre Aufnahme in den Orden 1407. Der ältere erhielt den Namen Giovanni, der jüngere Guidolino. Man braucht mittelst Wagen von Florenz eine Stunde bis zu diesem Kloster, dessen Insassen vertrieben worden sind. Zuerst kommt man an Villen und Gärten vorüber, ewig blühende Rosensträucher schauen mit ihren Blumenaugen über die Gartenmauern, aus den Gittern sieht man hie und da Cypressengruppen durchblicken. Von Fiesole wurden aber die Beiden nach Cortona ins Noviziat gesendet.

Die Aussicht von der Anhöhe zu Fiesole wetteifert mit jener von Cortona — was die Pracht und Herrlichkeit der Natur anbelangt. Von Fiesole sieht man zu Füßen das Arnothal und das prächtige Florenz, von dem Silberfaden des Arno durchschnitten. Von Cortona aus hat man den Trasimenersee vor sich mit den Erinnerungen an Hannibal und die Schlachten der alten Römerzeit.

Ob Angelico Priester oder Laienbruder im Orden gewesen, darüber wurde schon viel geschrieben. Es wird erzählt, es sei ihm, nachdem er schon ein berühmter Maler war, das Erzbisthum Florenz angetragen worden. Förster meint, diesem Bericht entgegentreten zu sollen, indem er bemerkt, Angelico sei ohne Gelehrsamkeit und allgemeine Bildung, nur der Malerei und den Mönchspflichten ergeben gewesen. Nun sagt aber derselbe Förster: die beiden Brüder wurden in die Reihe der geistlichen (nicht der Laien) Ordensbrüder eingetragen. Somit mußten sie sich ja auch durch Studium auf die Priesterweihe vorbereiten. Es ist sicherlich eine grundlose Behauptung, Angelico sei ohne allgemeine Bildung gewesen. Dagegen

sprechen seine Bilder — wer so malen konnte, dem darf allgemeine Bildung nicht abgesprochen werden. Viele mochte das Fra (Frater, Bruder) irreleiten. Nun wird aber im Dominikaner-Orden jeder Priester auch Fra genannt. Selbst Cardinäle, die aus dem Dominikaner-Orden hervorgehen, pflegen sich dann noch mit Fra zu unterschreiben. Auch der jeweilige Ordensgeneral unterschreibt sich mit Fra. Auf den Grabsteinen der Dominikanerklöster und Kirchen, unter denen die Priester und Brüder beigesetzt wurden, ist immer zu lesen: Sepultura Fratrum Praedicatorum. Nun wurde Angelico aber auch nach einer alten authentischen Urkunde fürs Priesterthum eingekleidet, denn so steht es deutlich in der Conventschronik von Fiesole Fol. 97 a. 1407 zu lesen:

Fra Joannes Petri de Mugello optimus pictor qui multas tabulas et parietes in diversis locis pinxit accepit habitum clericorum in hoc conventu et sequenti anno fecit professionem. Somit hat er das Kleid der Kleriker — die zum Priesterthume bestimmt sind, empfangen. Cartier, welcher ein Leben Angelico's herausgegeben, weist im sechsten Kapitel nach, wie dem Fra Angelico eine bedeutende theologische Bildung nicht abgesprochen werden kann, — und führt den Beweis hierfür aus der Reihenfolge seiner Bildercyklen. Gegen jene, die in dem Umstande, daß Angelico sich auf Malerei verlegte, einen Grund zur Behauptung finden wollen, daß er nicht zum Priester geweiht gewesen sei, spricht die Thatsache, daß der Bruder Angelico's Suprior bei S. Marco in Florenz und Prior in Fiesole war, diese Aemter können aber nur Priester bekleiden, — aber auch der Bruder Guidolino war Miniaturmaler.

Angelico erwarb sich schon in seiner Jugend die Freundschaft des Fra Antonino, nachmaligen heiliggesprochenen Erzbischofs von Florenz. Von letzterem wird erzählt, daß er 13 Jahre alt vom Prior Giovanni Dominici die Aufnahme begehrte. Den zarten Körperbau des Knaben betrachtend, erwiderte der Prior mit Lächeln: er werde ihn aufnehmen, wenn er das kanonische Recht gründlich erlernt haben werde. Die kindliche Seele nahm diesen Vorschlag als Ernst, verlegte sich auf dieses Studium mit Eifer und kehrte dann mit seiner Bitte wieder. Nun wurden ihm die Pforten des Klosters geöffnet. Bald leuchtete er durch Gelehrsamkeit und Demuth. Der Papst wollte ihn zu hohen Würden berufen — er aber sträubte sich mit einer Beharrlichkeit dagegen, welche von anderen öfter gerade dafür angewendet wird. Als der Papst den Angelico

für den Erzbischöflichen Stuhl in Florenz bestimmen wollte, wies dieser das Anerbieten in Demuth ab, gab aber seinen Rath für Antonin. Nach ernstlichem Widerstreben fügte sich dieser endlich, änderte aber nichts in seiner Lebensweise, er behielt das Ordenskleid, lebte nach der Regel, weihte seine Tage dem Predigtamte und seinen Verpflichtungen als Bischof und wurde geliebt als ein Apostel des Friedens und als ein Vater der Armen. Als er im 66. Jahre aus diesem Leben schied, rief er freudig die schönen Worte der Kirche aus: „Gott dienen, das heißt herrschen." Der Einfluß dieses heiligen Mannes auf Angelico mag kein geringer gewesen sein.

VI. Die Flucht nach Foligno. Einfluß der Gegend und der Umgebung auf das Kunstwirken.

Die beiden Malerbrüder weilten kaum ein Jahr im Convent zu Fiesole, als die politischen und religiösen Wirren durch die unglückliche Doppelwahl zweier Päpste hereinbrachen, und die Wogen der Bewegung auch an die Mauern zu Fiesole heranschlugen. Die Florentinische Republik erklärte sich für Alexander V., die Dominikaner von Fiesole aber hingen dem rechtmäßigen Papst Gregor XII. an. Die Florentiner wollten dieses in der nächsten Nähe der Stadt gelegene Kloster zu ihrer Partei herüberzwingen. Sie nahmen den Prior Antonio di Milano gefangen und sperrten denselben in Florenz ein. Die Brüder in Fiesole, über 20 an der Zahl, beschlossen nun sich der Gewalt der Florentiner zu entziehen, zogen, durch die Nacht begünstigt, aus ihrem Ordenshaus und flüchteten nach Foligno, wo sie beim Bischof Frederico Frezzi, einem Ordensgenossen und berühmten Dichter seiner Zeit, die liebreichste Aufnahmen fanden. Frezzi war einer der bedeutendsten Nachfolger Dante's. Sein Epos: Quatriregno wurde 1515 zum ersten Male gedruckt — er starb auf dem Concil zu Constanz 1416.

Diese Uebersiedlung nach Umbrien mag für Angelico von großem Einfluß gewesen sein. Losgerissen von seiner Heimath, konnte er sich hier ganz in sein Kunstleben versenken; es war ihm ja, wie Montalembert bemerkt: „das Malen ein Gebet und Erheben des Geistes und Herzens zu seinem Gotte." Er ging auch, nach Vasari, nie an seine Arbeit, ohne durch Gebet sich darauf vorbereitet zu haben. Etrurien ist so recht das Land, in welchem ein Maler-

Digitized by Google

talent ſchon in ſeiner Jugend durch die Herrlichkeit der Natur wie durch die Blüthen der Kunſt, die damals ſchon beſonders in Architektur aufgeſproſſen waren, ſich begeiſtern kann. Ueberhaupt kann man das ganze Italien eine Wiege der Künſtler und der Künſte nennen. Im Norden die Lombardei mit ihren wunderbar ſchönen Seeen und Gebirgslandſchaften, mit den üppigen Triften der Brianza, mit den prächtigen palaſtreichen Städten, dann das Venedigergebiet, wo die Maulbeerbäume mit den Weinranken wie mit Feſtkränzen umſchlungen ſind, Genua, die Riviera ponente und levante, wo die Steinzacken der felſigen Bergzüge ins Meer hineinragen und fruchtbar ſonnige Thalgründe bilden, Umbrien mit ſeinen Städten und Schlöſſern auf Bergeshöhen, reich an hiſtoriſchen Erinnerungen aus der Römerzeit und aus den erſten Jahrhunderten des bewegten Mittelalters, die melancholiſche, ergreifende Campagna um Rom mit ihren in grellen Farben ſchimmernden Ruinen, wenn die ſcheidende Sonne ihr Gold über die Mauerreſte gießt und den Bergen von Albano und dem alten Tuſculum die letzten Strahlen ſendet, ehe ſie von der Halbinſel ſcheidet, die mit Oelzweigen wie mit Olivenkränzen umſchlungenen Waſſerſpiegel, wie der Bolſena- und Traſimenerſee, das auf die Erde gefallene Stück Himmel in dem Golfe von Neapel, Caſtellamare, Sorent, Amalfi, die Inſeln Iſchia und Capri, die Wildniß der Abruzzen, Sicilien, wo die Dattelpalmen Früchte bringen, Monreale, von deſſen Stadtmauern man im Umkreis von ca. 6 Stunden Orangengärten mit ihren glühenden Früchten vor ſich liegen hat, Syracus, die einſtige nun zerbrochene Perle von Großgriechenland, überall Anſichten, die einen Künſtlergeiſt zu ſeinen Schöpfungen anregen.

Die Städte und Schlöſſer auf Höhen ſpielen auch in dem Hintergrund der Bilder von den Malern in Umbrien eine bedeutende Rolle, und der blaue, duftige Schleier, der die Gebirgslandſchaften auf ihren Bildern einhüllt, iſt der Abglanz der wirklichen Natur, wie dieſe Meiſter dieſelbe geſchaut und nachgebildet haben.

Aber auch ein mächtiger religiöſer Einfluß darf in Betrachtung dieſes Aufenthaltes in Umbrien nicht umgangen werden. Das Glück und der Friede freiwillig gewählter Armuth und Entſagung wurde durch erhabene Beiſpiele ringsum genährt. Die Schaar der Nachfolger des hl. Franz von Aſſiſi, die Angela von Foligno, Roſa von Viterbo, Agnes von Montepulciano, Katharina von Siena, Margarita von Cortona und viele andere heilige Frauengeſtalten können noch heutigen Tages als Vorbilder des Friedens und der Freude

in der Klosterzelle dienen, und der festen Hoffnung auf die Verklärung im jenseitigen Leben als Zeugniß gelten.

Ueber die Kunstschöpfungen Angelico's in Foligno kann nichts Sicheres ausgemittelt werden. Gewiß ist nur, daß er während dieser Zeit nicht unthätig war. Der Aufenthalt dürfte 4 Jahre gedauert haben, und das Bild in der Capella S. Nicolò in der Dominikanerkirche zu Perugia mag hier gemalt worden sein. Drei Tafeln davon stehen in der Kapelle der hl. Ursula derselben Kirche. In der Mitte die heiligste Jungfrau, sitzend mit dem Jesuskind, von Engeln umgeben, Rosen sprossen vor ihr auf. Zu den Seiten stehen Johannes der Täufer, Katharina Martyrin, Dominikus, Nikolaus, alle auf Einer Linie nach Art der Giottoschule. Dieses Malen auf einer Linie scheint ein Nachahmen der Plastik zu sein. Bei alten Domen in Frankreich kommt das sehr häufig vor. Zu Reims auf den Transseptportalen der Evangeliumseite sind die kleinen Figuren, das jüngste Gericht darstellend, so auffallend geradelinig aneinandergereiht, als ob es Buchstaben in einer kolossalen Buchseite wären.

Die Predella mit einer Scene aus dem Leben des heiligen Nikolaus ist jetzt im ersten Saale der Vaticanischen Gallerie aufgestellt. Diese überaus schönen, nach Art der Miniaturmalerei sehr genau und scharf ausgeführten Gestalten werden Jedem unvergeßlich sein, der selbe einmal gesehen hat. Die von ihm gemalten Fresken am Portale von S. Domenico in Cortona gehören einer späteren Zeit an. Im Innern der Kirche, in einer Kapelle, eine Madonna mit Engeln und Heiligen — Rosen sprossen vor ihr auf. Er pflegte in diesen Typen nicht viel zu ändern; in der Hauptsache kehren sie immer wieder. Das Leben Mariens früher, auf einer Predella derselben Kirche, ist gegenwärtig in der Loggia degli Uffizii in Florenz.

Da aber das Beschreiben von Bildern immer eine mißliche Sache ist und dem Leser wenig Nutzen bringt, so wollen wir uns in der Folge nur auf die kürzesten Andeutungen bei den Arbeiten Angelico's beschränken.

Während des Aufenthalts in Foligno war Alexander V. in Bologna und 3 Jahre später der Ordensgeneral Fra Tomaso di Fermo in Genua gestorben. Der letztere fand Opposition fast in allen Klöstern Italiens, weil er die strengste Disciplin mit Gewalt einführen wollte. Wie Marchese, der noch lebende, eben so fromme als erleuchtete Ordensmann berichtet, hatte er die Erfahrung gemacht,

wie gefährlich es ſei, eine ſolche Reform mit Gewalt durchführen zu wollen.

VII. Rückkehr nach Fieſole. Arbeiten daſelbſt.

Ehe die Beiden von Foligno wieder in ihre Heimat nach Fieſole überſiedelten, mögen ſie ein Jahr lang in Cortona geblieben ſein. Der Biſchof von Fieſole nahm dieſelben auf Bitte des neuen Ordensgenerals Leonardo Datti wieder auf. Ein reicher Bürger von Florenz hatte den Brüdern 6000 fl. vermacht. Nun konnten ſie ihren kleinen Convent vergrößern.

Hat Angelico die Blumen ſeiner Kunſt, wie er ſie im Paradieſe gepflückt zu haben ſcheint, ausgeſtreut in Rom und Umbrien und in Florenz, auf dem Hügel von Fieſole ſind die duftigſten aufgeſproſſen. Je mehr es in der Welt draußen tobte und ſtürmte — in Krieg, Zerwürfniß, Schisma, Sittenloſigkeit und Rohheit, Hochmuth und Habſucht — deſto mehr ſuchte dieſer liebende Geiſt in der Betrachtung und Darſtellung der Erlöſung und Beſeligung der Menſchheit ſeine Freude und ſeinen Frieden. Ihm war die Zelle nicht ein dunkler Ort der Haft, ihm war ſie zum Paradieſe geworden. Dem Aufenthalt in Fieſole nach der Rückkehr aus Cortona dürften die Bilder zuzuſchreiben ſein, die ſich jetzt in der Florentiner Akademie befinden, wie die überaus lieblichen Miniaturen auf den Flügeln des Schatzkaſtens in der Annunziatenkirche zu Florenz. Die Bilder in der Akademie ſtellen das Leben Chriſti in fünf Abtheilungen dar. Es zeigt dieſer Bildercyklus ein vollkommenes Vertrautſein mit der heiligen Schrift. Der Bruder des Predigerordens redet in der beredten nachhaltigen Sprache heiliger Kunſt nicht nur zu ſeinen Zeitgenoſſen, er ſpricht zu kommenden Jahrhunderten. Oft ſind zum beſſeren Verſtändniß der Bilder die paſſenden Schriftſtellen beigefügt. Bilder und Inſchriften geben nicht nur Zeugniß von den gewöhnlichen hiſtoriſchen Studien, welche der chriſtliche Maler nöthig hat, ſie verkünden auch ſein dogmatiſches Wiſſen. Er beginnt das Weltepos der Erlöſung mit den Propheten und erläutert die Prophetenſtimmen durch die heiligen Väter, die heiligen Sakramente erſcheinen in ihren Vorbildern und in ihrer Spendung, das jüngſte Gericht übertrifft weit die von den beſten Jüngern der Giottoſchule ausgeführten, denſelben Gegenſtand darſtellenden Leiſtungen. Es bildet den Schlußſtein der Erlöſungsgeſchichte.

Während des Verweilens in Fiesole entstanden noch folgende Werke: Das Altarbild Maria mit den Heiligen. In der Predella der Heiland als Himmelskönig mit Heiligen. Die Predella bekam 1830 ein Valentini in seinen Besitz. Eine Verkündigung, für diese Kirche gemalt, kaufte der Herzog Mario Farnese um 1500 Dukaten; kein Mensch weiß mehr, wo das Bild hingekommen. Eine Krönung Mariens für dieselbe Kirche raubten 1812 die Franzosen und gaben dieselbe nicht mehr zurück, das Bild ist im Louvre aufgestellt (A 214). Es hat in der Mitte, in eine abgeschnittene Pyramide ausstrebend, an 7 Fuß Höhe. Die Predella enthält 10 Begebenheiten aus dem Leben des hl. Franziskus. Darunter der Traum Innocenz III.: Es neigt sich die Laterankirche und der hl. Dominikus stemmt sich der einstürzenden Mauer entgegen. Dieser Traum bestimmte den Papst zur Bestätigung des Ordens.

Außerdem gibt es im Kloster zu Fiesole noch 3 Fresken von Angelico, aber in einem sehr verwahrlosten Zustand.

Eines der schönsten und am besten erhaltenen Werke des Meisters ist der Flügelaltar für die Tischlergilde in Florenz. Es wurde 1777 in die Loggia degli Ufficii in Florenz gebracht und begrüßt den Besucher gleich beim Eingang in dem ersten 200 Schritt langen Corridor links. Noch existirt der Contrakt mit der Tischlergilde vom 11. Juli 1433. Darin wird dem Frate Guido, genannt Frate Giovanni, vom Orden des hl. Dominikus in Fiesole, übertragen ein Tabernakel mit der seligsten Jungfrau, in- und auswendig mit Farben, Gold und Silber, vom Besten und Feinsten, was es gibt (de migliori e più fino che si trovino) mit aller seiner Kunst und allem Fleiß zu malen. Für seine Mühe und Arbeit bekommt er 190 Gulden in Gold, aber wenn es ihm nach seinem Gewissen dünkt auch weniger — sammt den Figuren, die auf den Bildern sind.

In der That eine liebenswürdige Naivetät, die zum lächeln zwingt und für welche in der modernen Zeit das Verständniß ganz verloren gegangen ist, — diese Handelsucht bei den ehrsamen Tischlern, und dieses Berufen und Sichverlassen auf das Gewissen des Malers. Wie ist das auch zugleich ehrenvoll für den Künstler und seinen Ruf! Es ist doch gewiß sicher etwas daran, wenn man bisweilen zum Ausruf gelangt: Es hat einmal ganz andere Leute gegeben als jetzt.

Mit dem reichsten Schmuck in Gold und Silber, wie es im Contrakt gefordert, malte Angelico diesen Flügelaltar. In einem

vom Haupt herabwallenden Azurmantel sitzt die Madonna auf einem Kissen. Mantel und Kissen sind mit Goldstickereien durchwirkt. Auf den Knieen sitzt das Jesuskind, in eine Tunika gekleidet, die Weltkugel in der Hand. Diese Gestalten umgeben zwölf Engel, welche auf Musikinstrumenten spielen. Vasari sagt von ihnen: Es scheint, als wären sie vom Himmel wie in einem Regenschauer herabgekommen. An den Flügeln von innen: Johannes der Täufer und Marcus, von außen: Petrus und Marcus; der hl. Marcus ist nämlich Patron der Tischlergilde, er sollte immer sichtbar sein, ob der Altar geschlossen oder offen ist. Unten: die Anbetung der Magier, die Predigt des heiligen Petrus, St. Marcus, das Evangelium schreibend, dann die Verfolger des Evangelisten vom Meeressturm bedroht. Das leichte und durchsichtige Colorit wird jetzt in den hellen Räumen der Gallerie um seine Wirkung gebracht. Die Bilder sind eben für das durch Glasmalereien gedämpfte Licht in Kirchen bestimmt gewesen.

Wir müssen hier bemerken, daß gerade in der Loggia degli Ufficii, wie auch in den Gallerien der schönen Künste zu Florenz permanent vor den Bildern Fiesole's mit den wunderbaren Engels- und Heiligengesichtern sehr talentirte und geübte Copisten sich befinden, welche besonders die niedlichen feinen Engelgestalten auf den Predellabildern auf Holz copiren und diese kleinen Bilder zu 10 bis 30 Napoleon an Engländer verkaufen, die sich in der kalten Handelswelt ihrer Heimat den Sinn für wahre und echte Schönheit nicht haben verkümmern lassen. Merkwürdiger Weise sind Lessing und Goethe, die sich gleichsam ein Privilegium für Verständniß künstlerischer Schönheit zugesprochen haben, an allen diesen Erscheinungen schweigsam, man möchte sagen mit geschlossenen Augen, vorübergegangen; Goethe hat sehr hoch von oben herab, wie er es gewohnt war, noch Witze darüber gemacht[1]) — was wohl auch dem was Kunstanschauung anbelangt total vernagelten 18. Jahrhundert zuzuschreiben ist — und was in unserer Zeit auch der hochmüthigste Kunstkritikaster nicht mehr wagen kann — ohne das Gefühl: sich dadurch lächerlich zu machen.

Ein Bild von ausgezeichneter Schönheit aus der Jugendzeit Angelico's war noch zur Zeit Vasari's in der Certosa zu Florenz. Es ist leider bei der vandalischen Aufhebung des Klosters verloren gegangen. Eine Krönung Marias wanderte 1823 aus der Kirche Maria nuova in die Loggia degli Ufficii, es ist eines der schönsten

[1] Wir werden das in einer Schrift über Goethe mit seinen Worten nachweisen.

Bilder Angelico's. Ein Kreis von muſicirenden Engeln umſchwebt Maria, unten ſind Engel mit Rauchfäſſern, neben Maria ſitzt Chriſtus. Unten eine Menge von Heiligen, mit dem Ausdruck der vollſten Himmelsfreude auf ihren Geſichtern.

Auf der Predella die Vermählung Marias und der Tod Marias mit vielen Figuren. In der Gallerie des Pittipalaſtes zu Florenz aus der Kirche S. Felice in Piazza eine Madonna. In der Akademie daſelbſt eine Pietà aus der Kirche S. Croce in Tempio.

VIII. Cosmus beruft ihn nach Florenz. Das Kunſtleben daſelbſt.

Wir kommen nun zur Höhenperiode im Kunſtleben unſeres Meiſters. S. Marco in Florenz wurde durch Cosmus von Medici den Dominikanern übergeben. Die Sylveſtriner, welche das Kloſter früher beſaßen, bekamen dafür S. Giorgio jenſeits des Arno. Cosmus ließ nun den Convent von Michelozzo Michelozzi prachtvoll ausbauen, wie er heutigen Tages noch zu ſehen iſt. Er vermachte hierzu 36,000 Dukaten. Die ſchönſte und erſte öffentliche Bibliothek wurde hier gebaut und mit koſtbaren Büchern verſehen. Bibliothekar war Tomaſo di Sarzana, nachmals Nikolaus V., ein Freund und Verehrer Angelico's. Die Thätigkeit unſerers Künſtlers wehrte hier nur bis 1445, wo er nach Rom berufen wurde. Er ſtand jetzt im Zenith ſeines Kunſtlebens und ſeines Ruhmes. In ſeiner Zelle und in ſeinem Herzen bewahrte er den Frieden und die Demuth. „Nicht uns, Herr, nicht uns, deinem Namen gebührt die Herrlichkeit“ — das war ſein Wahlſpruch und ſein Ziel. Auf den Ruf des Cosmus kam Angelico aus der geliebten Einſamkeit in das rege Kunſtleben nach Florenz.

Selten hat die Welt ſo mächtige Kunſtheroen in Einer Zeit und Einem Raum vereinigt geſehen. Die Zeitgenoſſen Angelico's waren die Väter der Renaiſſance, Brunnelleschi, Ghiberti und Maſſaccio. Sie haben der Architektur, der Sculptur und der Malerei eine neue Richtung gegeben.

Brunnelleschi war derartig vom römiſchen Rundbogen eingenommen, daß er ihn auf die Spitzbogengewölbe des Domes von Arnolfo in ſeiner Kuppel hinaufſetzte, und ſo die Vermittlung von

Rundbogen und Spitzbogen anbahnte. Der Effect des Domes in Florenz (S. Fiore) iſt ſo großartig, daß er nicht beſchrieben werden kann.

In Ghiberti's herrlichen Basreliefs an den Erzthüren des dem Dome gegenüberſtehenden Baptiſteriums ſehen wir das Studium der alten Griechen- und Römerzeit — die Ueppigkeit der Körperformen ſchlägt in das volle wuchernde Naturleben des Heidenthums hinüber. Michelangelo, der auch ſchon dem Heidenthum huldigte, ſagt über die koloſſalen Erzthüren: „ſie ſeien ſo ſchön, daß ſie verdienen, Pforten des Paradieſes zu ſein.“ Dagegen bemerkt Cartier: er ſei mit dieſem Ausſpruche nicht einverſtanden, denn Ghiberti ſuchte bei dieſer Arbeit nicht Gottes Ehre, ſondern ſeine Ehre; es war ihm mehr darum zu thun, reizende Formen zu ſchaffen, als heiligen Gedanken einen Ausdruck zu verleihen, dennoch aber ſind ſie das Meiſterwerk der Renaiſſancezeit in Erzgießerei und Ciſelirkunſt. — — Das chriſtliche Gefühl läßt ſich aber nicht durch die Grazien des Heidenthums erſetzen.“ Wenn wir hier dem Kunſtſtreben der Umgebung Angelico's unter ſeinen Zeitgenoſſen mehr unſere Aufmerkſamkeit ſchenken, als es beim erſten Anblick nöthig ſcheint, ſo geſchieht das nur, um die Arbeiten Angelico's in ihrer Selbſtſtändigkeit hervorzuheben.

Die Vertreter der neuen Richtung kamen oft in die Zelle des demüthigen Angelico, ſie liebten ihn als einen Kunſtgenius, um ſo mehr, als ſie ihn nicht zu fürchten brauchten; er gehörte ihrer Meinung nach einer überwundenen Zeit an, und wer auf der neuen Arena mitkämpfen wollte, der mußte der wiedergeborenen Kunſtrichtung des Heidenthums huldigen.

Doch war der Verkehr mit dieſen Männern und ihre Kunſtrichtung nicht ohne Einfluß auf Angelico geblieben, nur blieb er feſt auf ſeiner chriſtlichen Grundlage ſtehen. In der Architektur ſeiner Bilder ſehen wir den modernen Einfluß: die Linien und die Ornamentik der neuen Bauten in Florenz ſpielen in ſeine Kunſtſchöpfungen hinüber. Die Architektur bedingt aber auch die Geſtalten: ſie erſcheinen nicht mehr ſo ſchlank wie in der früheren Periode, aber es ſind auch nicht die Schatten des Fleiſches über das Durchleuchten des Geiſtes gelagert. Er gewinnt in der Form und der Technik und verliert nicht an Geiſt und Gefühl, das natürlich Schöne bleibt bei ihm dem ſittlich Schönen untergeordnet, ſeine religiöſe Kraft bewahrt

ihn vor dem Rückfall ins Heidenthum, und das erhebt ihn über ſeine Zeitgenoſſen.

Ungefähr 1438—1440 begann Angelico ſeine Arbeiten in S. Marco. War es diesmal den Ordensbrüdern nicht gegönnt, auch dem Bau vorzuſtehen, wie früher bei Maria Novella, ſo wurden doch ihre tüchtigſten Kräfte bei dem Malen und der inneren Ornamentik verwendet.

IX. Der Weltruhm des Kloſters S. Marco durch Fieſole.

Dem Kloſter S. Marco in Florenz hat Angelico ſeinen Weltruhm verſchafft. Hier ſehen wir ihn als Jünger des hl. Dominikus — auffordernd zu einem tugendhaften Leben, mahnend zur Beobachtung der heiligen Regel, die der Patriarch gegeben. Statt des gewöhnlichen Wortes Silentium findet man über der Eingangsthüre Petrus, den Martyrer aus dem Dominikanerorden, mit einem Zeigefinger auf dem Munde zum Schweigen auffordernd. Kapitelſaal, Kreuzgang, Refectorium, Gänge, Stiegen, ja ſelbſt die Zellen der Brüder und der Gäſte ſind mit Fresken Angelico's geziert.

Wir laſſen gefliſſentlich einen Proteſtanten über die Werke Angelico's in S. Marco ſprechen: „Wohin wir uns wenden in dieſem Kloſter, tritt uns der fromme Fra mit heiligen Bildern entgegen. Ueber den Eingang hat er als ſchönſten Spruch der Gaſtfreundſchaft zwei Dominikaner gemalt, wie ſie den Heiland in Pilgergeſtalt gaſtlich aufnehmen, wohl erinnernd an Chriſti Wort: Was ihr der Geringſten einem zu Liebe gethan, das habt ihr mir gethan. Ueber einer anderen Thüre ſchauen wir Chriſtus im Grabe, ein Rechtfertigungsbild für alle, welche die Welt verlaſſen, um in der Zelle der Auferſtehung zu harren. Ueber einer dritten ſieht man als Bild des Schweigens andeutend vielleicht den Gedanken, daß in Einſamkeit und Stille das Größte reift. Wie aber wird unſere Bruſt bewegt, wenn wir nun vor das Kreuzbild am Ende des erſten Kreuzganges treten und den hl. Dominikus mit thränenſchwerem Auge ſehen, das er zu ſeinem Heiland emporhebt. Hier erkennt man deutlich die Macht der mit dem Gemüthe in Eins verſchmolzenen Phantaſie, und es dürfte dies offenbar in tiefſter Herzensbewegung gemalte Bild jene Sage beſtätigen helfen, laut welcher Fieſole ſtets unter

Thränen den Gekreuzigten schilderte. Gehen wir nun einige Schritte rechts, so öffnet sich uns der Kapitelsaal in S. Marco und neue Wunder christlicher Kunst dringen auf uns ein".

„Es ist hier die ganze Wand, der wir gegenüber stehen, ein großes Gemälde von Fiesole's Hand, der liebliche Fra Beato spricht hier mit lebensgroßen Gestalten zu uns. Der Gekreuzigte ist der Mittelpunkt seiner Gedankensphäre. Er schildert Christus im Zustande tiefster Erniedrigung im Kreuzestode und zugleich in der höchsten Erhöhung als Weltrichter zwischen zwei Schächern, davon Einem er das Paradies zuerkennt, indeß er den Anderen von der Gemeinschaft der Seligen ausschließt. Aber wir schauen den Heiland auch im Zustande der tiefsten Schmerzen, denn seine Mutter, die Gebenedeite, sinkt am Kreuze zusammen, und zugleich im Zustande der höchsten Freude, denn er hat ein irrendes Lamm gerettet, den reuigen Sünder neben ihm am Marterholze. Der Eindruck von alle dem bleibt jedoch dem Betrachter nicht allein überlassen, nein es schildert uns der beseligte und beseligende Meister auch den Eindruck, den diese Geschichte auf ein tief fühlendes religiöses Gemüth machen muß. Darum führt er uns heilige und fromme Männer vor und stellt sie ans Kreuz, und aus ihren Blicken und Bewegungen lesen wir erst wieder von Neuem das Gewaltige, Erschütternde der Erzählung vom Kreuze. Anbetung, Bewunderung, Dank, Mitgefühl, Treue, Demuth, Zerknirschung sprechen sich in den Umstehenden und Knieenden aus, in welchen wir die größten Heiligen der Kirche, Augustinus, Ambrosius, Dominikus und Benedictus, Franziskus und Antonius ꝛc. leicht erkennen. Ja, seelenvoller sind nie Seelenzustände durch Menschenhände geschildert worden und wir sehen hier die allerchristlichste Kunst, die tiefste Glaubensmalerei auf jenem, eben nur von Fiesole erreichten Punkt, wo sie ihre höchsten Wunder thut, indem sie dringend in alle Tiefen des Menschengemüthes den empfänglichen Betrachter nicht mehr losläßt, sondern bekehrt."[1]

Ueber dasselbe Gemälde sagt der Protestant Dr. Förster: „Hier haben wir es nicht mit einer momentanen Eingebung, mit einem leicht hingeworfenen Gedanken zu thun. Dieses Bild ist nur mit Hilfe ernster Studien unter Anwendung ausdauernder männlicher Kräfte und bewunderungswürdigen Fleißes zu Stande gebracht, so daß einzelne Theile desselben, namentlich die Köpfe der meisten

[1] Conversationslexicon für bildende Kunst von Romberg, fortgesetzt von Faber. Leipzig, Renger. Bd. 4. S. 52.

Heiligen, ungeachtet der bei dem Gemälde eingehaltenen Lebensgröße in größerer Reinheit und Vollkommenheit von keinem späteren Meister gezeichnet werden konnten."

Wir übergehen die 38 anderen Freskobilder Fiesole's in S. Marco, um den uns zugemessenen Raum nicht zu überschreiten; diese hat 1850 Antonio Perfetti, Professor der Kupferstecherkunst in Florenz, unter dem Titel San Marco illustrato e inciso in Folio herausgegeben. Nur noch über einen Christus al fresco im Kreuzgang (gegenüber einer Verkündigung, einem Bild des Seelenfriedens und der Unschuld) vernehmen wir wieder die Schilderung Förster's: „Wem es fraglich sein sollte, ob der fromme Maler wirklich, wie man erzählt, das Bildniß Christi am Kreuz nicht ohne vorheriges Gebet und dann nur auf den Knieen und unter Thränen, Schluchzen und Herzklopfen habe malen können, dem werden vor diesem Gemälde alle Zweifel schwinden, ja er wird, wenn er nicht besonderen trockenen und harten Gemüthes ist, vor diesem vorwurffreien, gütigen und von Mitgefühl schmerzlich bewegten Angesicht sich der Thränen nicht enthalten können."

Marchese findet die ergreifende Wirkung dieses Bildes des gekreuzigten Heilandes darin, daß Christus lebend dargestellt ist, mit jenem unnachahmbaren Ausdruck, jener heiligen Ruhe im Antlitz, welche nur dem Leidenden und um die Sünden der Menschheit duldenden Gottessohne eigen sein konnte, und das den Betrachter zur Reue und zur Zerknirschung auffordert.

Selbst der große Michelangiolo Buonarotti machte ein Gedicht an Angelico (in dessen Biographie), welches wir aus dem Italienischen ins Deutsche übersetzen:

Wenn nicht Johannes ist im Paradies gewesen,
Sich an Marias Antlitz zu erbauen,
So stieg Maria auf die Erde nieder
Und ließ ihm hier ihr holdes Antlitz schauen.

Nur über ein merkwürdiges Zimmer in S. Marco, welches ein herrliches Freskobild von Angelico, die drei Magier aus dem Morgenlande, enthält, noch einige Zeilen. Es sollte dies Bild auf die Kirchweihe der Klosterkirche hindeuten, welche 1442 von Papst Eugen IV. vollzogen ward. Dieses Zimmer wurde zum Gastzimmer der Päpste bestimmt. Gewöhnlich diente es dem Herzog Cosimus, der sich hier in die Einsamkeit begab, um sich mit dem heiligen Antonin zu berathen oder auch um sich mit den beiden Künstlerbrüdern aus Mugello

über ihre in Angriff genommenen Bilder zu besprechen. Das Fenster geht in den Hof hinaus, drei Stufen führen in das bescheidene Gemach. Es gibt uns einen Beweis, wie die hohen Herren im 15. Jahrhundert in Klöstern anspruchslos gewohnt haben. Denken wir uns in unserer Zeit einen Fürsten, welcher einen heiliglebenden und weisen Ordensmann oder einen Künstler in einem Kloster wiederholt besuchen würde — Wahrheit, Heiligkeit und Kunst würden den Fürsten nicht vor der Schmach und dem Hohn jener Rotte sichern, welche sich in unseren Tagen mancherorts des Druckes bemächtigt hat — um alles das zu beschmutzen, was nicht auf dem beliebten Niveau der Gemeinheit und niedrigen Gesinnung steht, auf welchem dieser Pöbel selber heimisch ist und sich heimisch fühlt.

Neben diesem Zimmer, das welthistorische Gäste beherbergte, wurde 1850 der Kalk herabgekratzt und es zeigten sich zwei bisher unbekannte Bilder von Angelico. Eines stellt dar, wie dem Gekreuzigten der Schwamm dargereicht wird, das andere Maria und Magdalena.

Anfangs dieses Jahrhunderts, wo die Aufklärung ihren vandalischen Zug durch Europa machte, war man schon daran diese ganze unschätzbare Freskengallerie von S. Marco niederzureißen, um einen schönen Platz zu gewinnen. Ein Cavaliere degli Alessandri verhinderte die angedrohte vandalische Zerstörung.

Wie fühlt man sich in diesem Klosterhof von S. Marco von Melancholie umweht! Oben sieht der Thurm der Kirche herein, von dem die Piagnona (das Klageweib oder die Heulerin, so wird diese Glocke in Florenz genannt) in den Zeiten der Parteikämpfe so oft durch ihr metallenes Geheule die Bürger zum blutigen Sturm gerufen.

Außer diesen Arbeiten in S. Marco war Angelico noch auswärts sehr in Anspruch genommen. Vasari sagt von ihm, daß er gerne jedem Rufe folgte, nur pflegte er jenem, der von ihm ein Werk haben wollte, zu sagen: er möge sich an den Prior wenden, sei der damit einverstanden, dann werde es von seiner Seite kein Hinderniß geben. Daß die für die damalige Zeit glänzenden Honorare dem Kloster zufielen, das versteht sich von selbst. Razzi, der über die in Malerei und Architektur berühmten Ordensbrüder geschrieben, sagt S. 353: „Es muß bemerkt werden, daß diese malenden Patres vom Chor dispensirt waren, und ihr Gebet jeder für sich nach Gelegenheit allein verrichten konnte, das Geld aber, was sie verdienten, kam in die Communalkasse des Klosters, und sie gebrauchten davon

nur jenen Theil, der zum Anſchaffen von Farben und anderer Requiſiten nöthig war."

Arbeitete Angelico in der Fremde, ſo wurde das Verpfleggeld extra bezahlt. Viele Bilder, die er für die Ordenskirche Maria Novella (hart neben dem Bahnhof) gemalt, ſind leider verloren gegangen. Bilder des jüngſten Gerichtes exiſtiren noch. Förſter hat ſie in 6 ſehr ſchönen Zeichnungen herausgegeben. Eines iſt gegenwärtig im Muſeum zu Berlin. Die traurigen Zuſtände der Kirche in der Zeit, in welcher Angelico lebte, und die unheilvolle Kirchenſpaltung, der ſich auch Biſchöfe anſchloſſen, gaben dem Maler Gelegenheit, die Strenge des göttlichen Gerichtes ohne Anſehen der Perſon den Beſichtigern ſeiner Bilder mahnend vor Augen zu ſtellen. Darum finden ſich unter den Verſtoßenen auch Cardinäle, Biſchöfe, Prieſter und Mönche, die Diener des Heiligthums ſind nicht geſchont worden. Die Sittenprediger in Wort und Bild haben im Mittelalter eine Freiheit beſeſſen, für welche in unſeren abgeſchwächten Tagen der Sinn und das Verſtändniß abhanden gekommen zu ſein ſcheint. Aehnliche Darſtellungen finden wir in Maria Novella von Orcagna und von Giotto in der Capella Madonna dell' Arena in Padua.

Wir machen auf das Gericht Fieſole's in Berlin aufmerkſam, weil dieſes den Deutſchen leichter zugänglich iſt. Es ausführlich zu beſchreiben, verbietet uns der zugemeſſene Raum. Im Allgemeinen nur: Was wahre Schönheit iſt, d. h. die Darſtellung eines in Gottesliebe und Tugend verklärten Menſchenantlitzes, das kann man auf dieſem Bilde ſehen. Angelico iſt der Maler dieſer wahren Schönheit, ſie war der Spiegel ſeiner reinen Seele. Wer noch einen Sinn hat für Gottesliebe, Unſchuld und Tugend, der kann dieſe Engelgeſtalten nicht ohne Rührung anſchauen. Wenn manche Kunſthiſtoriker die Meinung ausſprechen: Angelico ſei derartig in die Freuden des Paradieſes verſenkt geweſen, daß er nur den Abglanz desſelben auf den von ihm gemalten Bildern der Seligen zu Stand gebracht, und daß ihm die Darſtellung der Verdammten mißlungen, indem er ihren Geſichtern auch einen gewiſſen Anſtrich von Reinheit und Unſchuld aufhauchte, ſo kann dieſes Urtheil nur von einem Irrthum, oder von Nichtkenntniß der Gerichtsbilder des Künſtlers herrühren.

X. Angelico nach Rom berufen. Tod und Grabſtein.

Das letzte und höchſte Stadium ſeines Wirkens hat mit ſeinem Aufenthalt in Rom begonnen und wurde mit ſeinem Tod daſelbſt

abgeschlossen. Eugen IV., der während seines Aufenthaltes in Florenz seine Arbeiten gesehen und bewundert, berief ihn 1445 nach Rom. In diesem Jahre starb zu Florenz der Erzbischof Zabarella. Vasari erzählt: Der Papst hielt den Fra Giovanni, wie es auch in der That der Fall war, für einen Mann des heiligsten Lebenswandels, ruhig und anspruchslos; und er hielt ihn des Erzbischöflichen Stuhles würdig. Als Angelico von dem Vorhaben des Papstes verständigt wurde, bat er Se. Heiligkeit einen andern zu wählen, indem er sich zur Regierung einer Diöcese nicht gewachsen fühle, er wisse aber in seinem Orden einen Bruder, der ein großer Freund der Armen, sehr gelehrt, geschickt zum Regieren und gottesfürchtig sei, für diesen sei dieses Amt weit mehr geeignet, als für ihn. Der Papst fand, daß dieser Rath gut war, und folgte ihm, und so wurde Fra Antonino Pierozzi Erzbischof von Florenz (1446), ein Mann, gleich gerühmt durch seine Tugend und seine Gelehrsamkeit, der es wohl verdient hat, daß er durch Adrian VI. heilig gesprochen worden ist.

Eugen's Nachfolger war Nikolaus V., ein Freund und Förderer der Wissenschaften und der Künste — ein besonderer Gönner und Freund Angelico's. Angelico malte im Vatican nun die Kapelle des allerheiligsten Sakramentes, dann die sogenannte Kapelle Nicolaus V. Rosini sagt: „Durch die Gemälde in dieser Kapelle habe Angelico die Palme unter den Malern seines Jahrhunderts errungen." Der Papst kam öfter in die Kapelle, um nachzusehen, wie weit die Arbeit gediehen sei, und um mit dem Künstler einige freundliche Worte zu wechseln. Vasari erzählt: Das Leben des Fra Giovanni war geziert von Einfalt, Sittsamkeit und großer Heiligkeit. Er gab einmal davon einen Beweis, als ihn Papst Nicolaus eines Morgens zum Speisen lud, wo er sich ein Gewissen daraus machte, ohne Erlaubniß seines Priors Fleisch zu essen, und auf die höhere Autorität des Papstes vergaß.

Im Jahre 1447 war es den Werkmeistern am Dome zu Orvieto zu thun, die erste Kunstgröße ihrer Zeit in die Reihe der Künstler am Dome zu bringen. Der Contract hierüber existirt noch im Domarchiv zu Orvieto. Er sollte die Kapelle der seligsten Jungfrau malen, dafür 200 Dukaten in Gold erhalten, die Arbeit sollte auf 4 Monate des Sommers beschränkt sein und jeder Monat für Lebensunterhalt extra mit 20 Lire bedacht werden. Auch Benozzo Gozzoli, sein Schüler, wie der andere Gehilfe wurden entsprechend bezahlt. Um den Künstler besonders zu ehren, ertheilten sie ihm den

Digitized by Google

Titel: Obermeiſter (Maestro dei Maestri). Sie nützten ihn aber auch gehörig aus. Während der Zeit der Aufſtellung der Gerüſte mußte er die Cartons für das Gewölbe der Kapelle zeichnen. Einer ſeiner Gehilfen, Antonio Giovannelli, der einen Balken von dem Gerüſte verſchieben wollte, ſtürzte aus der Höhe gerade zu den Füßen Angelico's nieder und blieb augenblicklich todt. Er muß angeſtrengt gearbeitet haben, denn er wurde innerhalb 100 Tagen fertig. Gegenſtand iſt das jüngſte Gericht. Manche meinen, die 16 Propheten am Rande der aufſteigenden Gewölbe habe Signorelli ausgeführt. Einige ſagen, der Tod ſeines Schülers habe auf ihn einen ſo großen Eindruck gemacht, daß er die Stelle des Unglücks nicht mehr betreten wollte.

Bis zu ſeinem Tode blieb er nun in Rom. Er war 68 Jahre alt geworden. In Florenz und Rom, in Cortona, Perugia, Fieſole und Orvieto hatte er der Kunſt gedient, drei Fürſten Coſimus und zwei Päpſte hatten ihn berufen. Er, die letzte und herrlichſte Blüthe der Giottoſchule, ſah dieſe untergehen und eine Kunſt in neuer Pracht und neuem Glanze der Form auferſtehen — aber in der Darſtellung der verklärten Menſchheit, in dem Schauen und Wiedergeben himmliſcher Freuden hat ihn keiner übertroffen, ihm ſcheint der Himmel ſeine Glorie und die Freude der Seligen geoffenbart zu haben.

Am 18. März 1455 wurde er abgerufen, um von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen, was ihm hier im tiefen Glauben wie in einem Spiegel ſichtbar geworden. Als die Brüder in Maria ſopra Minerva nach dem Ordensritus ſein Sterbebett umſtanden und den ſchönen Gruß Salve Regina anſtimmten, konnte Angelico in Friede und Freude dahingehen. Die Geſtalten Chriſti und der ſeligen Jungfrau, der Propheten und der Heiligen, die er ſo oft dargeſtellt, mögen wie die lebendige Sterbelitanei jetzt vor ſeinen brechenden Augen vorübergezogen ſein, als das letzte Bild — bis er dort von ihnen empfangen, aus dem Leben des Glaubens im Leben des Schauens anlangte. Seine Bilder ſind Wunder, ſo kann man wohl ſagen, wie man von den Schriften des heiligen Thomas von Aquin zu ſagen pflegt. Das Volk nannte ihn Beato, den Seligen, ihm war die Kunſt eine beſtändige Betrachtung der Güte Gottes, ſeine Bilder Gebete, ſie gingen wie Strahlen aus von ſeinem liebenden Herzen und ſproßten wie Blumen auf aus ſeiner blüthenreichen Seele. Wenn auch ausführliche Aufzeichnungen über das Leben

dieses Meisters nicht vorhanden sind, so können seine Werke in ihrer Entwickelung als die besten und lehrreichsten Quellen zu seinem heiligen der Kunst geweihten Leben dienen.

Nikolaus V. ließ ihm das Grabmal, welches noch heute über seinen Gebeinen in der Kirche Maria sopra Minerva in Rom steht, anfertigen, und man vermuthet, der Papst selber habe die lateinische Grabschrift hiezu verfaßt. Sie lautet deutsch: „Hier liegt der ehrwürdige Maler, Bruder Johannes von Florenz des Predigerordens 1455. Nicht sei es mir zum Lobe, daß ich war wie ein zweiter Apelles, sondern daß ich, was ich erwarb, alles den Deinen (d. h. den Armen) geschenkt. Für die Erde sind andere Werke, andere sind für den Himmel; die blühende Stadt Etruriens brachte mich ans Licht." In der Nähe der Sakristei ist jetzt der Marmorstein senkrecht in die Wand eingefügt. Im Ordensgewande, die Cappa über dem Haupt bis zur Stirne und den bis zu den Füßen wallenden Mantel, die Hände über die Brust gekreuzt, liegt jetzt das Steingebilde da in einem von zwei schmalen kannellirten Säulen an der Seite und oben mit einem Rundbogen umschlossenen Raum. Das Haupt ruht auf einem Polster, aus den oberen Ecken sehen 2 Engelsköpfe auf sein Antlitz, alles im Renaissancestil. Das Gesicht ist nach einer Todtenmaske gemacht, die Wangen eingefallen, die Augen geschlossen, eine breite hohe Stirne, die Nase edel geformt, um den Mund Wohlwollen und jener gewisse Zug, der verkündet, daß nur Worte des Friedens von demselben ausgegangen.

In der Pariser Reichsbibliothek existirt ein von Nocchi gestochenes Porträt nach einem Bilde von Fra Bartolomeo, das aber mit dem auf dem Grabmale wenig Aehnlichkeit hat. Indem Fra Bartolomeo erst 14 Jahre nach dem Tode Angelico's geboren wurde, scheint es eine Copie von einem Originalporträt aus der Lebenszeit Angelico's zu sein. Die Züge sind feiner und weicher als auf dem Grabmal zu Rom. Es wird aber durch das Auflegen von Gyps, wenn es nicht mit der größten Vorsicht geschieht, die Todtenmaske meistens etwas anders als der Ausdruck des lebenden Gesichtes.

Als Schüler des seligen Meisters werden genannt: Benozzo Gozzoli, Zanobo Strozzi, Gentile da Fabriano und Domenico di Michelino. Von letzterem existirt nur noch ein Bild, das Porträt Dante's in Lebensgröße, neben der Sacristeithüre in Florenz, das jedem auffällt, der den Dom besucht. Gozzoli half mit bei dem Dom von Orvieto, er malte auch im Campo santo zu Pisa. Von Strozzi ist gar nichts

mehr zu finden. Der bedeutendste unter den Schülern Angelico's und überhaupt einer der ersten Sterne der Giottoschule ist Gentile Fabriano. Er bewahrte in seinem edlen, von Buonarotti sehr gepriesenen Stile die Klarheit und Präcision der Miniaturisten, wie in seiner Anbetung der Magier in der Akademie zu Florenz und in dem überaus schönen Altaretto in der Pinakothek zu München zu sehen ist.

Gentile präsentirt auch die höchste Ausbildung der Schule von Siena, die in kostbarer Gewandung, in Gold- und Silberfarben und im Faltenwurf besonders ausgezeichnet gewesen ist. Ein wenig besprochenes Bild von Gentile existirt in der auch sehr wenig besuchten Galleria delle belle arti in Pisa, auf welches wir schon 1864 aufmerksam gemacht. Es ist eine Krönung Mariens mit vielen Figuren. Gentile kann sich im Ausdruck der wundervoll lieblichen Gesichter mit seinem Meister messen. Ein unaussprechlicher Seelenadel, ein Strahlenkranz von Verklärung umwebt diese Gestalten, eine sittliche Reinheit, die von Glauben, Hoffnung und Liebe getragen wird und zugleich auch die göttliche Tugendtrias verkündet. Er ist einer jener wenigen Meister, die zeigen konnten, was wahre Schönheit ist. Es macht Martin V. als Kunstkenner Ehre, daß er den Gentile nach Rom berief und ihm sein besonderes Wohlwollen schenkte, wie Eugen IV., daß er dieses Wohlwollen gegen den Künstler fortsetzte.

Hätte Gentile nur eins von diesen beiden Bildern gemalt: die Anbetung der Magier in der Akademie zu Florenz oder diese Krönung Mariens in Pisa, so verdiente er den Lorbeer der Unsterblichkeit in der Kunstwelt.

Den Frieden der Erlösung und Beseligung haben die heidnischen Künstler auf einem Angesichte nicht gesehen, sie konnten ihn folglich auch nicht darstellen. Einen Gesichtsausdruck, wie er sich auf Bildern des Gentile findet, konnten die heidnischen Künstler nicht hervorbringen. Das ist specifisch christliche Gesichtsbildung, Anschauung und Darstellung desselben. Es ist die Höhe aller Kunst, die Ebenbildlichkeit Gottes im Menschenantlitz dargestellt.

Gentile starb in der Laterankirche zu Rom, eben als er malend vor einem begonnenen Heiligenbild stand, und wurde beigesetzt in der Kirche Santa Francesca Romana auf dem Campo vaccino. Sein Schüler war Jacopo Bellini, der berühmte Begründer der Venetianerschule, aus welcher Giorgione und Tizian hervorgingen.

Somit sehen wir hier Angelico auch als Ahnherrn und Meister berühmter Schulen. Die himmlische Seelenfreude findet sich auf den Bildern Angelico's und Gentile's. Wer möchte das Erdenwallen dieser Künstler nicht ein glückliches nennen.

An Angelico hat sich in vollem Maße erfüllt, was sein Vorgänger in der Kunst, Guido von Siena, zwei Jahrhunderte früher unter ein von ihm gemaltes Madonnabild geschrieben:

Me Ghuido de Senis diebus depinxit amenis,
Quem Chrs. lenis nullis velit agere penis.
Ano Dom. MCCXI.

Die überaus lieblichen Verse, in denen die unnachahmliche Gemüthstiefe des Mittelalters einen harmonischen Ausdruck findet, lassen sich deutsch nur dem Text annähernd wiedergeben:

Guido von Siena, will ich dir sagen, hat mich gemalt in glücklichen Tagen, Christus der Herr mög' es ihm gnädig lohnen, ihn mit der Strafe barmherzig verschonen.

In der That glückliche Tage, die Kunst als Gebet und Gottesdienst zu pflegen und im Seelenfrieden eines heiligen Wirkens seine Lebenszeit hinzubringen.

Ludwig Uhland.

Ein Gedenkblatt zu seinem hundertjährigen Geburtstag.

Von

Dr. Friedr. Wilh. Grimme.

Am 26. April 1887 begehen wir den hundertjährigen Geburtstag eines der edelsten, lautersten deutschen Dichter, eines entschiedenen Lieblings unsrer Nation, nämlich Ludwig Uhland's Hat die milde Flamme seiner Dichtung nun bereits seit ungefähr 80 Jahren alle Freunde des Edeln, Echten und Rechten, hat sie Tausende aller Altersstufen innerlich erwärmt, so wird sicher dieser Tag seine Schriften manchem wieder in die Hand reichen und das Bewußtsein wecken, daß die Materie und ihre Interessen doch nicht das Höchste auf Erden sind, sondern das Ideale immerdar zu Rechte bestehen wird. „Walter von der Vogelweide, wer des vergäße, thät' mir leide" — so hieß es im Mittelalter von diesem Minnesänger; wir dürfen den Namen L. Uhland einsetzen und von ihm ebensowohl sagen: „Wer sein vergäße, thät' mir leide." Vergesse man statt seiner lieber den ganzen — ja, den ganzen Wieland, den halben Goethe — mögen auch die Goethomanen jedes Läppchen von diesem hoch an die Stange binden — es wäre kein Landschade. Vergessen wir aber von unserm Uhland keine Zeile. Die gegenwärtigen Blätter haben den Zweck, sein Gedenken möglichst lebendig zu erneuern, sein Leben und sein Schaffen in einem Gesammtbilde vorzuführen, die Leser zu einem Lustgange durch den Garten seiner Poesie einzuladen, und für diesen Gang Handweiser zu sein.

Uhland's Geburtsstätte ist die alte Pfalzgrafenstadt Tübingen am Neckar. Unbedeutend und fast ärmlich an sich, ist doch seine Vaterstadt ausgezeichnet durch ihre schöne Lage und nähere und fernere Umgegend, wo Berge und Thäler, Wälder und Auen das

Auge freundlich anmuthen, und alte Burgen und Klöster den Fernblick in eine versunkene Zeit zurücklenken — ein Umstand, der nicht wenig dazu beitragen mochte, daß schon das Gemüth des Knaben leise vom Hauche der Schönheit, wie der Geschichte angeweht wurde; gleichwie andrerseits aus dem Charakter seines Schwabenvölkchens ein schalkhafter, neckischer Humor, eine tiefe Gemüthlichkeit und eine allweg scharf ausgeprägte Bestimmtheit unverkennbar in seine Dichtung mit hinübergegangen ist. Die Lebensstellung seines Vaters war eine bescheidene: er war Universitätssekretair, — ein Amt, welches in das elterliche Haus weder dem Luxus, noch aber auch der drückenden Sorge Einlaß gewährte, sodaß der Knabe unter Verhältnissen aufwuchs, welche der Entwickelung eines Talentes gerade am günstigsten sind. Einen allzu schweren Druck materieller Sorgen können wir dagegen keinem Talente wünschen: er läßt die Elasticität des Geistes erlahmen, läßt auch oft genug eine gemeine, am Boden kriechende Gesinnung zurück.

Seine klassische Ausbildung erhielt Uhland am Gymnasium seiner Vaterstadt; die alten Sprachen betrieb er mit großem Eifer, daneben aber erwachte hier schon der Trieb zum eignen dichterischen Schaffen, indem, wie erwiesen, seine ersten Gedichte aus dem Jahre 1804 stammen, als er, um nach unserer Weise zu sprechen, Oberprimaner war. Die zwei Dichtungen aus diesem Jahrgang: „Die sterbenden Helden" und „Der blinde König" sind schön in Gedanke, Scene und Entwickelung, vollendet nach Form und Wohllaut und bilden noch jetzt zwei Perlen in der Gesammtausgabe seiner Gedichte; sie sind zugleich dadurch charakteristisch, daß es Balladen sind, während andere Dichter meistens mit reinlyrischen Ergüssen beginnen und erst nach allmäliger Erstarkung der poetischen Schwingen sich an die Balladen wagen. Bei Goethe und Schiller sprechen wir geradezu von einem „Balladen-Jahre." — Von 1805, dem Todesjahre Schiller's, bis 1808 studierte Uhland an der Universität seiner Vaterstadt Jurisprudenz, aber das Fachstudium hemmte nicht die weitere Entwickelung seines poetischen Talentes, sodaß er schon 1806 und 1807 schätzenswerthe dichterische Beiträge für einen Musenalmanach lieferte. 1810 erwarb er sich die Würde eines Dr. juris und trat in die Reihe der Advokaten.

Aber unser Dichter liebte es weniger zu praktizieren, als recht häufige Spaziergänge in das poetische deutsche Mittelalter zu machen, wohin die Wege von den berühmten Häuptern der romantischen

Schule, einem Novalis, Tieck, Arnim und den Gebrüdern Schlegel, bereits seit dem Jahre 1796 erschlossen und gebahnt waren. Einer dieser Spaziergänge führte ihn bis nach Paris, um auf der dortigen Bibliothek die vielen literarischen Schätze aus dem deutschen Mittelalter zu studieren. Der angebliche Zweck dieses dreivierteljährigen Aufenthalts war freilich, an der Pariser Universität einige berühmte Rechtsprofessoren zu hören; doch

Da ich mich des Rechts beflissen
Gegen meines Herzens Drang,
Und mich halb nur losgerissen
Von dem lockenden Gesang,

so sah man ihn in den Collegien dieser Herren nur selten, dagegen fast ständig in dem Lesezimmer der Bibliothek, trotzdem daß bei jenen im Winter gut, hier sehr schlecht geheizt war, sodaß er, wenn ihm beim Abschreiben oder Excerpieren poetischer Urkunden die rechte Hand starr vor Kälte geworden war, sie zum Aufthauen in den Busen schob und dann solange mit der Linken schrieb — ähnlich wie er selbst von jenem berühmten spanischen Dichter und Kriegshelden sagt: „Cervantes ließ gelähmt die Rechte sinken und schrieb den Don Quixote mit der Linken.“ Mit welcher Pietät mag er da an den berühmten sogenannten Codex Manessius herangetreten sein, eine Sammlung, welche die Handschriften der Lieder von 140 deutschen Minnesingern aus dem 12. 13. und 14. Jahrhundert sammt den Bildnissen dieser Sänger enthält! Auch in altfranzösische Dichtungen vertiefte er sich daselbst und fand manche gute Sagenstoffe darin von Herzog Richard von der Normandie, von Karl dem Großen und seinen Paladinen, von Roland und Schön Alda — Stoffe, welche er später zu den schönsten Romanzen verarbeitet hat. Auch seine wichtige wissenschaftliche Abhandlung „über das altfranzösische Epos“ ist eine Frucht dieser Studien gewesen. — Nach Deutschland zurückgekehrt, wandte er seine Forschungen auch dem Norden, sowie der Provence und Spanien zu, ohne jedoch der Liebe zu seinem deutschen Vaterlande jemals untreu zu werden.

Allein traurig sah es damals in diesem deutschen Vaterlande aus: es seufzte zum großen Theil unter der Zwingherrschaft Bonaparte's. Doch gährte es schon mächtig in seinem Schooße: die Stimmen eines Hardenberg und Stein, der Stentorruf eines Görres, die Dichtungen der Romantiker hatten schon manches deutsche Herz wachgerufen und allmälig wieder ein deutsches Bewußtsein geschaffen.

Auch Uhland ſtimmte in den Ruf jener Männer ein, und die Erhebung der Nation in den Jahren 1813—15 begleitete er mit feurigen Liedern und weihte dann ſeine vollſten Töne der endlichen Siegesfeier, wie wohl ſeine Lieder ihm nur ein kleines Opfer dünkten, das er auf den Altar des Vaterlandes legte, nachdem der Sieg ſo große Opfer gefordert.

Dir möcht' ich dieſe Lieder weihen,
Geliebtes deutſches Vaterland,
Denn dir, dem auferſtand'nen, freien,
Iſt all mein Sinnen zugewandt.
Doch Heldenblut iſt dir gefloſſen,
Dir ſank der Jugend ſchönſte Zier —
Nach ſolchen Opfern, heilig großen,
Was gälten dieſe Lieder dir?

Und nichts bedauerte er mehr, als daß es ihm nicht vergönnt geweſen, als Kämpfer mit dem Schwerte in der Hand für das Vaterland einzuſtehen, wie die ritterlichen Sänger Achim von Arnim, Schenkendorf, de la Motte-Fouqué, Eichendorff und Körner.

Doch möcht' ich mir erringen
Das gute Recht, zu ſingen
Des Vaterlandes Sieg.

Nachdem die Befreiung des Vaterlandes vollbracht, übergab Uhland ihm im Jahre 1815 die erſte ſelbſtändige Sammlung ſeiner Gedichte, nicht ohne vorher erfahren zu haben, wie ſchwer es in Deutſchland iſt, einen Verleger für Gedichte zu finden. Bis dahin hatte ihn das Volk nur aus Muſenalmanachen und namentlich aus den ſchönen Melodieen gekannt, die ſein Freund, der berühmte Componiſt Conr. Kreutzer, zu vielen ſeiner Lieder geſetzt hatte. Von 1815 wandte er ſeine Dichtung auch ſeinem engeren Vaterlande Würtemberg zu, indem er die würtembergiſchen Kammern durch manche Lieder zu beſonnener und feſter Oppoſition und zum Feſthalten am „guten alten Recht", wie er ſo oft ſagt, ermuntert. Die Folge davon war, daß er im Jahre darauf ſelbſt zum Mitgliede der zweiten Ständekammer gewählt und bis 1839 immer wieder gewählt wurde. Obwohl er ſich keineswegs als Redner auszeichnete, ſo wirkte er doch hier treu und feſt wie in ſeinen Liedern, ohne jedoch jemals von der Liebe zu ſeinem Könige zu laſſen oder ſich in Umſturzgelüſte zu verirren. Daneben war er von 1829—33 an der Univerſität ſeiner Vaterſtadt Profeſſor der deutſchen Sprache und Litteratur, legte dieſe Stelle jedoch nieder, als die Regierung ihm im letzten

Jahre den Urlaub, um wieder in die Kammern nach Stuttgart zu gehen, verweigerte. Aber ihren Zweck, den oppositionellen Deputirten loszuwerden, erreichte die Regierung dadurch nicht; denn Uhland legte seine Professur, nicht aber sein Mandat für die Ständekammer nieder; und so war er daselbst wiederum thätig bis 1839, in welchem Jahre er eine Wiederwahl ablehnte und sich ganz ins Privatleben zurückzog, um fortan nur litterarischen Studien zu leben.

Noch einmal ward er im Jahre 1848 auf den Schauplatz des öffentlichen Lebens gerufen, indem er, der Liebling des Volkes, von der nämlichen Regierung, die sich früher gern seiner entledigt hätte, als Bundestagsgesandter nach Frankfurt a. M. geschickt wurde und in der Paulskirche mit tagte. Auch dort trug er sich nicht mit chimärischen Hoffnungen und revolutionären Tendenzen, sondern wollte für das deutsche Volk nur erreichen, was vernünftiger Weise zu erreichen war, und an dieser Hoffnung festhaltend, folgte er selbst dem sogenannten Rumpfparlament nach Stuttgart. Von da an jedoch zog er sich gänzlich zurück und nahm sogar seine Entlassung als Mitglied des würtembergischen Staatsgerichtshofes. Von Reisen, die er seitdem gemacht, ist nur eine nach der Schweiz und eine nach Berlin und zur Ost- und Nordsee zu nennen, wie denn, außer jenem Pariser und Frankfurter Aufenthalte, sein Leben sich fast nur zwischen Tübingen und Stuttgart bewegt hat. Bis in die letzten Jahre seines Lebens hat er sich einer unausgesetzten Gesundheit zu erfreuen gehabt, und erst im Frühling des Jahres 1862 erlitt diese einen stärkeren Stoß, indem er, als er in Weinsberg die Leiche seines Freundes, des Dichters Justinus Kerner, zu Grabe geleitete, sich eine heftige Erkältung zuzog. Von da an war er leidend, auch eine Badekur hatte nicht den gewünschten Erfolg, sein Zustand verschlimmerte sich im Spätherbste immer mehr, bis der 13. November ihn seiner Leiden enthob und zu jenem Frühlinge hinübertrug, von dem er selbst singt:

Er ist dir einst beschieden
Am Ende deiner Bahn;
Du ahnest ihn hienieden,
Und droben bricht er an.

Aber dem deutschen Volke lebt er fort und fort, er lebt sogar den Deutschen jenseits des Oceans, wie denn der längst hingeschiedene Dichter Nicolaus Lenau in einem Liede sagt, er habe in den Einöden und Urwäldern Nordamerikas Uhland's Lieder gelesen.

Wir ſehen, ſein Leben bewegt ſich in ziemlich engen Grenzen. Er hat durch keine Stellung imponirt, nicht durch ſeltene Thaten geglänzt, ſich nicht an den Höfen der Fürſten bewegt, kein Mäcenas hat ihn protegirt, kein Fürſt hat ihn geadelt; bekannt iſt, daß er dem Könige Friedrich Wilhelm IV. von Preußen die Inſignien des rothen Adlerordens zurückſchickte, als die preußiſche Regierung mit ſtrengen Maßregeln vorſchritt gegen diejenigen ihrer Beamten, die mit dem Rumpfparlamente nach Stuttgart gegangen waren. Er führte, wenn ihn nicht ſeine Kammerthätigkeit in die Reſidenz rief, im Ganzen nur ein durch Dichtung und Wiſſenſchaft verſchönertes Stillleben. Nicht einmal die Geſellſchaft ſuchte er häufig auf, und wenn er es that, ſo war er meiſtens ein wortkarger Gaſt, der in die laufenden Tagesgeſpräche nur ſelten einſtimmte und erſt dann beredt wurde, wenn die Rede auf höhere Materien überlenkte, die ihn intereſſirten. Dann aber ſtand ihm das ernſte Wort wie der Humor vollkommen zu Gebote, und jedes Urtheil, welches er fällte, war klar, ſcharf und ſicher; hatte er aber ſeine Gedanken einmal ausgeſprochen, dann ſchwieg er wieder, wie vorher. Selbſt ſeine Frau, eine geb. Emma Viſcher, mit der er recht glücklich lebte, die ihm aber keine Kinder geſchenkt hat, hatte an ihm gewöhnlich einen ſtummen Gefährten, der, wenn er nicht gerade wiſſenſchaftlich arbeitete, ganze Stunden, ohne eine Silbe zu ſprechen, am Fenſter ſtand und in die fernen Berge hinausträumte; ſobald er aber bemerkte, daß er von der Straße her beobachtet wurde, wie das namentlich die Studenten aus Intereſſe für ihn oft thaten, ſo zog er die Vorhänge zu. Auch auf den Spaziergängen entſchädigte er ſeine Frau nicht für dies tagelange Schweigen im Hauſe, denn — er ließ ſie meiſtens zu Hauſe und ging allein. Gewöhnlich richtete er ſeine Schritte auf die Höhen am Neckar, von wo er das Thal weithin überſchauen konnte, oder nach Rottenburg hinunter und beſonders gern zu dem Hügel, auf welchem jene Kapelle ſteht, die er in dem ſchönen, vielgeſungenen Liede verherrlicht hat: „Droben ſtehet die Kapelle, ſchauet ſtill ins Thal hinab“ u. ſ. w. Bei ſeinem äußerſt zurückgezogenen Leben iſt es erklärlich, daß er im deutſchen Vaterlande bekannter war, als in ſeiner eigenen Vaterſtadt. Die Pfahlbürger von Tübingen dachten wenig daran, welch großer Mann in ihrer Mitte lebte; auch wenn ſie ihn vom Spazierwege nach Hauſe gehen ſahen, fiel er in ſeinem ſchlichten, grauen Rocke keinem ſehr in die Augen; noch weniger imponirte ſeine Geſtalt, denn er war ein kleiner, hagerer Mann,

mit einem wenig verſprechenden, ſogar ziemlich häßlichen Geſichte. Nur ſeine Stirn war ſehr hoch, wenngleich etwas zurückgelegt; und mancher Fremde, dem er gezeigt wurde, hat verwundert geſagt: „Iſt das Uhland?“ Selbſt wenn er ſeine Gedichte im Freundeskreiſe vorlas, war er nicht Feuer und Flamme, ſondern recitirte ſie ſteif und monoton, ſo daß von der zauberiſchen Muſik ſeiner Verſe keine Spur übrig blieb.

Uhland war frei von Selbſtſucht, von Dichtereitelkeit, und theilte nicht Göethe's Anſicht, daß nur die Lumpe beſcheiden ſeien, ſondern war in ſeinem ganzen Weſen ein Beleg für das Gegentheil, daß nämlich mit wirklicher Tugend und Größe die Beſcheidenheit Hand in Hand gehe. Mit liebenswürdiger Befangenheit, ich möchte ſagen Ungeſchicktheit, nahm er Huldigungen und Ovationen an, die ihm bald hier, bald dort, wo er auftrat, dargebracht wurden. Ferner war er feſt und bewußt in ſeinem Wollen und Streben und wechſelte ſeine Meinung nicht nach der allzeit wechſelnden Tagesmeinung — er war ein Mann im vollſten Sinne des Wortes. Wir wollen dies an einigen Punkten noch etwas näher betrachten.

Mit Recht fragen wir bei Beurtheilung eines Dichters faſt zunächſt: Wie ſteht er zur Religion, zum Chriſtenthum? Die Zeiten ſind glücklicher Weiſe vorüber, wo man den Dichtern, wenn nicht ausdrücklich, ſo doch ſtillſchweigend gleichſam das Recht zuſprach, aus allen Religionen und Confeſſionen der Welt ſich ein mixtum compositum wie einen Kräuterſaft zuſammenzubrauen und daran nach Belieben zu nippen, und die Dichter ſelbſt ſich dieſes als ein verbrieftes Privilegium zueigneten. Sehr bezeichnend iſt dafür der Ausſpruch Schiller's aus der Vorrede zu ſeiner „Braut von Meſſina“: „Ich halte es für ein Recht der Poeſie, die verſchiedenen Religionen als ein collektives Ganze für die Einbildungskraft zu behandeln, in welchem alles, was einen eigenen Charakter trägt, eine eigene Empfindungsweiſe ausdrückt, ſeine Stelle findet. Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion ſelbſt, die Idee eines Göttlichen, und es muß dem Dichter erlaubt ſein, dieſes auszuſprechen, in welcher Form er es jedesmal am bequemſten und am treffendſten findet.“ Noch deutlicher ſpricht dies ſein Diſtichon „Mein Glaube“ aus:

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennſt. — Und warum keine? — Aus Religion.

Wohl darf der Dichter uns in Dramen, Epen und Balladen dichterische Figuren aus allen Ländern und Zeiten vorführen und sie ihrer Religion gemäß sprechen lassen. Aber er selbst darf sich nicht mit ihnen identificiren, und wir müssen immer erkennen, daß er dann aus fremdem, nicht aus eignem Munde spricht. So nimmt dem Schiller sicher Niemand einen Satz aus der Ballade: „Die Kraniche des Ibykus" übel; nicht: „Ihm schenkte des Gesanges Gabe, der Lieder süßen Mund Apoll; so wandert er am leichten Stabe aus Rhegium, des Gottes voll" — nicht den Chorgesang der Eumeniden, überhaupt nichts. Wohl aber dürfen wir ihm arg, namentlich in seiner ursprünglichen Gestalt, verübeln das Gedicht: „Die Götter Griechenlands", eben weil er hier aus eigenem Munde spricht, seiner Herzenssehnsucht nach dem untergegangenen Cultus der Venus Amathusia und der übrigen Ganz- und Halbgötter unverhohlen Ausdruck gibt mit dem Rufe: „Wie ganz anders, anders war es da!" und bedauert, daß das Menschenleben seitdem öde, die Natur ausgestorben sei — und: „Einen (nämlich den Christengott) zu bereichern unter allen, mußte diese Götterwelt vergehn!" — Graf Friedrich Leopold von Stolberg sah dies schon damals klar ein und erhob seine Stimme dagegen, was ihm freilich Goethe's Hohnruf zuzog: „Dieser Fritz wird doch alle Tage prosaischer!" — desselben Goethe, dem nach eigenem Ausspruch „nichts verhaßter war, als Tabaksqualm, Hundegebell und Christenthum".

Treten wir nun mit der aufgestellten Frage an unsern Ludwig Uhland heran. Von Haus aus war er bekanntlich, wie die Mehrzahl seiner Tübinger Bürger, Protestant. Wie er jedoch in seinem Leben den protestantischen Standpunkt praktisch vertreten habe, wissen wir kaum. Nur eine einzige Stelle in seiner gesammten Poesie, nämlich in der Ballade „Die Ulme zu Hirsau" gibt seinem protestantischen Bekenntnisse Ausdruck in dem Worte:

Zu Wittenberg im Kloster
Wuchs auch ein solcher Strauß
Und brach mit Riesenästen
Zum Klausendach hinaus.

O Strahl des Lichts, du dringest
Hinab in jede Gruft,
O Geist der Welt, du ringest
Hinauf in Licht und Luft.

Hätte er diese Zeilen nicht eingesetzt und keinen protestantischen Taufschein gehabt, so könnte jeder Leser unbefangen sagen: Uhland

war Katholik und nimmt unter den katholischen Dichtern eine hervorragende Stelle ein. Sein ganzes Leben und Schaffen, sein Sinnen, Denken und Dichten wurzelte im christlichen Mittelalter, d. h. mit anderem Worte, im Katholicismus. Letzterer ist der Vater der weitaus größeren Zahl seiner poetischen Gebilde und zwar so, daß auch nirgends ein Schatten der Zweifelsucht oder der Ironie (wie bei Tieck oder A. W. Schlegel) hervortritt. Seine Poesie webt und lebt unmittelbarer und unbefangener im Katholicismus, als die anderer, von Geburt aus katholischer oder durch ihr Forschen und Dichten katholisch gewordener Romantiker. Auf katholischem Fundamente stehen seine besten historischen Gestalten und erhalten ebendaher ihr eigentliches Mark; von dorther nimmt er seinen Ernst, von dorther auch jenen köstlichen, stets harmlosen Humor, welcher im Mittelalter seine Humoresken selbst in das Gestein der gothischen Thürme und Portale hineintrieb. Selten hat ein von Haus aus katholischer Dichter so schöne, so begeisterte Strophen auf die selige Jungfrau gedichtet, wie er in seiner Ballade „Der Waller." Wir können es uns nicht versagen, sie herzusetzen.

An dem Tage, da man feiert
Der Gepries'nen Himmelfahrt,
Wo der Sohn, den sie geboren,
Sich als Gott ihr offenbart,
Da in ihrem Heiligthume
Wirkt sie Wunder mancher Art;
Wo sie sonst im Bild nur wohnet,
Fühlt man ihre Gegenwart:

Welche Glut ist ausgegossen
Ueber Wolken, Meer und Flur!
Blieb der goldne Himmel offen,
Als empor die Heil'ge fuhr?
Blüht noch auf den Rosenwolken
Ihres Fußes lichte Spur?
Schaut die Reine selbst hernieder
Aus dem glänzenden Azur?

Das sind himmlische Harfenklänge zu dem Feste Mariä Himmelfahrt, das ganze Gedicht zugleich eine glänzende Verherrlichung der katholischen Wallfahrten. — Oder kann das sich verödet fühlende Herz eines Protestanten in höherer Sehnsucht nach der verlassenen alten Heimath sich ergehen, als Uhland in seiner allegorischen Ballade „Die verlorene Kirche."? — Von seinem aus der gleichen Quelle

entſprungenen Humor nur eine kleine Probe. Der letzte Pfalzgraf von Tübingen verkauft Schuldenhalber ſein ganzes Beſitzthum an's Kloſter, behält ſich im Walde nur das Jagdrecht vor und ſagt:

Und hört ihr Mönchlein eines Tags
Nicht mehr mein Jägerhorn,
Dann zieht das Glöcklein, ſucht mich auf!
Ich lieg' am ſchatt'gen Born.
Begrabt mich unter breiter Eich'
Im grünen Vogelſang,
Und leſt mir eine Jägermeſſ' —
Die dauert nicht zu lang.

Als chriſtlicher und deutſcher Dichter hat Uhland denn auch den griechiſchen Olymp und Parnaß mit ihrem geſammten „Göttergeſindel", welches Jahrhunderte lang im Walde der deutſchen Poeſie ſo vielen Spuk und Unfug getrieben, von ſeiner Dichtung vollſtändig ausgeſchloſſen. Er iſt einer der Erſten geweſen, welche durch ihr Schaffen dargethan, daß wir dieſes undeutſchen, heidniſchen Elementes ſehr wohl entrathen können. Martin Opitz und alle „Gelehrten" ſeiner Schule hatten ſich auf dieſen goldenen „Schmuck" der Poeſie viel zu gute gethan, Schiller kann ſich von dem Zauberbanne nicht löſen und iſt bemüht, von Zeus und Ceres an bis auf die letzte Najade hinab alles in's feine zu bringen, Goethe bringt's bald ernſt, bald ſinnlich-lüſtern, Bürger grob und unfläthig, und wieder Andere ſo und ſo. Uhland aber ſah ein, daß dieſes ganze Weſen in der deutſchen Poeſie nur Floskel ſei, und ſagt dies in einem Diſtichon mit der Ueberſchrift: „Die Götter des Alterthums" gerade aus:

Sterbliche wandeltet ihr in Blumen, Götter von Hellas;
Ach, nun wurdet ihr ſelbſt Blümchen des neuen Gedichts.

Von Blümchen aber, von Floskeln iſt Uhland's kernige, durch und durch wahre Natur kein Freund. Er zieht auch nicht, wie Klopſtock, die deutſche oder nordiſche Mythologie, ſtatt der griechiſchen, heran, um ſo Floskel ſtatt Floskel zu pfropfen. Ihm iſt Gott und ſeine Engel und Heiligen gerade genug; was bedarf es, ſtatt der ſonnenhellen Wahrheit, der trüben Flämmchen einer gewaltſam hereingezogenen Mythologie, dieſes Anachronismus, welchem überdies unſer ganzes Volk fremd gegenüberſteht?

Ebenſo dürfen und müſſen wir bei der Charakteriſirung eines Dichters fragen: Wie ſteht er zur Sittlichkeit? Auch die Zeit

ist glücklich vorüber, wo man den Poeten eine eigene Moral concedirte und zu den Ausschreitungen ihres Lebens wie ihrer Dichtung beide Augen zudrückte — wo die Salonwelt einem Wieland alle Liederlichkeit und faunische Lüsternheit, von der sich nicht einmal sein bestes Gedicht „Oberon" freigehalten, bereitwilligst verzieh und gutmüthig hinzusetzte: „Sein Leben ist doch in einem bürgerlich-anständigen Tenor verlaufen." Die Zeit ist vorüber, wo man einem G. A. Bürger die totale Zerfahrenheit seines Lebens, das unsittliche Verhältniß zu Molly ohne Beichte und Besserung vergab, demselben sogar Thränen des Mitgefühls widmete und die Rohheiten vieler seiner Dichtungen hinnahm, weil solches volksthümlich und Bürger durchaus ein Volksdichter sei — wo man einem Goethe alle Excesse gegen das sechste Gebot, auf deutscher, schweizerischer und italienischer Erde begangen, mit dem Worte verzieh: „Ach laßt ihn doch; er hat sie ja so offenherzig, so naiv, so leicht in Properzens Manier, in so hübschen Versen selbst bekannt und durch dieses Bekenntniß sich die Absolution verdient," ja, wo man ihm gerade daraus ein Verdienst machte und sagte: „Ohne diese reichen Erlebnisse wäre er nicht Meister in der Zeichnung von weiblichen Charakteren geworden." In diesem Punkte steht, von ganz geringen Schwankungen in seinen frühesten Productionen abgesehen, unser Schiller hoch; seine Werke braucht darum ein Vater nicht durch Verschluß im Schranke seinen Kindern zu entziehen.

L. Uhland's Leben glitt so einfach, so kindlich harmlos und unschuldig dahin, daß auch nicht ein Schatten dessen Spiegel getrübt hat; und aus solch einer Seele konnten nur die reinsten, dichterischen Gebilde hervorquellen. Seine Werke dürfen wir darum auch für unsere Kinder offen auf dem Tische liegen lassen. Wollten wir durchaus etwas daran mäkeln, so könnte es nur eine Zeile, die Schluß-Pointe, einer einzigen Ballade sein, die wir absichtlich nicht nennen, und die wir, wegen ihres sonstigen naiven, gemüthlichen, volksthümlichen, zum Gesang herausfordernden Tones nicht eben gerne missen möchten.

Eine dritte Frage dürfen und müssen wir stellen und jedem Dichter dabei scharf die Fackel ins Gesicht halten, nämlich: Wie steht er zu seinem Vaterlande? Diese Beleuchtung kann Schiller sehr wohl aushalten, er, welcher die Erniederung und Knechtung unserer Nation schmerzlich empfand und durch seine feurigen Gedichte zur Erhebung derselben aus der Schmach beigetragen hat, selbst in Dramen, denen er, wie in der „Jungfrau von Orleans"

einen fremdländiſchen Schauplatz zu Grunde legte, und der, hätte er die endliche Befreiung erlebt, ſie gewiß mit jubelnden Liedern begleitet haben würde. Aushalten können ſie auch die Dichter der romantiſchen Schule, deren Wurzel ja recht eigentlich im Deutſch-Vaterländiſchen zu ſuchen iſt — namentlich die aus dieſer Schule hervorgegangene Gruppe der vorzugsweiſe ſo genannten „Freiheitsdichter," wie Körner, Schenkendorf, Arndt u. A. Sehr tief aber muß ſich das Geſicht verhüllen Vater Goethe, welchem Deutſchland nur dann Deutſchland war, wenn es in ihm ſeinen größten Mann und Dichter verehrte — welcher Napoleon pries, da dieſer von ihm ſagte: „Voilà un homme!", und welcher keine Silbe des Schmerzes verlauten ließ über Deutſchlands Knechtung, kein Wort in die Nation hineinwarf, damit ſie ſich aufraffe und die fremden Ketten von ſich abſchüttele, der dem ganzen Ringen unſerer Nation „kühl bis an's Herz hinan" gegenüberſtand, während dieſer ganzen ebenſo traurigen wie ſchließlich glorreichen Zeit ſich mit indiſchen und perſiſchen Dichtern beſchäftigte und deren Frivolität und Lüſternheit, mit eigener Zuthat reichlich verſehen, in ſeinem „Weſt-öſtlichen Divan" uns entgegenbrachte. „Aber — ſo wird man ſagen — er hat doch nach vollendeter Befreiung ein Feſtſpiel auf der Weimar'ſchen Bühne zur Aufführung gebracht." Freilich! Anſtandshalber, ut aliquid fecisse videamur. Und dieſes Stück „Des Epimenides Erwachen", auf altgriechiſchem Boden ſpielend, mit Figuren, die nur Larven und matte Allegorien ſind, iſt eines der elendſten Machwerke der geſammten deutſchen Litteratur. Wer einen einzigen reſoluten, deutſchen Gedanken aus dieſer wurmſtichigen Nuß herausfangen kann, der kann mehr, als alle vernünftigen Leute der Welt zuſammen. Wie ſehr Uhland den Patriotismus Goethe's durchſchaut hatte, davon zeugt eine Strophe aus dem letzten Liede der Vaterländiſchen Gedichte: Wanderung:

Ich ſchritt zum Sängerwalde,
Da ſucht' ich Lebenshauch;
Da ſaß ein edler Skalde
Und pflückt' am Lorbeerſtrauch;
Nicht hat er Zeit, zu achten
Auf eines Volkes Schmerz,
Er konnte nur betrachten
Sein groß, zerriſſen Herz.

Neben Goethe ſei noch Heinr. Heine geſetzt, welcher, erſt nach Deutſchlands Erhebung aufgetreten, für die Ehre ſeines Vaterlandes

nicht ein einziges ernſt gemeintes Wort, wohl aber zu deſſen Verſpottung viele Worte gefunden hat, wenngleich er ruhmredig von ſich ſagt:

Ich bin ein deutſcher Dichter,
Bekannt im deutſchen Land,
Nennt man die beſten Namen,
So wird auch der meine genannt.

Und dann .... in Paris ein ſchöner Jahresſold von König Louis Philipp, und der „deutſche Dichter" Herr Heine ſchreibt munter in deſſen Sinne, franzoſenfreundlich, deutſchfeindlich.

Wie ſteht es in dieſem Punkte um L. Uhland? Wenn er, deſſen ganzes Weſen Wahrheit iſt und jeder Lüge feind, nur das ſchlichte Wort geſagt hätte:

Ich ſang in vorigen Tagen
Der Lieder mancherlei
Von alten frommen Sagen,
Von Minne, Wein und Mai;
Nun iſt es ausgeſungen,
Es dünkt mir alles Tand,
Der Heerſchild iſt erklungen,
Der Ruf „für's Vaterland!" —

oder dem Vaterlande nur die Zeile dargereicht hätte:

Dir, dem auferſtandenen, freien,
Iſt all' mein Sinnen zugewandt,

ſo wüßten wir eigentlich ſchon genug. Nunmehr aber iſt ſein ganzes Dichten von deutſchem Hauche durchweht, von aufrichtigſter Liebe zum Vaterlande durchglüht: die ernſteſten, die freudigſten Lieder hat er ihm geſungen, bedeutungsvolle Mahnworte ihm zugerufen, niemals aber Töne des feilen Spottes, niemals am Glockenſtrang für Revolution und Anarchie gezerrt. —

Gehen wir nunmehr zur Charakteriſirung der Schöpfungen Uhland's, namentlich der poetiſchen über, in denen der eigentliche Schwerpunkt ſeiner Bedeutung für die deutſche Nation liegt.

Hier erhebt man die Frage: welcher Schule gehörte er an? Nur einem Klopſtock, Leſſing, Goethe, meint man, ſei es erlaubt geweſen, ohne Vorder- und Geleitsmann heranzukommen, jeder andere müſſe einer beſtimmten Zunft angehören und zu deren Programm oder Schablonen geſchworen haben. Wir ſind das ſeit Jahrhunderten

ſo gewohnt, von der Tabulatur der Meiſterſinger an, von den Nürnberger „Pegnitz-Schäfern", von den trockenen Regeln der erſten ſchleſiſchen Schule, dem Hainbund der Göttinger, dem Ring der Anakreontiker her bis zur romantiſchen Schule, die bis tief in unſer Jahrhundert hineinragte. Nun ſagen manche: „Uhland war ein Glied der romantiſchen Schule." Das iſt nur in gewiſſem Sinne wahr. Er theilte mit den Mitgliedern derſelben die Begeiſterung für das deutſche, katholiſche Mittelalter, für deutſche und provenzaliſche Ritter- und Minnepoeſie, war ſich aber ſchon früh der Auswüchſe, der Ueberſchwänglichkeit, der Halbheit, der Formloſigkeit, der zur Ironie hindrängenden Tendenz und anderer Fehler der genannten Schule ſo klar bewußt, daß er niemals zu ihr geſchworen hat, ſondern unbeirrt ſeine eigenen Wege ging. Wollen wir ihn durchaus zu den Romantikern werfen, ſo müſſen wir auch ſofort ſagen: er iſt der beſte, klarſte, beſtimmteſte, redlichſte, von Auswüchſen freieſte Dichter in jener ganzen großen Schaar. — Danach hat man geſprochen von einer „ſchwäbiſchen Dichterſchule" als einer Seitenlinie der romantiſchen, und Uhland deren Haupt genannt. Auch das trifft nicht zu. Er war allerdings mit ſämmtlichen gleichzeitigen ſchwäbiſchen Dichtern, Kerner, Schwab, Karl Mayer u. ſ. w. bekannt und befreundet, theilte auch einzelne Züge mit ihnen, blieb aber für ſich ſo eigenartig, wollte auch ſo wenig den Freunden ſeine Art aufdrängen, daß von einer „Schule", einem gemeinſamen Programm durchaus nicht die Rede ſein kann. Er verwahrt ſich auch ſchon im Jahre 1812 in dem Liede: „Freie Kunſt" ausdrücklich gegen dieſe Ehre

Fahret wohl, geheime Kunden,
Nekromantik, Alchymie;
Formel hält uns nicht gebunden,
Unſ're Kunſt heißt Poeſie.
Heilig achten wir die Geiſter,
Aber Namen ſind uns Dunſt;
Würdig ehren wir die Meiſter,
Aber frei iſt uns die Kunſt.

So war denn Ludwig Uhland nur er ſelbſt und darum kaum weniger eigenartig und von den Pfaden Anderer fern, als Goethe und Schiller. — Ferner laſſen ſich bei Uhland nicht wie bei andern Dichtern, zum Beiſpiel bei Schiller und Goethe, „Perioden der dichteriſchen Entwickelung" unterſcheiden. Er iſt in ſeinem ganzen Leben und

Dichten immer nur er selbst, nicht durch äußere Anlässe, durch Verwandlung der Scenerie und Umgebung, durch jahrelange Studien ein andrer geworden; sein Schaffen war stets von demselben guten Geiste begleitet, und dieser Geist war 1804 der gleiche, wie bis zum Jahre 1832. Nur die Gewandtheit in der dichterischen Gestaltung, in Reim und Leichtigkeit des Versbaus und die Zuneigung zu bedeutsamern, ideenreicheren Stoffen steigerte sich im Laufe der Zeit, doch ohne irgend welches besondere Merkjahr.

Wenn wir seine Werke zur Hand nehmen, so fällt uns zunächst auf, daß sie nicht in einer langen Reihe von Bänden vor uns auftreten, wie Goethe's, Wieland's, Herder's, Lessing's oder auch Schiller's Werke. Seine Poesie füllt nur 2 Bände: 1. „Gedichte", 2. die beiden Dramen „Herzog Ernst von Schwaben" und „Ludwig der Bayer". Dazu kommt dann noch die auffallende Thatsache, daß er seine Dichterharfe sehr früh hat verstummen lassen und seit dem Jahre 1832 kaum einen Ton mehr darauf gegriffen, sodaß dieses Jahr für die deutsche Poesie doppelt merkwürdig geworden ist: Goethe starb, und Uhland verstummte; nicht als ob er dem altem Horaz beigepflichtet hätte, der von sich sagt: „Von jetzt ab entsag' ich den Versen und sonstigem Spielzeug;" nein, für Uhland war die Poesie kein Spielzeug, sondern eine Herzenssache, ein Theil seines innersten Wesens. Aber wie erklären wir dann sein dreißigjähriges Schweigen? Manche haben den Grund dafür finden wollen in seiner politischen Thätigkeit, und sie mögen zum Theil Recht haben; denn die reale Wirklichkeit des Politikers verträgt sich schlecht mit den Idealen des Dichters. Auch andere Dichter sangen sich zu Ende, sobald sie Politiker wurden, wie Freiligrath und Hoffmann von Fallersleben. Andere fügen hinzu, Uhland sei innerlich verstimmt gewesen, da er so viele von den großen Hoffnungen, die er an die Erhebung und Befreiung Deutschlands knüpfte, sich habe zerschlagen sehen. Auch das mag zutreffen, aber er war doch schon Politiker seit 1816, und der größte Niederschlag der deutschen Hoffnungen fällt gleich in die ersten Jahre nach den Freiheitskriegen, und er sang seitdem noch 16 Jahre. Den Hauptgrund hat er nach meiner Meinung in dem allbekannten Liede angegeben:

Singst du nicht dein ganzes Leben,
Sing' doch in der Jugend Drang;
Nur im Büthenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.

Er war eine ſolche Nachtigall, deren Singen Lenz und Blüthenduft iſt — er war durchaus Lyriker und ſelbſt als Dramatiker war er lyriſch gefärbt, und die Zeit des Lyrikers iſt die Jugend und das friſcheſte Mannesalter, wo Triebe und Liebe im Herzen pulſiren, und ſtilles Sehnen wie kecker Leichtſinn, leiſe Wehmuth und ungeſtümes Hoffen das Leben begleiten, Gefühle, die ſich ausjauchzen wie ausklagen wollen. Iſt das aber geſchehen, und, wie bei Uhland, in ſo zahlreichen Liedern geſchehen, die alle Töne der Lyrik angeſchlagen, ſo iſt der gereifte und kältere Mann fertig damit und hat nichts mehr zu ſingen, es ſei denn, daß er ſeine alten Themen immer wieder variire, wie das der alte Fr. Rückert bis zu ſeinem Tode gethan. Uhland ſah ein, daß die Lieder nicht mehr ſo unmittelbar aus dem Herzensdrange hervorſprudeln wollten, und er ſchwieg und wollte nicht, wie der alte Goethe, noch dicke Sträuße aus abgeblaßten und duftloſen Herbſtblumen winden, und das deutſche Volk würde ihn ob ſolcher Nachblüthen ſicher nicht lieber gewonnen haben. Alles, was nun aber von ihm vorliegt, hat Duft und Farbenglanz und lebensfähige Jugend. Nur ganz geringe Kleinigkeiten hat er ſeit 1832 noch gedichtet, gleichſam um zu zeigen, daß er das Reimen nicht verlernt; die letzten derſelben ſtammen aus dem Jahre 1844. Sie ſind jetzt mit ſeinen übrigen Gedichten veröffentlicht.

Was nun ſeine Lieder ſelbſt betrifft, ſo ſind es keine Stubenpflanzen, ſondern Kinder der freien Natur. Jeder echte Dichter iſt ein Naturfreund und webt ſeine Lieder aus Himmelblau und Waldesgrün, ſeine Freunde ſind die Sänger und Blumen des Feldes, er ſchaut an den Bergen auf wie an einer Himmelsleiter, und läßt ſeine Träume wiegen auf den Wogen des Stromes, der rauſchend und aufblitzend durch das tiefe Thal hinzieht. Aber damit begnügt er ſich nicht; er ſieht auch in das Herz der Natur, er ahnt im Erſchaffenen das Unerſchaffene, das Lebloſe gewinnt ihm Leben, die Natur wird ſeine Vertraute, er überträgt an ſie ſeine Luſt und ſeinen Schmerz, ſie wird das Spiegelbild ſeines Innern, und ihr ganzes Leben ſetzt er in Bezug zu ſich ſelbſt. So iſt es bei jedem echten Romantiker, ſo bei Ludwig Uhland.

In Gras und Blumen lieg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern,
Und wenn hoch oben hin
Die hellen Frühlingswolken zieh'n.

Und wenn Morgens noch alle ſchlafen,
Hab' ich mich längſt in's Feld gemacht
Und habe dieſes Lied erdacht
Und hab' es laut geſungen.

Aus der Natur kehrt er nach Hauſe, und trägt dann, wie er ſelbſt in einem Gedichte ſagt, in ſich des Liedes Segen. Er verſteht das „ſüße Grauen, das geheime Wehen" der Sonntagsfrühe, den klaren und feierlichen Morgenhimmel, und ſeinem geiſtigen Auge öffnet ſich der Himmel, er betet, und es iſt ihm, als ſtiegen die Engel nieder und knieten ungeſehen und beteten mit ihm. Er iſt

ſo hold den ſanften Tagen,
Wenn in der erſten Frühlingszeit
Der Himmel, bläulich aufgeſchlagen,
Zur Erde Glanz und Wärme ſtreut,
Die Thäler noch vom Eiſe grauen,
Der Hügel ſchon ſich ſonnig hebt,
Die Mädchen ſich in's Freie trauen,
Der Kinder Spiel ſich neu belebt.

Dann ſteht er auf dem Berge droben
Und ſieht es alles, ſtill erfreut,
Die Bruſt von leiſem Drang gehoben,
Der noch zum Wunſche nicht gedeiht. —

Und bei dem ſanften Schweigen der letzten ſonnigen Herbſttage iſt es ihm, als „dürft' er ſteigen hinunter in ſein kühles Grab." Die ſchöne Natur ſtimmt ihn zur Freude, er ſtimmt ein in die Luſt des Hirtenknaben, der froh und hell am Fuße des Kapellenhügels bei Wieſ' und Quelle ſingt, aber mit tiefem Schauer ahnt er auch die Vergänglichkeit aller Luſt:

Hirtenknabe, Hirtenknabe!
Dir auch ſingt man dort einmal;

und den Tod ſieht er „ſtill im Abendlichte wandeln durch der Erde Beet und Blumen und Früchte einſammeln." Doch wenn ihn die Natur auch ernſt ſtimmt, da, wie er ſelbſt ſagt, ein edler Geiſt des Ernſtes ſich in Jünglingsſeelen ſenken ſoll, ſo macht ſie ihn doch nicht trübſinnig und melancholiſch, und er ruft ſich ſelbſt zu:

Was zagſt du, Herz, in ſolchen Tagen,
Wo ſelbſt die Dorne Roſen tragen?

Und die linden Lüfte des Frühlings verwehen ihm allen Schmerz: „Nun armes Herz, vergiß der Qual! Nun muß ſich alles, alles wenden!" — So iſt Uhland allweg eins mit der Natur und

die Natur mit ihm, und gerade dieſes innige Naturgefühl iſt ein hervorſtechender und ſchöner Zug ſeiner Dichtung. Aber nicht zu verwechſeln iſt dies mit der bloßen Naturmalerei eines Matthiſſon, Salis u. a. Dieſe wiſſen mit der Natur nichts zu machen, ſie pinſeln ſie blos ab. Selbſt Uhland's eignem Freunde, Karl Mayer, ergeht es nicht viel beſſer. Andrerſeits iſt Uhland aber auch ebenſo weit entfernt von aller Naturſchwelgerei und Naturphantaſterei: er läßt nicht den Wald ſich dies und das erzählen, die Blumen dies und das flüſtern und ſich einander ſentimentale Liebe erklären — denn Phantaſterei und alles, was keinen feſten und beſtimmten Gehalt hat, liegt ihm, einem der allerbeſtimmteſten unſerer Dichter, gänzlich fern.

Ein Hauptthema jedes echten Lyrikers iſt die Liebe, ſie iſt der eigentliche Mittelpunkt des Geſanges. Und ſo ahnt auch Uhland ſchon früh, wie er ſagt, die Wunder der ſüßen Minne und geſteht: „Die Minne hat der Wunder viel.“ Aber es fehlt dem verſchämten Jünglinge der Muth, zu der Verehrten zu ſprechen. Doch heute, ja heute will er's wagen, auf dem Spaziergange muß ſie da und da vorbeikommen, er ſpricht ſich Courage ein mit allen Gründen. —

„Ich will — o wehe! welcher Schrecken!
Sie kommt heran, ſie wird mich ſehn!
Ich will mich in den Buſch verſtecken,
Da ſeh' ich ſie vorübergehn!“

Bald aber trifft er ſie, ſie trifft ihn: „Wir haben uns noch nie beſtellt, es iſt nur ſo der Lauf der Welt.“ Er bittet nicht, ſie ſagt nicht: „ja! doch ſagt ſie: nein! auch nie.“ Mit dem Gedanken an ſie geht er durch den Wald, und vor Räubern graut ihm nicht: ſie feiert er durch ſeine Dichtung:

Dir iſt die Herrſchaft längſt gegeben
In meinem Liede, meinem Leben.

Endlich „hat er ſie gerettet ſich aus der Menge wilden Reih'n,“ und „er ſitzt bei jener Linde mit ſeinem trauten Kinde, ſie ſitzen Hand in Hand.“

Wir ſaßen ganz verſchwiegen
Mit innigem Vergnügen,
Das Herz kaum merklich ſchlug;
Was ſollten wir auch ſagen?
Was konnten wir uns fragen?
Wir wußten ja genug.

Digitized by Google

Innerliche Unruhe bemächtigt ſich ſeiner, das Studieren will keine Art mehr haben, wenn er auf ſeinem Zimmer ſitzt: „Er muß zu oft hinüber ſchielen nach ſeiner hübſchen Nachbarin.“ Und nun verſteht er auch, wie es andern zu Muthe iſt, verſteht die verliebten Neckereien von Hans und Grete, oder die Gefühle vom Schatz des Schmiedes, „der den Hammer ſchwinget, daß es rauſchet und klinget,“ und ſeine Blasbälge doppelt ſo ſtark ſauſen und die Flammen aufbrauſen läßt, wenn ſie vorübergeht; verſteht die Liebesluſt des Jägers, das Winterleid des Hirten, deſſen Lieb faſt zugeſchneit im Dorfe iſt, daß ſie kaum mit dem Köpfchen zum kleinen Fenſter herausſieht, und der darum nach dem Sommer verlangt in den wunderſchönen Verſen:

„O Sommer, ſchöner Sommer! da wird die Welt ſo weit —
Je höher man ſteigt auf die Berge, je weiter ſie ſich verbreit't.
Und ſteheſt du auf dem Felſen, traut Liebchen, ich rufe dir zu;
Die Halle ſagen es weiter, doch Niemand hört es, als du.

Doch auch der Liebe Leid iſt unſerm Dichter nicht fremd geblieben, auch er muß einmal Lebewohl ſagen, auch er „ſcheiden und meiden“. Doch wenn er wandert und „ruhet unter den Bäumen hier“ und den Vöglein lauſchet, ſo hört er aus dem Geſang der Vögel *ihren* Gruß heraus und betrachtet die Blumen als „ein herzliches Liebespfand aus der Ferne von ſeiner Süßen;“ und auf der Heimkehr iſt ihm bange, der Himmel möge eher einfallen, ehe er bei ihr wäre. Aber auch herberes Leiden hat er zu ſingen: er reitet in's finſtere Land hinein, in der Sturmnacht, und kann ſich keine Ruhe erjagen, denn:

Erloſchen iſt der Sonne Strahl,
Verwelkt die Roſen allzumal,
Mein Lieb zu Grab getragen.

Oder er geht trübe und traurig bei kaltem Winterswehen, und im Dorfe, wo er Halt macht, „da wärm' ich mir die Hände, bleibt auch das Herze kalt.“

Wir ſehen, alles iſt wahr und ungekünſtelt auf dieſer Seite ſeiner Lyra; keine überſchwängliche Sentimentalität, keine erlogenen Leiden, keine Koketterie und Raffinement, keine Griſettenpoeſie, wie bei *Heinr. Heine*, ſondern echte, deutſche Minne.

Auch vom Sorgenbrecher, dem Weine, hat er ſich, wie die meiſten Lyriker, ein- oder andermal zum Liede begeiſtern laſſen. In dem einen ſchildert er uns einen wahren Studentendurſt, und im zweiten

haben er und seine Kumpane sich in so lauten, brausenden Jubel hineingetrunken, daß sie an nichts anders mehr denken mögen, als was rauschet und was brauset: an den Wald und die wilde Jagd, an Sturm und Wellenschlag, an der deutschen Männer Schlacht und an den jüngsten Tag und zu guter Letzt noch an sich selber, die da lauter als alles brausen. — Da in solches Stürmen die Frauen nicht füglich einstimmen können, er aber, der Minnesänger, ihrer auch nicht vergessen darf, so rührt er ein ander Mal mit leichtem Finger seine Saiten sanft und leise und läßt sie tönen zu des Zärtsten Preise, des Zärtsten, was die Erde hegt, er feiert — den Thee, dessen Kraft freilich er, als Mann, noch nicht recht erprobt hat, da nur zarte Frauenlippen in seines Zaubers Eigenschaft dringen; und ebenso leise, wie er sie stimmte, läßt er dann die Saiten, kaum angeregt, verklingen. — Ob aber die holden Frauen es ihm verzeihen können, daß er, nach so zarten Klängen, gleich hinterher, auf der folgenden Seite, ein derbes Metzelsuppenlied folgen läßt und Würste Speck und Sauerkraut preiset? Doch als galanter Mann unterläßt er es nicht, sich am Schlusse höflichst zu entschuldigen, und erinnert selbst an das alte Wort, daß hier und dort ein Schwein auch eine Perle finde.

Aber auch die tiefsten und ernstesten Töne der Lyrik schlägt er an zu herzergreifenden Accorden, Andacht, Himmelssehnsucht und Trost, der von oben kommt; sowie die echte Wehmuth des ernsten Mannes, der manche himmelstürmende Jugendhoffnung hat zu Grabe tragen müssen und manche edlen, großen Entwürfe des Mannesalters scheitern sah, sodaß wir meinen, wir sähen den Dichter, wie er im Auge eine Thräne zerdrückt; auch zürnen sehen wir ihn, aber stets in edlem, gerechtem Zorn, doch niemals hassen; in die Poesie des Hasses, die sich in der deutschen Litteratur besonders vor einigen Decennien so breit gemacht und von Dichtern gepflegt ist, die am besten gethan hätten, wenn sie sich selbst gehaßt hätten, wie Heine, Herwegh, Alfr. Meißner u. a. — in diese Poesie des Hasses stimmt Uhland niemals ein, wie denn der Haß immer und zu aller Zeit durchaus unpoetisch ist.

Sonderbar ist es, daß manche Litteraturhistoriker, wenn sie auf Uhland zu sprechen kommen, seine Hauptbedeutung darin finden wollen, daß er ein politischer Dichter sei. Sie meinen damit nicht, daß er ein echt vaterländischer Dichter sei und Deutschlands Kampf und Sieg in glühenden, von der wärmsten Vaterlandsliebe

durchwehten Liedern besinge, sondern sie denken dabei nur an den Würtemberger Oppositionsmann. Ich kann unmöglich dieser Ansicht beitreten. Schon nach dem bishergesagten wird der Leser die Bedeutung der Uhland'schen Muse anderswo erblickt haben. Die Würtemberger Lieder, nur 15 an der Zahl, verschwinden im Vergleich zur Menge der übrigen; auch halten sich durchaus nicht alle an den engen Rahmen seines engern Vaterlandes, sondern streifen oft allgemeine deutsche Verhältnisse. Allerdings sind auch diese politischen Lieder schön und bedeutend, und Uhland hat es verstanden, ihnen ein höheres als blos würtembergisches Interesse zu verleihen. Aus allen spricht der ernste Mann, der kein egoistisches Ziel, sondern nur das wahre Beste des Volkes und Staates im Auge hat; und soviel steht fest, unter den politischen Dichtern Deutschlands ist er einer der größten.

Rascher wollen wir hinwegeilen über seine Distichen, in denen er uns eine Reihe hübscher, kleiner poetischer Bildchen vorführt; über seine übrigen Sinngedichte, die kernige Gedanken in engster Umrahmung, unter andern einen wunderschönen Nachruf an seine verstorbene Mutter und den früh verblichenen Dichter Wilhelm Hauff enthalten; über seine Sonette und Ottaven, Gedichte vielfachen Inhalts, worin er eine Fülle von Gedanken und Poesie niederlegt und sich zugleich als gewandten Meister in italienischen Strophenformen zeigt; über seine Glossen, in denen er den feinsten und ergötzlichsten Humor spielen läßt; hinwegeilen sogar über die vier Gedichte in dramatischer Form, von denen das eine, Schildeis betitelt, uns mitten in die Schluchten des Böhmerwaldes versetzt, das andere, Ständchen betitelt, uns in originellster Komik einen Musikus schildert, der, trotzdem er auf seinen Namensvetter David pocht, unter dem Fenster seiner Liebsten eine solche Musik macht, die Steine erweichen, Menschen rasend machen kann; von denen ferner das dritte, Normännischer Brauch, eine duftige warmhauchende, goldhelle Romanze ist, nur in dramatischer Form; von denen endlich das vierte, Conradin betitelt, uns eine so herrliche und von echtester Poesie durchtränkte dramatische Scene vorführt, daß wir nur bedauern können, daß es ein Bruchstück geblieben und nicht zu einem ganzen Trauerspiel ausgearbeitet ist, und daß man dem Dichter fast zürnen sollte, daß er nicht eins von den dreißig Jahren seines Stillschweigens zu dessen Vollendung verwandt hat; es wäre sicher ein echt deutsches Nationalstück geworden.

Alles dieses will ich nur kurz angedeutet haben, um nunmehr überzugehen zu der umfangreichen Reihe seiner Dichtungen, die er unter dem Titel „Balladen und Romanzen" vor uns auftreten läßt, und worin der eigentliche Schwerpunkt der Uhland'schen Muse liegt, worin er von keinem deutschen Dichter, nicht einmal von Goethe, übertroffen, ja, ich möchte sagen, auch von Goethe nicht erreicht wird. Denn abgesehen davon, daß Goethe's Balladen sich nur auf einige zwanzig, die wirklich bedeutenden darunter kaum auf zehn belaufen, die Uhland'schen dagegen über Hundert zählen, sind die von Goethe viel kälter, die Uhland'schen viel inniger, holder und lebenswärmer, dabei meistens viel volksthümlicher, und in der plastischen Gestaltung und Objektivität thut es Uhland Goethe vollkommen gleich. Das mochte Goethe recht wohl herausfühlen, und was thut er? Er ignorirt unsern Uhland auf die vornehmste Weise, und an einer Stelle, wo er auf ihn zu sprechen kommt, sagt er von ihm und seinen schwäbischen Dichterfreunden, diese „Herren" thäten so schön moralisch und hätten sich einen poetischen Bettlermantel so geschickt umgehängt und wären naiv genug, sogar die Löcher und Flicken daran für poetische Intuitionen zu halten; aus der ganzen Region, in der Uhland walte, komme nichts Gesundes und Lebensfähiges. Pfui, Goethe, alter Neidhart! Sieh', Uhland ist viel edler als du! In seiner Ballade „Münstersage" feiert er mit wärmster Anerkennung die Verdienste Goethe's.

Die Uhland'schen Balladen sind größtentheils Balladen im strengsten Sinne des Wortes, nämlich erzählende Gedichte in Form eines singbaren Liedes, wogegen Romanzen kleine erzählende Gedichte in recitirender, in Sprechweise sind — eine Begriffserklärung, wonach Schiller keine einzige Ballade, sondern nur Romanzen gedichtet hat. In der That werden viele der Uhland'schen Balladen gesungen, z. B. „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein", — „Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch" — „Was klinget und singet die Straße herauf?" — „Ich hatt' einen Kameraden" — Graf Eberstein, Harald, Des Goldschmieds Töchterlein, Die Vätergruft u. a., ja sie sind zum Theil wirkliche Volkslieder geworden. Auch wenn wir einen anderen Begriff von Ballade festhalten, den man noch häufiger geben hört, daß sie nämlich in kleinem Rahmen das sei, was ein mythisches Epos im Großen, daß sie also darzustellen habe das Walten höherer Mächte, selbst das dämonische und zauberhafte Element, wogegen die Romanze ein Ritter-

epos im Kleinen, die Rhapsodie aber ein historisches Epos im Kleinen sei, so hat Uhland auch nach dieser Erklärung eine ganze Reihe von Balladen gedichtet z. B.: Des Sängers Fluch, Das Glück von Edenhall, Der Waller, Harald, Die Elfen, Junker Rechberger, Der schwarze Ritter u. a. — sowie unter den Begriff der Romanzen alle seine Gedichte fallen, worin spanisches, französisches, deutsches Ritterleben auftritt; und ein Muster der Rhapsodie sind die vier herrlichen Gedichte über Graf Eberhard den Rauschebart.

Um nun ein vollständiges Gemälde von Uhlands Balladen, Romanzen und Rhapsodien zu entwerfen, wäre es nöthig, sie alle durchzugehen: denn jede ist ein Werk für sich, und unter allgemeine Gesichtspunkte lassen sie sich viel weniger fassen, als lyrische Gedichte; ich muß mich jedoch darauf beschränken, sie einigermaßen in Gruppen zu bringen.

Eine Gruppe können wir die nordische nennen. Dahin gehören: „Der blinde König", „Die sterbenden Helden", „Das Schloß am Meere", „Die drei Lieder", „Der Königssohn", „Die Rache", „Das Schwert", „Jung Siegfried." In ihnen herrscht zum Theil die düstere Romantik des heidnischen Nordens; die Bilder darin erglühen wie im Scheine eines Nordlichts, Normannen — und Zauberschwerter blitzen dazwischen, Blutrache wird geübt, hohe, hehre Jungfrauen werden von todesmuthigen Helden erkämpft, und Helden sterben mit der freudigen Aussicht auf Walhalla's goldenen Saal. Etwas von dieser Nordlichtspoesie blitzt mit glutrothem Scheine auch in „Des Sängers Fluch" hinein, wenngleich sonst das ganze Gedicht eine christliche Grundlage hat — ein Lied, so düster, so ernst und dabei wieder so innig schön, so süß und milde, und doch wieder so zürnend, daß wir es ohne Bedenken zu den gewaltigsten Klängen zählen dürfen, welche die Poesie jemals geschaffen hat. Ebendahin gehört auch „Die nordische Elfensage", prachtvoll ist die Ballade „Harald", scherzend dagegen das andere Gedicht, wo die Elfen ein Erdenmädchen erhaschen und in ein gar anmuthiges Brautexamen nehmen.

Einen wehmüthigen, schmerzlich süßen Eindruck machen die fünf Romanzen unter dem Titel „Sängerliebe." Mit Ausnahme der einen, in welcher des göttlichen Dante Liebe zu seiner frühverstorbenen Beatrice geschildert wird, führen sie uns das traurige Liebesschicksal provençalischer oder gallicischer Troubadoure, des

Rudello, des Durando, des Caſtellans von Conci und des Don Maſſias vor — alle fünf wahre Perlen der Uhland'ſchen Dichtung. Verwandt in Form und Ton ſind mit dieſen zwei andere: „Bertran de Born“ und „Der Waller“, das Schönſte und Erhabenſte, was jemals in Ballade oder Romanze gedichtet worden. Die letztere wurde von Uhland ſelbſt, wie er einem älteren Freunde von mir einmal perſönlich geſagt hat, für das ſchönſte ſeiner ſämmtlichen Gedichte gehalten. Ich verzichte darauf, mehr darüber zu ſagen; denn um ihre Schönheit nach Verdienſt zu würdigen, würde es nöthig ſein, Zeile für Zeile zu betrachten. — In der Form damit verwandt, aber dem Inhalte nach das heiterſte Gegenſtück, iſt die Romanze „Unſtern“, welche die poſſirlichſten Fatalitäten eines guten Jungen darſtellt, der das Unglück hatte, eine Stunde zu ſpät geboren zu werden, nachdem die günſtige Conſtellation vorüber war; ſonſt würden ihm alle Glückſterne hold geweſen ſein, jetzt aber kommt er ſtets eine Stunde zu ſpät — wiederum ein Meiſterwerk in ſeiner Art. —

Eine andere Gruppe behandelt den Sagenkreis Karls des Großen. Klein Roland greift kühn in des Kaiſers Schüſſel und entführt ſeinen Goldpokal, ein helläugiger, kecker Geſell, in dem man ſchon den dereinſtigen Paladin, die Blume der Ritterſchaft, den Helden von Ronceval ahnt. Bald darauf ſehen wir ihn als Schildträger ſeines Vaters noch keuchen unter ſeiner Laſt, aber voll jugendlichen Muthes dem ungeſchlachten Rieſen den Garaus machen, was die andern Helden Kaiſer Karls nicht vermocht hatten. Im dritten Gedichte erſcheint der große Kaiſer ſelbſt, wir ſehen ihn auf der See kämpfen mit dem Sturm; und indeß ſeine zwölf Paladine, jeder nach ſeiner Weiſe, zagen und wünſchen und vor eitel Reden nicht zum Handeln kommen, ſitzt er am Steuer „und hat kein Wort geſprochen und lenkt das Schiff mit feſtem Maß, bis ſich der Sturm gebrochen.“ Noch darum iſt das Gedicht ſo bedeutend, weil der Charakter jedes Helden in einer einzigen Strophe auf das beſtimmteſte zu Tage tritt. — An dieſe Gruppe reihet ſich auch der herrliche Taillefer; denn in der Schlacht auf dem Haſtingsfelde ſingt er, ein Held mit der Stimme und dem Schwerte zugleich, mit hellſtem Tone das Lied von Roland, begeiſtert die ſtreitenden Normannen und hilft ſo Herzog Wilhelm die Krone von England erringen.

Eine vierte Gruppe führt uns deutſche Helden aus der alten Kaiſerzeit vor, nicht ſagenhafte, wie Karls Paladine, ſondern hiſtoriſche — alles liebwerthe Geſtalten, zu denen wir mit Luſt hinauf-

ſchauen: ſo „Der Schenk von Limburg“, „Graf Eberſtein“, „Der Graf von Greiers“, „Der ſchwäbiſche Ritter“ mit ſeinen den Türken ſo verwünſchten Schwabenſtreichen, „Der ſterbende Tell“ und der ein ergötzlich Teſtament machende „letzte Pfalzgraf von Tübingen“, ſo wie auch „Junker Rechberger“, den in optima forma der Teufel holt, — vor allem aber „Graf Eberhard der Greiner“, der alte Rauſchebart, der feſte treue Held, der vom Volke geliebte Herr von Würtemberg, in ſeinem Kampfe mit den übermüthigen Städten. Hier iſt der Dichter ſo recht in ſeiner unmittelbaren Heimath, zwiſchen Tübingen und Reutlingen, zwiſchen den Bergen, die alle Tage ſein Auge beſtreifte, bei den Schlöſſern, deren Ruinen ihn ſchon als Knaben an die thatenreiche Vorzeit erinnerten. Darum heimelt es uns ſelbſt in dieſen vier Rhapſodieen ſo eigenthümlich an und das Herz lacht uns im Leibe. — Minder duftig, aber durabel, und reſolut ſind die Gedichte, deren Stoffe Uhland aus der altfranzöſiſchen, beſonders nordfranzöſiſchen Sage entlehnt hat, ſo „Graf Richard Ohnefurcht“, dem nie was Grauen gemacht bei Tage noch bei Mitternacht, der mit Geiſtern zu fechten weiß und um eines Geſpenſtes willen nicht einmal ſeine Handſchuhe im Stich läßt, ja, in dem zweiten dieſer Gedichte durch weiſen Urtheilſpruch ſogar den Teufel prellt und um eine arme Seele bringt.

Wiederum eine andere Gruppe bilden die allegoriſchen Balladen, in denen unter der Oberfläche der ſinnlichen Erſcheinung, die uns der Dichter vor Augen führt, ein tieferer Sinn verborgen liegt. Die berühmteſten unter dieſen ſind: „Die verlorene Kirche“, ein Gedicht, in welchem wir Uhland im ſchönſten Gegenſatz zu denjenigen unſerer Dichter ſehen, die vor lauter Bewunderung des griechiſchen Heidenthums ihr Chriſtenthum verloren, und „Das Märchen“, worin er in ſinnreicher Weiſe, beinahe ganz an der Hand des alten Volksmärchens von Dornröschen, uns den Gang der deutſchen Poeſie vorführt, wie ſie, als ſtrahlend ſchöne, keuſche Königstochter, im Mittelalter zur Zeit der Hohenſtaufen blüht, von ritterlichen Minneſängern gepflegt und beſchützt, ſpäter von einer alten Hexe, nämlich der gelehrten Stubenpoeſie, mit der Spindel in die Ferſe geſtochen wird und nun in einen Jahrhunderte langen Zauberſchlaf verſinkt, indeß die Alte immer weiter ſpinnt und die Spinnen des Palaſtes mit ihr, bis endlich ein kühner, junger Königsſohn in dies verwünſchte Schloß eindringt und mit ſeinem Kuſſe die ſchlafende Prinzeſſin zum Leben erweckt, zum ſeligen Jubel des ganzen

Landes. — Wenn wir wollen, dürfen wir uns unter diesem Königssohne Goethe vorstellen, oder aber die Häupter der romantischen Schule, die ja den Reichthum und Geist der mittelalterlichen Poesie aus dem Jahrhunderte langen Schlafe aufgeweckt haben.

Jener obenerwähnten Nordlandspoesie gegenüber steht eine Romanzengruppe, welche auf dem Boden des mittelalterlichen spanischen Ritterlebens wie des provençalischen Minnedienstes spielt, jene darum auch in der strengsten spanischen Romanzenform, diese in einer der spanischen Form angenäherten geschrieben. Dort ein durch das Christenthum gemildertes Heldenleben, im Gegensatze zu den trutzigen, unbändigen Nordlandshelden; das Vertrauen auf Gott und seine Heiligen und der selbstverleugnende Kampf um den Sieg der Sache Gottes, im Gegensatz zu dem Selbstvertrauen und Egoismus der nordischen Helden; ein durch die Religion geweihter Frauendienst im Gegensatz zu der trotzig verlangten und ungestüm mit dem Schwerte erfochtenen Normannsbraut. Die Krone unter diesen spanischen Romanzen ist „Sanct Georgs-Ritter". Am heißen Tage der Maurenschlacht fehlt der größte der christlichen Helden, Pascal Vivas; er ist in St. Georgs Kapelle und betet zu seinem ritterlichen Patron, und dieser steigt indeß vom Himmel nieder, schwingt sich auf Pascal's Streitroß, legt seine Waffen an, die der Ritter draußen gelassen, sprengt in die Schlacht und erstürmt unaufhaltsam den Sieg; wie der Ritter sein Gebet vollendet hat, findet er Roß und Waffen am frühern Ort und weiß nicht, was es bedeuten soll, daß das Spanierheer ihm jubelnd entgegenkommt und ihn laut als den Sieger der Schlacht begrüßt; da ahnt er, wer für ihn gefochten, und „neiget demuthsvoll sein Haupt, deutet schweigend himmelan." Einige sind komischen Inhalts: höchst ergötzlich die Romanze vom Recensenten, den der Dichter ironisch als Ritter darstellt; sein Roß ist der Holzstuhl, sein Schwert die Feder, sein Visir die Brille, die Dame, für die er zu streiten vorgibt, das Publikum; köstlich auch die beiden Romanzen unter dem Titel „Liebesklagen." In der einen liest ein Student aus Salamanka emsig im Homerus, sieht aber plötzlich, als er aufblickt, gegenüber auf dem Altan eine Schöne, die der schönen Helena gleichkommt, von der er eben las, doch ihr zur Seite ein Graubart, als wäre er von dem Rathe der Trojaner; und gleich wie die Griechen Troja belagerten, so belagert er nun wochenlang das Gartenhaus der Donna und singt schmelzende Liebeslieder zur Guitarre; aber auf einmal ist die Dame fort, und

der Altan bleibt leer; da beschließt der Student, sie zu suchen, und unternimmt eine Irrfahrt nach der andern:

Den Homerus ließ ich liegen, seit ich selbst Ulysses ward.

Als letzte Gruppe haben wir endlich zu verzeichnen jene liebliche Reihe von Balladen im unmittelbarsten Volkston, die uns gleichsam wie mit Kinderaugen hell und freundlich anschauen und unsern Dichter am meisten in die Freundschaft des ganzen deutschen Volkes eingeführt haben. Nicht Helden, nicht Könige treten da vor uns auf, nicht historische Erinnerungen werden uns da wach gerufen, nicht tiefsinnige Ideen angeregt, sondern das wirkliche Leben, wie es alle Tage vorkommt oder vorkommen kann, grüßt uns in poetischer Verklärung, wenngleich in einfachster, schlichtester Weise, und hebt doch die Seele, daß sie himmelhoch jauchzen oder zum Tode betrübt sein möchte, wie Egmont's Klärchen. Oder möchten wir nicht mit den drei Burschen weinen, die an der Bahre vor der Wirthin Töchterlein stehen und von denen der eine sie lieben würde, wenn sie nicht läg' auf der Todtenbahr', der andere sie geliebt hat so manches Jahr, der dritte aber durch seine Thränen hindurch und über Tod und Grab hinaus der Geliebten bis in den Himmel nachblickt und ihr zuruft:

Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut',
Und werde dich lieben in Ewigkeit.

Oder wen sollte nicht rühren die Kameradschaft, die noch unter dem Kugelregen andauert und über die Leiche des Gefallenen hinaus, dem der andere nicht einmal die Hand zum Abschied reichen kann, „derweil ich eben lad' — Bleib' du im ew'gen Leben, mein guter Kamerad." — Oder, wenn die stumme Liebe scheidet? „Was klinget und singet die Straße herauf?" Alle Jungfern machen die Fenster auf, als der fröhliche Schwarm der Studenten einen ihrer Genossen zum Thor hinaus begleitet, nur die Eine nicht, die ihn still geliebt hat und hinter verschlossenem Fenster, hinter ihren Rosenstöcken und Gelbveiglein ihre Thränen verbirgt; alle Burschen jubeln, nur gerade dieser Eine nicht, der auch jenes Mädchen still geliebt hat und mit traurigem Blicke zum letztenmal nach ihrem Fenster hinaufblickt. — Oder wer jubelt nicht mit „Goldschmieds Töchterlein," da alles so glücklich und wider ihr demüthiges Erwarten ausfällt, und der Ring, den der Ritter in ihres Vaters Werkstatt bestellt hat, und den

sie still liebend und verstohlen schon einmal an ihrem Finger probirte, ihr nun von dem Ritter wirklich als Verlobungsring angesteckt wird? — Wem sollte nicht das Wasser in die Augen springen, da er die arme Marie, die, um des Pächters Sohn zu verdienen, drei Tage ohne Unterlaß die Sense im Grase der Wiese schwingt und schließlich von dem stolzen Pächter doch nur höhnisch ausgelacht wird, ohnmächtig ins Gras zusammenstürzen und von da an nur in stillem Wahnsinn weiter leben sieht? —

Wer lacht nicht hinter den drei thörichten Jägern her und ruft ihnen ein neckendes Husch! husch! Piff! paff! Trarah! nach, die den weißen Hirsch, unter dem wir uns allegorisch auch das flüchtige Glück vorstellen können, erjagen wollen und den richtigen Zeitpunkt versäumen? — Eine ganze Anzahl ähnlicher kleiner Lieder-Balladen ließe sich hier noch nennen, die weniger allgemein bekannt sind, aber es gleichfalls zu sein verdienten. Nur eine längere muß ich noch namhaft machen: „Der junge König und die Schäferin", die man sich lesend selbst vorsingen muß, wenn man sich einmal recht poetisch erquicken und erlaben will, ein Lied, das gleichsam aus lauter Maienwonne, aus Grün und Sonnenschein, aus Blumenduft und Vogelsang gewebt ist. — Schließlich sei noch erwähnt, daß auch zwei Gesänge eines nicht vollendeten komischen Epos vorliegen, unter dem Titel: „Fortunat und seine Söhne", das echten, geistreich spielenden, zuweilen sogar recht derben Humor enthält (ruft er doch selbst zum Beginn des zweiten Gesanges seiner Muse zu: Wirf ab, mein Lied, den niederländ'schen Schuh und schnalle den Kothurn dir an die Sohlen!) und dabei mit der Bequemlichkeit und Grazie eines Ariost vor uns einherschreitet. Schade wiederum, daß es nicht vollendet ist! —

Will man einen Balladendichter recht kennen lernen, so muß man einen Blick in seine Werkstatt werfen, d. h. man muß das gestaltete Gedicht vergleichen mit der Quelle, aus der es geflossen. Nicht darin beruht die Größe eines Balladendichters, daß er stets selbständig sich neue Themen erdenkt, sondern in dem Aufbau und der Durchführung. Er kann gelassen einen bekannten Stoff von neuem behandeln, wenn er ihm nur neue Seiten abzugewinnen weiß; ein jeder wird ihn dann als einen Dichter loben. Wie steht es nun mit den Vorlagen zu den Uhland'schen Balladen? Sehr viel Anregungen hat er erhalten aus Grimm's deutschen Sagen, Dietz' Leben der Troubadours und besonders, was schwäbische Stoffe an-

belangt, aus mündlicher Erzählung. Aber man nehme nur einmal Uhland's herrliche Ballade „Bertram de Born" und halte den chronikartigen Stil bei Dietz daneben, und man wird staunen über die Kunst des Dichters. Die Quelle der schönen humoristischen Ballade: „Der letzte Pfalzgraf" ist eine alte Urkunde, die mit den Worten beginnt: Ich Götz, Pfalzgraf von Tübingen, vermache u. s. w. Kann man sich nun etwas trockneres denken, als eine Schenkungsurkunde, und welch' herrliches Gedicht hat Uhland aus ihr geformt! So wahr ist es, daß die Größe des Dichters erst dann sich offenbart, wenn wir hinter die Coulissen schauend wahrnehmen, aus welch' sprödem Material er seine duftigsten Gebilde geformt hat.

So weit über Uhland's lyrische und lyrisch-epische Gedichte, die Balladen und Romanzen. An diese beiden Zweige seiner Dichtung denken wir zunächst, wenn wir an Uhland denken. So allgemein bekannt, wie sie, sind seine beiden Dramen nicht, obgleich sie so bedeutend sind, daß sie neben Grillparzer in erster Reihe nach Goethe's und Schiller's Dramen folgen. Auf der Bühne gibt man sie nur selten, wie ja auch Goethe's und Schiller's Schauspiele sich nur selten auf die Bretter verirren, indem das große Publikum der ernsten Schönheit keinen Geschmack abzugewinnen vermag und von Berliner Possen und Nichtsnutzigkeiten stärker angezogen wird.

Ueberdies ist ja Uhland's „Herzog Ernst" ein Drama ohne Liebe, und wer mag ein Stück sehen, worin dieses Allerweltsthema fehlt? Uhland wählte dafür die Freundschaft und hat diesem schönen, gewiß ebenso poetischen Momente, das aber nur wenige Dichter gefeiert haben, zu seinem poetischen Rechte verholfen. Herzog Ernst und Werner sind ein Freundespaar, das mit Ehren neben Orestes und Pylades steht. Wie Pylades dem von den Furien des Muttermords verfolgten Orest mit unwandelbarer Treue ergeben ist, so Graf Werner dem Herzog Ernst, wiewohl dieser, da er sich gegen den Kaiser Konrad, seinen Stiefvater, empört hat, in die Reichsacht erklärt, landesflüchtig und ins Elend gestoßen ist. Herzog Ernst war zuletzt ganz verschollen, nur für Werner nicht; ihm ist der verborgene Aufenthalt Jenes stets bekannt, als schon das ganze deutsche Volk sich wunderbare Fabeln von Herzog Ernst erzählte, wie er über das Meer gefahren, an den Magnetenberg gekommen, von dem Vogel Greif durch die Lüfte getragen sei u. dgl. mehr, sodaß man später ein ganzes Buch solcher Fabeln von ihm

zusammenstellte, welches noch heutzutage unter dem Titel Herzog Ernst unter den sogenannten Volksbüchern figurirt. — Die Charaktere im Uhland'schen Stücke sind scharf und sicher gezeichnet; so außer den beiden genannten namentlich die hehre Kaisergestalt Konrads, und Gisela, die Kaiserin, Herzog Ernst's Mutter, deren Seelenkampf vortrefflich geschildert ist, indem sie einerseits dem Kaiser, ihrem zweiten Gemahl, ergeben ist, andrerseits mit voller mütterlicher Liebe an Ernst, ihrem Sohne erster Ehe, hängt. Auch fehlt es dem Stücke nicht an ergreifenden Scenen. Die großartige Schilderung der deutschen Kaiserwahl gehört zum Schönsten auf diesem Gebiete, sowie die Scene, in welcher über Herzog Ernst die Reichsacht ausgesprochen wird. — Das zweite Stück, „Ludwig der Bayer", schildert den Kampf der beiden Gegenkaiser Ludwig von Bayern und Friedrich von Oesterreich. Friedrich unterliegt in diesem Kampfe, wird gefangen und eingekerkert; nach einiger Zeit wird ihm verstattet, seine Gemahlin und Anverwandten zu besuchen, nachdem er sein Ritterwort verpfändet, daß er in die Haft zurückkehren werde. Trotz aller Vorstellungen seiner Verwandten hält er sein Wort und trotz der Thränen seiner jungen Gemahlin, die sich vor Schmerz und Betrübniß blind geweint. Auch hier wieder dieselben Vorzüge. Außer den Hauptpersonen namentlich ist noch der ehrenfeste bayerische Kriegshauptmann Schweppermann zu nennen, der für Ludwig den Sieg gewinnt, und dessen Verdienst und Tugend dadurch geehrt wird, daß er, als im ganzen Heere die Hungersnoth wüthete, und nichts mehr aufzutreiben war als Eier, zwei Eier bekommt, während jeder andere Krieger, selbst Ludwig, nur eins erhält.

Mann für Mann ein Ei,
Dem frommen Schweppermann zwei.

Nunmehr, nachdem wir uns die gesammte Uhland'sche Dichtung nach ihrem Inhalte und poetischem Werthe vorgeführt, noch ein kurzes Wort über seine Darstellung, über Sprache und Form. Hiernach zählt er unbedingt zu den Classikern, zu den mustergiltigen Dichtern. An Objectivität der Darstellung und plastischer Gestaltung und zwar nicht blos, wenn er erzählt, sondern auch, wo er rein Lyriker ist und seine eigenen Gefühle schildert, kommt unter allen deutschen Dichtern keiner dem Meister dieser Art, Goethe, so nahe, als gerade Uhland. Bei beiden ist alles wie aus Marmor gehauen, nur mit dem Unterschiede, daß dieser Marmor bei Goethe sich vielfach marmorkalt anfühlt, bei Uhland dagegen warmes Leben athmet,

wie die Bildsäule des Pygmalion. Seine Sprache ist bündig und präcise, durchaus schön und edel, mit gleicher Meisterschaft das Ernste und Erhabene, wie das Heitere und Komische darstellend, dabei ungesucht und natürlich, und sparsam hält sie Haus mit den rhetorischen und poetischen Mitteln, sehr verschieden von der Sprache Schiller's, der bekanntlich, namentlich in der Lyrik, ein Uebriges thut und oft Blume auf Blume häuft. Ueberdies hat sich Uhland, wie kaum ein anderer Dichter, ganz in den Geist des Volksliedes hineingelebt. Zum Lohn dafür ist er, wie kaum ein zweiter, ein Liebling des gesammten deutschen Volkes geworden. Seine Verse sind im höchsten Grade musikalisch und fordern gleichsam zum Singen und zur Composition heraus. In der That sind sie denn auch vielfach und von den namhaftesten Componisten in Musik gesetzt worden, in erster Linie von Konradin Kreutzer, der mit Uhland persönlich befreundet war und sich in den Geist seiner Dichtung mit solcher Liebe und Innigkeit hineingelebt hat, auch in seinem ganzen musikalischen Schaffen mit dem dichterischen Schaffen Uhland's von Haus aus so verwandt war, daß, wo Uhland dichtet und Kreutzer componirt, das Ganze gleichsam wie aus einem Guße ist. Auch Schubert hat mehreren Liedern Uhland's herrliche Weisen gegeben; einzelne seiner Balladen, wie „Der Wirthin Töchterlein, Harald, Goldschmieds Töchterlein" u. s. w. componirte Löwe.

Uhland's wissenschaftliche Arbeiten, so wenig davon er auch selbst veröffentlicht hat, erfreuten sich sofort der allseitigen Beachtung der Gelehrtenwelt und haben ihre Bedeutung auch heute noch nicht verloren. Durchweg mit seinem dichterischen Schaffen in engem Zusammenhang stehend, gehören sie so ziemlich alle demjenigen Zweige der Wissenschaft an, welchen wir den „germanistischen" nennen, und der, vordem fast unbekannt und ungenannt, durch die Bestrebungen der romantischen Schule zu treiben und zu blühen begann, seine ersten namhaften Pfleger in den, unserm Dichter gleichalterigen, Brüdern Jacob und Wilhelm Grimm fand und noch immer in freudigem Wachsthum begriffen ist — jedenfalls fruchtbarer und gewiß nationaler als die trotz aller Abwirthschaftung sich noch immer stolz blähende „classische Philologie".

Herder hatte in seine „Stimmen der Völker" einige deutsche Volkslieder aufgenommen, Goethe klug auf die naiven Töne des Volkes gelauscht und mehrere derselben geradezu ausgeschrieben und als sein Eigenthum gebracht, z. B. „Sah ein Knab' ein Röslein

ſtehn", ein anderes: „Wie kommt's, daß du ſo traurig biſt?" umgedichtet. Die beiden Romantiker Clemens Brentano und Achim von Arnim brachten zuerſt einen ganzen Band älterer deutſcher Volkslieder, die ſie mit großem Fleiße geſammelt hatten und unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn" herausgaben. Das Buch wurde mit allſeitigem Jubel aufgenommen und hat manchem jungen Dichter die rechten Wege gewieſen, zeigte aber noch manche Spuren dilettantiſcher Arbeit, willkürliche Veränderungen und gar viele Irrthümer (ſo brachten ſie z. B. ein Lied von Juſtinus Kerner, Uhland's Altersgenoſſen und Freunde, als ein altes Volkslied!). Uhland, der Liebhaber alles echten Volkslebens und des unverfälſchten Volksgeſanges, iſt wohl der Erſte geweſen, welcher einſah, daß hier unbedingte Treue und Genauigkeit von Nöthen ſei, daß es ſich nicht blos um ein Zuſammentragen und ein Herausgeben durch die Preſſe handele, ſondern daß zahlloſe alte Handſchriften, gedruckte fliegende Blätter, Jahrmarktszettel u. ſ. w. einzuſehen, zu vergleichen, in ihrem Werthe gegen einander abzuwägen, und ſo jedes Lied in ſeiner urſprünglichen, eigenſten Faſſung zu bringen ſei. Sind ja doch die meiſten Volkslieder im Laufe der Zeiten mehr und mehr mit Zuthaten, mit neuen Strophen verſehen worden und haben in einzelnen Gauen, je nach dem Charakter der Gegend und nach der Volksſittte, nach dem Auftreten im hoch- oder plattdeutſchen Dialekte die mannigfachſten Wandlungen durchgemacht. Uhland hat auf die Fertigſtellung der beiden Bände: Alte hoch- und niederdeutſche Volkslieder einen viele Jahre andauernden ſtaunenswerthen Fleiß verwandt. Denn wie er ſelbſt ſagte, das Ganze ſollte weder eine moraliſche noch äſthetiſche Muſterſammlung, ſondern ein Beitrag zur Geſchichte des deutſchen Volkslebens ſein. Und das iſt es geworden und iſt es noch immer. Urſprünglich wollte er dem zweiten Bande noch eine umfaſſende Abhandlung über die Gründe der Auswahl und Anordnung beifügen; doch iſt er mit dieſem Theile der Arbeit nicht fertig geworden, und er war ein viel zu gewiſſenhafter und ſtrenger Gelehrter, um Halbfertiges in die Welt hinaus zu ſenden, nur drei kleinere Abſchnitte daraus hat er in einer germaniſtiſchen Zeitſchrift veröffentlicht, welche als drei echt poetiſche Gemälde uns nur bedauern laſſen, daß wir nicht auch das Ganze bekommen haben.

Daß er, welcher der ſchwäbiſchen Sage ſo manchen Balladenſtoff abgewonnen, auch der wiſſenſchaftlichen Erforſchung derſelben ſich hingab, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Doch die obenerwähnte

Gewissenhaftigkeit und Selbststrenge warnte ihn auch hier davor, Unfertiges und Halbfertiges zu bringen, und so liegen uns auch aus diesem Bereiche nur vereinzelte, aber höchst werthvolle, durch herrliche, poetisch angehauchte Darstellung verschönerte, Aufsätze in Zeitschriften vor. Ein Ganzes, wie er es ursprünglich wollte, ist nicht daraus geworden.

Die ihm so nahe verwandte Dichterseele des größten aller Minnesänger, Walther von der Vogelweide, zog ihn natürlich an. Ihm hat er ein herrliches Büchlein, einfach betitelt: „Walther von der Vogelweide", gewidmet, welches man nur mit innigstem Vergnügen lesen kann. Ein berühmter Germanist nennt dasselbe „das anmuthigste Bild, das jemals ein Dichter von einem Dichter entworfen hat." Kein Freund Uhland's darf es unbeachtet liegen lassen. Er selbst nennt es in dem Vorwort eine „Vorarbeit zu einer größeren Darstellung in diesem Fache", womit er die Geschichte des Minnesangs überhaupt meint. Diese größere Darstellung ist leider in seiner Feder stecken oder fragmentweise in seinem Pulte liegen geblieben. Kein deutscher Schriftsteller hat das horazische nonum prematur in annum so genau beobachtet, wie er; und was ihm nicht fertig war, das wollte er auch nicht der Welt als solches hingeben.

Wie unser Dichter einen Theil seiner Balladen auf skandinavisch-nordischen Boden verlegt hat, so hat er auch der Erforschung dortiger Sagen und Mythen seine wissenschaftliche Thätigkeit zugewandt. Er wollte dieses eigentlich in umfassendem Maße, ähnlich den Brüdern Grimm, welche darüber weitgehende Forschungen veröffentlicht haben. Doch fertig gestellt hat er auch hier nur einen Theil, den „Mythus von Thôr", aber auch hier wiederum ein bedeutendes Werk geliefert, wohl geeignet, um Nachfolgern in der Mythenforschung die richtigen Ziele zu weisen. Eine ähnliche Monographie über „Odin" ist leider Fragment geblieben.

Uhlands früheste wissenschaftliche Abhandlung „Ueber das altfranzösische Epos", erschienen in der Berliner Zeitschrift: „Die Musen" (1812), behandelt den Sagenkreis von Kaiser Karl dem Großen und seinen Paladinen, von Roland und Schön Alda, welchem er mehrere seiner schönsten Balladen entlehnt hat. Die Franzosen staunten über die Entdeckung des deutschen Forschers, daß sie einen solchen Schatz epischer, dazu noch, fast wie die Theile des deutschen Nibelungenliedes, innerlich zusammenhängender Lieder in ihren Archiven besaßen. — Sämmtliche wissenschaftliche Arbeiten

Uhland's, darunter auch seine Kollegienhefte, sind nach seinem Tode herausgegeben oder neu aufgelegt von Pfeiffer, Holland und A. von Keller in 8 großen Bänden, unter dem Gesammttitel: Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. —

Dies ungefähr möchte das Bild von Ludwig Uhland's Leben und Schaffen sein. Wir haben es entworfen, um die zerstreuten Züge zu einem Gesammtbilde zu vereinigen und dieses fest zu umrahmen, sodaß es mit einem Blicke zu überschauen sei, sich in seiner ganzen Anmuth auf einmal darstelle, und dadurch die Liebe zu dem ebenso edlen Dichter wie vollendeten Menschen von neuem wachgerufen werde. Es gibt Dichter, welche wir vergessen haben und vergessen durften — doch Ludwig Uhland darf und soll nicht vergessen werden.

Das Lebensräthsel
und der Materialismus.

Eine naturphilosophische Studie

von

Johannes Moser.

Ich halte dafür, daß Gesetze auch einen Gesetzgeber voraussetzen.
O. Heer, Die Urwelt der Schweiz.

Einleitung.

„Die Natur ist einheitlich und ewig" — so lautet das Grunddogma der modernen Naturwissenschaft. Letztere nämlich begnügt sich schon lange nicht mehr mit Beobachtung der Thatsachen und deren physikalischer Erklärung; sie ist eine philosophische Wissenschaft geworden und betrachtet es als eine wichtige Aufgabe neben den äußeren Bedingungen des Daseins auch den Ursprung nebst Ziel und Ende des Menschen zu erforschen. Streiten wir nicht über ihre Berechtigung dazu, die sie — allerdings naiv genug — als selbstverständlich voraussetzt; fragen wir vielmehr, was sie uns über diese höchsten Fragen zu sagen weiß.

Ursprung und Ziel des Menschen, so lautet die Antwort, kann nur in der sichtbaren Welt gefunden werden. Es ist eine Verirrung über dieselbe hinauszugehen und von einer geistigen Seele zu sprechen, welche wir doch nicht wahrzunehmen vermögen. Nur die Materie, welche auf unsere Sinne wirkt, darf in Betracht kommen; ob sie nun jene eigenthümliche Bewegung zeigt, die wir „Leben" nennen, ob sie nur mechanisch sich bewegt oder anscheinend frei handelt und „denkt", wie im Menschen — nie dürfen wir einen wesentlichen Unterschied in diesen Erscheinungen sehen wollen, müssen sie vielmehr stets nur als verschiedene Zustände desselben einheitlichen Stoffes betrachten.

Eine noch größere Verirrung ist es, so wird uns weiter gesagt, eine übernatürliche Ursache der Welt anzunehmen, und von einem unendlich erhabenen, allmächtigen, allweisen und allgütigen Wesen zu sprechen, von dem man sich doch keine Vorstellung machen kann. Die Naturwissenschaft ist es, die uns den Weg zeigt, von dieser Verirrung zurückzukommen und vor allem „die klägliche Vorstellung eines persönlichen Schöpfers durchaus zu verwerfen." (Häckel.) Denn sie lehrt uns, alles was uns umgibt, nur als verschieden gestaltete Materie zu betrachten, die nun einmal von Ewigkeit her da ist und sich nach rein mechanischen Gesetzen bewegt — Gesetzen, die keineswegs einen Gesetzgeber voraussetzen, vielmehr im regellosen Spiel der aufeinander prallenden Atome d. h. durch Zufall gerade so und nicht anders sich gebildet haben. Die unleugbare Zweckmäßigkeit dieser Gesetze dürfen wir uns also durchaus nicht so vorstellen, als sei dieselbe von jeher vorhanden gewesen oder gar von einem Schöpfer so gewollt; vielmehr mußten ja in unabsehbaren Zeiträumen und bei der unendlichen Menge von Möglichkeiten im Zusammentreffen der Atome nothwendig auch diejenigen Anhäufungen und Bewegungen eintreffen, welche wir jetzt vor uns sehen. Da dies aber grade zweckmäßige Bewegungen waren und da nur das Zweckmäßige, d. h. was den äußeren Umständen angepaßt ist, sich auf die Dauer halten kann, so mußte allmälig sich das herausbilden, was wir den Kreislauf der Natur nennen; alle Bewegungen mußten allmälig nach jenen Normen sich vollziehen, denen wir den Namen „Naturgesetze" gegeben haben.

In dieser Weltanschauung der modernen Naturwissenschaft, die der zufällig vorhandenen und mechanisch bewegten Materie selbst göttliche Eigenschaften zuschreibt, ist kein Platz mehr für den Gott, „der Himmel und Erde gemacht hat." Nur finstere Zeiten konnten einen derartigen Glauben erzeugen und festhalten; jetzt aber hat die Menschheit „das Unendliche und Unfaßbare überwunden, mit Gott hat sie — wie nach der biblischen Erzählung der Patriarch Jacob — eine ganze Nacht gerungen und hat ihn besiegt. Der Kampf ist beendet, der Tag kommt herauf." [1]

Selbst vor der Blasphemie schrickt die Wissenschaft nicht zurück, um ihrem Siegesjubel Ausdruck zu verleihen. Ist aber dieser Jubel

[1] B. Thorsch in Kosmos, Zeitschrift für Entwickelungslehre und einheitliche Weltanschauung. VI. Jahrgang. Stuttgart 1882. Bd. XII. S. 96.

berechtigt? Hat die vom Geiste Kant's genährte Naturwissenschaft in nüchterner Verstandesarbeit zu Wege gebracht, was vor hundert Jahren der höchsten Leidenschaft nur für wenige Monate gelang, nämlich das höchste Wesen abzusetzen, das dem Glauben zufolge alles in's Dasein gerufen hat? Ist das Welträthsel gelöst, ist wenigstens das Leben selbst auf mechanische Principien zurückgeführt, und sind diese in ihren letzten Ursachen irgendwie begreiflich gemacht?

Nichts von alledem ist geschehen; die siegesgewisse Sprache soll nur dazu dienen, die offenbare Niederlage zu verdecken. Das Räthsel des Lebens ist dunkel, wie es vor Jahrtausenden gewesen; auch die fortgeschrittenste ungläubige Wissenschaft muß sich in diesem Punkte für unfähig erklären, den Glauben durch das Wissen zu ersetzen.

Diese Behauptung zu beweisen sei Aufgabe dieser Blätter, indem wir zunächst die Stellung der materialistischen (monistischen) Naturwissenschaft zu der Frage nach dem Ursprunge des Lebens etwas näher in's Auge fassen.

I.

Die Selbstentstehung der Organismen (generatio æquivoca) nach Aristoteles. — Der Gnadenstoß für diese Lehre. — Der Materialismus in Verlegenheit durch die Kant-Laplace'sche Hypothese. — Ewige Keime im Weltraum. — Unechte Korallen. — Problem oder Thatsache?

Chemiker und Physiologen sind darüber einig, daß die Stoffe, welche unsere Erdrinde bilden, auch im Körper der Thiere und Pflanzen zu finden sind, m. a. W.: der todten und der lebendigen Materie liegen dieselben Stoffe zu Grunde. Wie kommt es nun aber, daß die Pflanze lebt, daß sie sich bewegt, ernährt und fortpflanzt, während der Stein und selbst der Krystall immer sich gleich bleibt und höchstens von Außen her verändert werden kann? Oder fassen wir lieber die Frage so: wie kam es, daß die Materie sich grade so zusammenfand, daß in derselben Leben sich entwickeln konnte? Wer an einen allmächtigen Schöpfer glaubt, findet hierin gar keine Schwierigkeit. Denn wenn Gott die Materie aus Nichts erschaffen konnte, so konnte er auch in einen Theil derselben die Fähigkeit legen, zu leben und dieses Leben durch Fortpflanzung zu erhalten. Der Unglaube jedoch steht hier vor einem ungelösten und unlösbaren Räthsel, seitdem es wissenschaftlich feststeht, daß das Mikroskop uns auf die Frage nach der inneren Zusammensetzung der Körper ebenso hartnäckig die Antwort verweigert, wie das unbewaffnete Auge.

In früherer Zeit bestand diese Schwierigkeit nicht; kein Mensch zweifelte an der Lehre des Aristoteles, daß unter dem Einflusse der alles belebenden Sonne auch dort Leben sich entwickeln könne, wo vorher keines gewesen. Insecten, Würmer, Aale und selbst Schlangen ließen die alten Naturforscher in faulendem Wasser sich bilden; sie huldigten also der Ansicht, daß unorganische, todte Stoffe unter gewissen Umständen sich organisiren und zu belebten Wesen umformen könnten. Diesen Proceß nannte man die freiwillige Entstehung des Lebens (generatio spontanea s. æquivoca, Urzeugung) und glaubte, daß derselbe sich fort und fort wiederhole. Erst Harvey, der berühmte Entdecker des Blutumlaufs, († 1624) gelangte bei seinen umfassenden Studien zu der Ueberzeugung, daß eine Entstehung von Lebewesen aus todten Stoffen nicht möglich sei. Allein erst zwanzig Jahre nach Harvey's Tod gelang es Redi, zunächst für die Insecten den wirklichen Ursprung nachzuweisen, während für Würmer, Infusorien und Bacterien die Sache bis in die neueste Zeit herein zweifelhaft blieb. Unsere Eltern glaubten noch, daß die Eingeweidewürmer des Menschen aus verdorbenen Säften entstünden,[1] und noch vor wenigen Jahren wurde die Koch'sche Entdeckung der Bacillen als Einbildung erklärt.

Den Gnadenstoß jedoch, wie der englische Darwinianer Huxley sich ausdrückt, erhielt die Lehre des Aristoteles durch die außerordentlich sorgfältig geführten Untersuchungen Pasteur's, desselben Chemikers, der neuestens durch seine Behandlung der Hundswuth so großes Aufsehen erregte.

Pasteur wies nach, daß in der Luft zahllose, winzig kleine lebensfähige Körperchen schweben, welche sich dort niederlassen und rasch vermehren, wo sie einen zu ihrer Entwickelung günstigen Boden (Feuchtigkeit) finden. Wenn er nun diese Keime durch Rothglühhitze oder durch mineralische Säuren tödtete, so entstanden niemals Infusorien; aber auch dann nicht, wenn er die Keime nur durch eng gewundene Röhren und durch Baumwollpfropfen aufgefangen hatte. Wurde nun diese (Schieß-) Baumwolle in Aether aufgelöst, so konnte man die Keime als Niederschlag wiederfinden; ja, die in einem Glycerintropfen vereinigten Keime ließen sich aussäen und zur Ent-

[1] D. Strauß meint in seiner Glaubenslehre I, 633: „Der Bandwurm ist kein kleines Thier mehr, da er 20 Fuß lang wird; und doch entsteht er ganz unzweifelhaft von selbst, da er nur in den Eingeweiden des Menschen vorkommt." Vgl. König, Schöpfung und Gotteserkenntniß. Freiburg 1885. S. 157.

wickelung bringen, ſo daß ihre Art beſtimmt werden konnte. Flüſſigkeiten, welche nur mit gereinigter Luft in Berührung gekommen waren, blieben Jahre hindurch frei von jeder Spur organiſchen Lebens; währte der Zutritt gewöhnlicher Luft aber auch nur eine Secunde, ſo waren auch ſchon genügend Keime eingedrungen, um nach 24—48 Stunden vor den Augen des Beobachters Thierchen „von ſelbſt" entſtehen zu laſſen.

Als ſpäterhin mehrere Gelehrte die Richtigkeit der Verſuche von Paſteur anzweifelten, wurden dieſelben vor einer officiellen Commiſſion wiederholt und von dieſer als exact und beweiskräftig anerkannt.[1]

Es hatten alſo nicht die Theologen, ſondern die Naturforſcher ſelbſt die Hypotheſe von der freiwilligen Entſtehung der Organismen

[1] Charakteriſtiſch für die Wiſſenſchaftlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit der materialiſtiſchen Propaganda iſt die Verwerthung dieſer Experimente im Sinne der generatio æquivoca. So findet ſich z. B. folgende Stelle in Paul de Jouvencel, Grundzüge einer Geſchichte der Schöpfung. Aus dem Franzöſiſchen. Berlin 1860. Bd. II, S. 302: „Wenn man nach einem Verſuche des Herrn Paſteur zu der Zuckerlöſung ein ammoniakaliſches Salz hinzuthut, ſo löſt ſich dieſes Mineral auf, verbindet ſich mit anderen Elementen der Löſung und der Luft und bildet ſich in eine organiſche, lebende Subſtanz um." „Wir ſind überzeugt, daß es in noch nicht 20 Jahren lächerlich erſcheinen wird, daß man im Ernſte hat behaupten können, daß die Luft ohne Unterlaß und überall die Keime aller Weſen von ſo unzählbaren Gattungen erhalte, die dann faſt in jeder der Luft ausgeſetzten Flüſſigkeit in jedem Augenblick ſich entwickeln; es wird unerhört erſcheinen, daß trotz einer Unzahl von Thatſachen, die unter dieſer Vorausſetzung undegreiflich ſind, man ſo lange an dieſer unmöglichen Hypotheſe feſtgehalten hat." — Damit ein „gebildetes Publikum" nicht in Verſuchung komme, ſolch' kühne Deductionen mit Mißtrauen aufzunehmen, fährt Herr von Jouvencel fort. „Wir werden uns wohl hüten, uns bei dieſem Punkte lange aufzuhalten; alle Zeit, die man mit Erörterung von Irrthümern zubringt, iſt verloren. Für alle ewige Zeiten gibt es nur ein einziges Mittel, die Finſterniß zu bekämpfen: nämlich Licht zu verbreiten; nur ein Mittel, Irrthümer zu vernichten: nämlich die Wahrheit feſtzuſtellen." (S. 304.) Man hat immer Büchner's Kraft und Stoff wegen der unnachahmlichen Sicherheit des Tones für ein ſtiliſtiſches Meiſterwerk gehalten; Herr von Jouvencel beſitzt aber nach dem Geſagten jedenfalls „die Meiſterſchaft der Welt." Die Abfaſſung derartiger Bücher iſt theils Speculation, theils eine Art von Sport, wie es auch Profeſſor Roßmäßler anzudeuten ſcheint, wenn er, mit allerdings unfreiwilliger Ironie, in der Vorrede zur deutſchen Ueberſetzung die Bemerkung einfließen läßt, daß der Werth des Buches „weniger in dem naturgeſchichtlichen Material, als vielmehr in der Form und Behandlungsweiſe, in der ganzen Conſtruction des Buches ruht."

widerlegt. Und die exacte Wissenschaft? Dem Galilei in der Geschichtsfabel gleich drehte sie sich schmollend um, indem sie ausrief: e pur si muove, und sie bewegt sich doch von selbst, die Materie belebt sich doch von selbst. Natürlich, denn mit dem Resultate Pasteur's war den Materialisten schlecht gedient. War ihnen ja doch schon durch die Kant-Laplace'sche Hypothese die Möglichkeit genommen, mit den Philosophen des Alterthums die Ewigkeit der unorganischen und organischen Atome zu behaupten; denn wie könnten lebendige oder doch lebensfähige Gebilde in einem feurig-flüssigen Erdballe existiren? Was also anfangen, nachdem die Experimentalwissenschaft ganz unzweideutig Partei gegen sie genommen?

So vor das Dilemma gestellt: Glauben an einen Schöpfer oder Verleugnung der eigenen Wissenschaft, boten die „denkenden Naturforscher" einen kläglichen Anblick. Dieselben Leute, welche die sinnliche Erfahrung als die einzige Erkenntnißquelle für den Menschen ausgegeben und in jedem Streben nach höherer Erkenntniß nur eine Beschäftigung für „speculirende Struwelpeter" (C. Vogt) sahen — dieselben Leute suchten jetzt nach philosophischen Gründen, um darzuthun, daß Physik und Chemie die Frage von der Urzeugung durchaus noch nicht entschieden hätten. Das mußten sie freilich auch. Denn wenn selbst die Physiologen im Laufe der Zeit dahin gelangten, die Lebensvorgänge von Bewegung, Ernährung und Fortpflanzung als ganz „nothwendige Resultate jener chemischen und physikalischen Kräfte darzustellen, die nun einmal gewissen Körpern anhaften," ja wenn sie selbst den höchsten Lebensvorgang — den Denkproceß — als nothwendiges Resultat der Gehirn-Structur nachzuweisen vermöchten, so wäre mit allem dem der Schöpfer noch nicht überflüssig gemacht, so lange die Frage noch nicht beantwortet ist: wo kommt denn der erste lebende Organismus her, nachdem es fest steht, daß zu einer gewissen Zeit die Erde keine Lebewesen beherbergen konnte? m. a. W.: was nützt es, die Ewigkeit von Kraft und Stoff zu behaupten, so lange jeder Grashalm und jedes Käferchen als „lebendiger" Beweis gegen diese Behauptung angeführt werden kann? Die Freunde der Urzeugung durften also ihre Sache nicht verloren geben, und sie thaten es auch keineswegs; es ließ sich ja noch eine ganze Reihe von Möglichkeiten auffinden, um die Selbstentstehung des Lebens zu erklären.

Man konnte mit Büchner annehmen, „es seien die Keime oder ersten Anfänge alles Lebendigen von Ewigkeit her und der Begünstigung durch gewisse äußere Umstände harrend entweder in jener formlosen Dunstmasse, aus welcher heraus sich die Erde nach und nach verdichtet hat, oder aber im Weltraum vorhanden gewesen, und seien, indem sie sich nach Bildung und Abkühlung der Erdrinde auf derselben niederließen, nur da und dann zufällig zur Ausbrütung und weiteren Entwickelung gekommen, wo sich grade die dafür nöthigen äußeren Bedingungen zusammen fanden." [1]

Andere Gelehrte, wie Thomson, Helmholtz, gingen noch einen Schritt weiter; sie nahmen an, daß die Keime der Organismen jedenfalls kosmischen Ursprungs seien und auf herabstürzenden Meteoriten zur Erde gelangten. Die Zweifler konnten sich bald die Mühe sparen, von der großen Unwahrscheinlichkeit dieser Annahme zu reden; vergebens machten sie geltend, daß nach unserer Erfahrung die große Kälte des Weltraums — wenigstens 150° Celsius — allem Leben feindlich sein müsse; denn es dauerte nicht lange, so konnte Dr. O. Hahn behaupten und beweisen, und zwar durch Zeichnung und Photographie, daß die von ihm untersuchten Meteoriten wirklich pflanzliche und thierische Reste enthielten. Kein Geringerer als Ch. Darwin sprach sich günstig über die Entdeckung aus; Professor Karsten erklärte sie für richtig, und ein anderer Forscher bezeugte: „der Nachweis ist so positiv geführt, daß jeder fernere Zweifel ausgeschlossen erscheint; es handelt sich um unzweideutige Zellenbildung, nicht um bizarre, nur pflanzenähnliche anorganische Gebilde, etwa wie wir sie in den Dendriten beobachten." [2] Dr. Weinland endlich bestimmte die deutlich sichtbaren organischen Gewebe, Chondrite, als Reste von Korallen aus der Familie der sog. Favositinen — Fantasien hätte er sagen sollen.

---

[1] Büchner, Kraft und Stoff. 15. vollständig umgearbeitete und durch fünf neue Kapitel vermehrte Auflage. Leipzig 1883. S. 179. In früheren Auflagen waren diese im Weltraum schwebenden organischen Keime noch „mit der Idee der Gattung" begabt — freilich ein sonderbarer Widerspruch im Munde eines Materialisten. — Wir citiren den genannten Autor öfter, weil er der materialistischen Anschauungsweise vielfach den populärsten Ausdruck verliehen hat.

[2] Büchner a. a. O. S. 183. — Du Prel, (Entwickelungsgeschichte des Weltalls. Leipzig 1882. S. 306) meint: „Für die Geologie ist diese Entdeckung von umwälzender Bedeutung."

Zwei französische Gelehrte[1] waren nämlich grausam genug, an der deutschen Entdeckung sofort eine Vivisection vorzunehmen. Sie schmolzen verschiedene hübsche Sachen in der Rothglühhitze eines Porzellanofens zusammen, schnitten alsdann den so erhaltenen Schmelzfluß mitten entzwei und zeigten der erstaunten Welt, daß ihre Schmelzmasse nicht nur einem wirklichen Meteoriten täuschend ähnlich sei, sondern daß sie auch ganz die nämlichen durch winzige Krystallisationen hervorgerufenen Zeichnungen enthalte, wie diejenigen, welch Dr. O. Hahn als durch Zellengewebe entstanden betrachtet hatte.

Der Beweis für die Urzeugung beziehungsweise für die Ewigkeit der Lebenskeime war also fehl geschlagen. Wer aber den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen, und so erklärten jetzt die Gegner der materialistischen Wissenschaft ganz ruhig, es sei ihnen höchst gleichgültig, ob man in den Meteoriten lebendige oder todte oder gar keine Organismen finde, denn in jedem Falle sei die Frage nur um eine Etape zurückgeschoben; denn wie könnten Organismen auf Weltkörpern entstehen oder sich aufhalten, die doch ebenfalls einen feurigflüssigen Zustand durchgemacht hätten, wenn auch vielleicht ein paar Millionen Jahre früher als unsere Erde?

Man könnte aber fragen: ist es nicht ungereimt und anmaßend von Seiten dieser Gegner, daß sie immer nach einem Beweise verlangen, der einmal nicht zu erbringen ist? Sie sollten doch bedenken, daß damals, „als unser Planet bei jener Stufe der Entwickelung angelangt war, wo der Wärmegrad der Oberfläche die Bildung von Wasser und das Bestehen eiweißartiger Substanzen zuließ, die Mengen und Mischungsverhältnisse der Atmosphäre andere waren als jetzt. Tausend Umstände, die wir jetzt nicht in unserer Gewalt haben, und über deren mögliche Beschaffenheit nachzugrübeln überflüssig ist, konnten die Bildung des Protoplasmas, dieses Urorganismus, herbeiführen."

Wer nun engherzig genug ist, daß ihm diese „tausend Umstände" nicht genügen, der wisse, daß die Annahme einer Urzeugung ein „logisches Postulat" ist, daß der Glaube an sie „eine logische Nothwendigkeit und nicht im entferntesten einen verwundbaren Punkt der Descendenzlehre"[2] darstellt. Der verwundbare Punkt liegt viel-

[1] Daubrée und St. Meunier in Paris. Vgl. Dressel, Der belebte und unbelebte Stoff. Freiburg 1883. S. 160.

[2] Oscar Schmidt, Descendenzlehre und Darwinismus. Leipzig 1873. S 150.

mehr nach Zöllner's Ueberzeugung bei den ungeschickten Fachmännern selbst; es ist der Mangel an logischer Durchbildung, der sie zu dem Mißgriffe verleitet, dort nach Beweisen zu fragen, wo das einfachste Schlußverfahren hinreicht, die Wahrheit zu erkennen; sie zeigen dadurch, „wie wenig sie sich mit den ersten Principien der Erkenntnißtheorie vertraut gemacht haben.“ [1] Denn da es eine Zeit gab, in welcher wegen des feurig-flüssigen Zustandes der Erde nur lebloſe Atome existiren konnten, so müssen „aus ihnen die Organismen entstanden sein und zwar unter Umständen, die uns (freilich) gänzlich unbekannt sind.“ [2]

Mit Lange könnte man sich nun dabei beruhigen, daß die Frage überhaupt nicht zu lösen ist, und hätte dabei den Trost, „daß damit die ungelöste Schwierigkeit in gute Gesellschaft geräth“; [3] allein solche Resignation ist unnöthig. Denn wie Nägeli erklärt, ist die freiwillige Entstehung des Organischen aus dem Unorganischen in erster Linie „gar nicht eine Frage der Erfahrung und des Experiments, sondern eine aus dem Gesetz der Erhaltung von Kraft und Stoff folgende Thatsache;“ denn „die Urzeugung leugnen, heißt das Wunder verkünden“. [4]

Wem fällt da nicht unwillkürlich das Lob ein, das in Shakespeare's Sommernachtstraum dem Löwen für sein treffliches Brüllen zu Theil wird? In der That, ein solcher Ausspruch eines Naturforschers läßt sich nur schwer noch überbieten.

Die Selbstentstehung des Lebens ist also eine „Thatsache“; eine solche freilich, die noch niemals in der Natur beobachtet wurde, die sich auch aller Lockungen ihrer Freunde zum Trotze noch niemals in den künstlichen Apparaten der Chemiker zeigen wollte, eine Thatsache, die sich hartnäckig verbirgt hinter jenen „tausend Umständen, die uns gänzlich unbekannt sind.“ Könnte angesichts dieser Sachlage gegen die naturwissenschaftlichen Verfechter der Urzeugung nicht Anklage erhoben werden wegen Verbreitung „falscher Thatsachen“?

---

[1] Zöllner, Ueber die Natur der Kometen. Leipzig 1872. S. XXVIII.

[2] Wiener, Grundzüge der Weltordnung. S. 775.

[3] Lange, Geschichte des Materialismus. 2. Aufl. Iserlohn 1875. II. Bd. S. 237.

[4] Nägeli, Mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre. München und Leipzig 1884. S. 83.

Gehen wir jedoch mit der jungen Wiſſenſchaft nicht zu ſtrenge in's Gericht; ſehen wir vielmehr, wie die exacte Naturforſchung ſich dieſe „Thatſache" praktiſch zurechtgelegt hat, und ob es ihr vielleicht nicht doch gelungen iſt, ihrer eigenen gläubigen Ueberzeugung einen ſolchen Ausdruck zu geben, daß auch der Zweifler Neigung fühlen könnte, ihrer Anſicht beizutreten.

II.

Profeſſor Häckel und die preisgegebene Vernunft. — Organloſe Organismen. — Structurloſes Protoplasma. — Moner und Säugethier ſind nähere Verwandte als Eiweißklümpchen und Moner. — Eine optiſche Täuſchung. — Homunculus redivivus. — Das Lebensräthſel. — Letzte Nachrichten; ſchlimme Wendung.

„Wer für den erſten Urſprung des Lebens auf unſerer Erde keine Urzeugung annimmt, dem bleibt nichts Anderes übrig, als an ein übernatürliches Wunder zu glauben; und das iſt in der That der verzweifelte Standpunkt, den noch heute viele ſogenannte exacte Naturforſcher, ihre eigene Vernunft preisgebend, einnehmen!" [1] In dieſe Worte wird das oben[2] angedeutete Dilemma von Profeſſor Häckel gefaßt, den wir gewiß mit Recht zuerſt als Sachverſtändigen aufrufen, da er ja auch zuerſt und mit kühnem Muthe an das Problem herangetreten iſt, uns die freiwillige Entſtehung des Lebens aus vorher todtem Stoffe begreiflich zu machen. Leider ſcheint er bei dieſem Verſuche ſelbſt die eigene Vernunft preiszugeben, wenn auch nicht dem Glauben, ſo doch der Fantaſie, was in der Wiſſenſchaft jedenfalls ein nicht minder verzweifelter Standpunkt iſt.

Der Altmeiſter Ch. Darwin war an der heiklen Frage vorbeigegangen und hatte ſich ſo der Gefahr ausgeſetzt, durch Annahme eines Schöpfers „die ganze Frucht der Descendenzlehre aus den Händen gleiten zu laſſen." Keineswegs durfte man aber auf halbem Wege ſtehen bleiben; es mußte verſucht werden, neben der Entwickelung der verſchiedenen Arten auseinander auch die Entſtehung der erſten Art wiſſenſchaftlich nachzuweiſen. Der „deutſche Darwin" unternahm den kühnen Verſuch und erfand ſeine berühmte Kohlenſtoff-Theorie, nach welcher die einfachſten Lebe-

[1] Häckel, Anthropogenie. Leipzig 1874. S. 368.

[2] Vgl. oben S. 6.

wesen — Moneren — aus verwickelten Kohlenstoffverbindungen unmittelbar von selbst entstehen.

Betrachten wir ein solches Moner,[1] z. B. eine Protomöbe, unter dem Mikroskop, so sehen wir ein winziges Thierchen von 3—5 Hundertel Millimeter Durchmesser, das sich mit zahllosen Brüdern, lustig im Wasser herumtummelt. Die Bewegung geschieht durch Ausstrecken und Einziehen formloser, d. h. in ihrer Gestalt beständig wechselnder Fortsätze (Pseudopodien), die Fortpflanzung kommt durch Einschnürung und Theilung der ganzen Masse zu Stande. Die Ernährung vollzieht sich entweder dadurch, daß das Moner die in dem umgebenden Wasser gelösten einfachen Verbindungen: Kohlensäure, Ammoniak, Salpetersäure u. s. w. unmittelbar zu verwickelten Kohlenstoffverbindungen, zur Eiweißsubstanz des Protoplasma, combinirt, oder das Thierchen nimmt mittelst der oben erwähnten Pseudopodien auf mechanische Weise feste Stoffe auf, aus denen dann die brauchbaren Substanzen durch Zersetzung ausgezogen und assimilirt werden. Das Ganze ist trotz alledem eine völlig gleichartige structurlose Masse, gradezu ein belebtes Eiweißklümpchen, „ein Organismus ohne Organe."[2] Wer das glaubt? — fragst du, geehrter Leser! Mensch, zertritt mir meine Zirkel nicht — so antwortet Häckel mit Archimedes; das muß man glauben, sonst kann man ja die ganze Theorie nicht verstehen. Ueberdies befindest du dich dabei in ganz vortrefflicher Gesellschaft; denn es gab eine Zeit und es sind kaum zehn Jahre darüber hingegangen, da war es hochwissenschaftlich, diesem Glauben anzuhängen. Wir haben also vor uns eine gleichartige, organlose Eiweißmasse, von anderen structurlosen Eiweißklümpchen nur dadurch unterschieden, daß sie lebt. Es ist aber auf den ersten Blick klar, daß im Laufe der Milliarden von Jahrtausenden, welche die Entwickelungslehre fordert, sich unter den zahllosen möglichen Stoffverbindungen (speciell unter den Eiweißkörpern) auch einmal diejenige Combination bilden mußte, welche fähig war, die einzelnen Lebensfunctionen zu vollziehen, und somit ist das Räthsel über die Entstehung des Lebens gelöst.

---

[1] Bis jetzt sind etwa 16 Arten dieser Thierchen bekannt; sie finden sich im Meere wie auch in süßem Wasser und erreichen höchstens die Größe eines Stecknadelkopfes.

[2] Häckel, Natürliche Schöpfungsgeschichte. Siebente umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin 1879. S. 305.

Dieſe Beweisführung iſt für die ganze Methode der darwiniſtiſchen Naturphiloſophie zu charakteriſtiſch, als daß wir nicht zu unſerer Belehrung den Schleier der Vergeſſenheit ein wenig lüften ſollten, mit dem inzwiſchen die eigenen Freunde Häckel's dieſes Kind ſeiner Fantaſie bedeckt haben.

Es iſt ein bekanntes Taſchenſpielerkunſtſtückchen, ähnliche Sachen für die nämlichen auszugeben. Solches ſehen wir auch hier. Die Moneren ſind einer gleichartigen (homogenen) Eiweißverbindung ähnlich, alſo darf man ſie auch im Handumdrehen für eine ſolche ausgeben. Die Moneren leben zwar unſtreitig, ſie bewegen ſich, nehmen Nahrung auf, aſſimiliren dieſelbe, zeigen Gefühl gegen die Berührung mit der Nadel, nehmen ſogar Theil an der höchſten phyſiologiſchen Lebensfunction, indem ſie ſich fortpflanzen, trotz alledem ſind ſie von ſelbſt damals entſtanden, als gerade jene Combination von Eiweißkörpern ſich zuſammenfand, die zu leben fähig war. Hier beginnt Kunſtſtück Numero zwei. Eine Dampfmaſchine iſt fähig, in Bewegung zu gerathen, doch thut ſie das nicht aus freien Stücken; die feinſte Combination des Ingenieurs, die ſorgfältigſte Arbeit des Maſchinenbauers geben ihr noch nicht die Kraft eines Infuſionsthierchens: ſie muß bewegt werden.

Darauf alſo kommt es nicht an, wieviel Kraft, wieviel Lebensenergie ein Weſen beſitzt, ſondern ob es überhaupt welche in ſich trägt. Gleichgültig iſt es auch, ob wir für die einzelnen Verrichtungen verſchiedene Organe zu erkennen vermögen oder nicht; können wir es nicht, ſo verdient die Feinheit der Structur um ſo höhere Bewunderung, nicht aber Ableugnung ihrer Exiſtenz. So bewundern wir auch an einer Uhr, die nicht größer iſt als ein Zwanzigpfennigſtück, die Feinheit des Mechanismus, ohne das Vorhandenſein von Zähnen, Trieben und Gewinden etwa deshalb zu leugnen, weil unſere Augen dieſe Theile nicht zu unterſcheiden vermögen.

Einige Forſcher hielten es daher auch für einen Saltomortale, gleich Häckel nur mit Hilfe der Kleinheit und angeblichen Structurloſigkeit der Organismen die Kluft zwiſchen todter und lebendiger Materie überſpringen zu wollen; ſie verſuchten deshalb ſich anderweitig zu helfen und zwar ſo, daß ſie eine Menge von Zwiſchenſtufen annahmen bis zum lebensfähigen Weſen. „Es wäre ja ſehr naiv zu denken, ſo belehrt uns G. H. Schneider, daß die erſte organiſche Verbindung (z. B.) gleich die Fortpflanzungsfähigkeit ge-

habt hätte. Die Fortpflanzungsfähigkeit iſt vielmehr ein Specialfall von einer Unendlichkeit verſchiedener Fälle, und unſtreitig ſind eine ungeheure Menge organiſcher Verbindungen entſtanden oder vielmehr entſtehen noch, welche die Fähigkeit der Ernährung und des organiſchen Wachsthums beſaßen, ſich aber ohne Fortpflanzung wieder auflöſten, bis einmal der Specialfall eintrat, daß ſich eine Verbindung mit der Fortpflanzungsfähigkeit bildete." [1]

Damit iſt aber nichts erklärt, ſondern die Sache nur um eine Etape hinausgerückt. Die Entſtehung der Organismen wird auf einen Zufall zurückgeführt, auf einen angeblichen Vorgang, der noch von Niemand beobachtet und geprüft werden konnte. Aber die Wirklichkeit eben dieſes Vorganges ſollte nachgewieſen, nicht einfach behauptet werden. Denn es iſt nichts weniger als ſelbſtverſtändlich, daß todte Atome, die ſich zu einem „formloſen Klumpen einer complicirten Eiweißverbindung zuſammenfanden", ohne allen Grund das Bedürfniß und die Fähigkeit erhalten, ſich zu bewegen, zu ernähren, fortzupflanzen.

Die Schwierigkeit wird um ſo größer, je tiefer vor der weiter ſchreitenden Forſchung die Kluft ſich öffnet, welche belebte und unbelebte Materie trennt, eine Kluft, welche Häckel vergeblich durch Fantaſien über die „Structurloſigkeit" [2] der einfachſten Organismen auszufüllen ſucht. Hören wir hierüber den berühmten Botaniker Nägeli; ſein Zeugniß iſt beſonders werthvoll, weil er voll und ganz auf dem Boden des Monismus ſteht und folglich in Leben und Gefühl nur „relative Eigenſchaften ſieht, welche den Eiweißmolekülen unter gewiſſen Umſtänden zukommen." [3]

„Ich möchte die Behauptung aufſtellen, ſo ſagt er, und ich glaube unter den Phyſiologen allgemeine Zuſtimmung zu finden, daß von der Bildung des Eiweißmoleküls bis zur Organiſation des Moners, welche beide Vorgänge nach Häckel zuſammenfallen, der Abſtand in qualitativer Beziehung nicht geringer, ſondern eher größer iſt, als zwiſchen dem Moner und dem Säugethier. Alle Eigen-

---

[1] G. H. Schneider, Der thieriſche Wille. Leipzig 1880. S. 39.

[2] Häckel, Natürliche Schöpfungsgeſchichte. 7. Auflage. S. 305: „Dadurch iſt die tiefe Kluft zwiſchen organiſchen und anorganiſchen Körpern, die man früher allgemein feſthielt, größtentheils oder eigentlich ganz beſeitigt, und für die Vorſtellung der Urzeugung der Weg gebahnt." — Neueſtens behauptet Prof. Cohn in Breslau das Gegentheil. Siehe unten S. 20. Note 2.

[3] Nägeli, Mechan.-phyſiolog. Theorie der Abſtammungslehre S. 591.

ſchaften des Säugethiers, Bewegung, Ernährung und Fortpflanzung, ſind im Moner wenigſtens ſchon als Andeutungen vorhanden, während die Eigenſchaften des Moners aus dem Eiweißmolekül erſt neu geſchaffen werden müſſen." [1] Zu demſelben Reſultate kommt auf Grund langjähriger Studien Profeſſor Reinke, deſſen Arbeiten auf dieſem Gebiete als maßgebend anerkannt ſind, indem er ſagt: „Die unvollkommenſten Organismen (Schleimpilze, Moneren) können in keiner Beziehung als Uebergangsglieder zwiſchen Thieren und Pflanzen einerſeits und der organiſchen und unbelebten Materie andererſeits gelten". Im Gegentheil, „lebende Organismen, auch die einfachſten, ſind fundamental verſchieden von Aggregaten unbelebter Subſtanz; das niedrigſte Lebeweſen iſt dem menſchlichen Körper chemiſch und phyſiologiſch näher verwandt, als einem unbelebten ſtructurloſen Eiweißklümpchen." [2]

Unrecht wäre es, wollten wir hier von den Moneren Abſchied nehmen, ohne des hervorragendſten aus ihrem Geſchlechte beſondere Erwähnung gethan zu haben. Es iſt dies der berühmte Bathybius-Urſchleim. Laſſen wir jedoch Profeſſor Häckel ſelbſt das Wort, dem zu Ehren das Urthier von ſeinem Entdecker Huxley (1868) Bathybius Haeckelii benannt wurde. „Dieſer wunderbare Organismus, ſo leſen wir in der natürlichen Schöpfungsgeſchichte, [3] lebt in den ungeheuren Abgründen des Meeres, welche uns im letzten Jahrzehnt durch die mühevollen Unterſuchungen der Engländer bekannt geworden ſind, und welche über 12,000, ja an manchen Stellen über 24,000 Fuß Tiefe erreichen. Hier findet ſich zwiſchen den zahlreichen Polythalamien und Radiolarien, die den feinen kreideartigen Schlamm dieſer Abgründe bevölkern, auch maſſenhaft der Bathybius vor, theils in Geſtalt rundlicher oder formloſer Schleimklumpen, theils in Form von maſchigen Schleimnetzen, welche Steintrümmer und andere Gegenſtände überziehen. Dieſelben beſtehen gleich den anderen Moneren, einzig und allein aus ſtructurloſem Plasma oder Protoplasma d. h. aus derſelben eiweißartigen Kohlenſtoffverbindung, welche in unendlich vielen Modificationen als der weſentlichſte und nie fehlende Träger der Lebenserſcheinungen in

[1] Nägeli, a. a. O. S. 90.

[2] Reinke, Deutſche Rundſchau 1882. 4. Heft. S. 61. Vgl. Dreſſel, Der belebte und unbelebte Stoff. S. 67.

[3] Siebente Auflage. S. 165.

allen Organismen ſich findet. Eine ausführliche Beſchreibung und Abbildung des Bathybius und der übrigen Moneren habe ich 1870 in meiner Monographie der Moneren gegeben." Es iſt dies jene Art von Moneren, „die vielleicht noch heutzutage beſtändig durch Urzeugung entſteht." [1]

Dies war gewiß eine Entdeckung, mit der auch die Gegner der Urzeugung, deren Product hier offenbar vorlag, rechnen mußten. „Doch das Unglück ſchreitet ſchnell"; ſehr bald mußte Huxley ſelbſt berichten, daß er ſich geirrt, [2] und daß das ſonderbare Gebilde nur ein gallertartiger Gipsniederſchlag ſei. Die Entdeckung beruhte alſo auf optiſcher Täuſchung. Das iſt nun an ſich gar nichts Schlimmes, denn welche Wiſſenſchaft wäre vor optiſchen Täuſchungen geſichert? Wenn aber der unfreiwillige Irrthum zur bewußten Irreführung wird, wenn ſpiritiſtiſche Kunſtſtückchen in die Wiſſenſchaft eingeführt und wir gezwungen werden ſollen, die Materialiſationen einer Gelehrten-Fantaſie für Wirklichkeit zu halten, ſo legen wir Proteſt ein gegen ſolchen Mißbrauch des wiſſenſchaftlichen Anſehens. Dieſer Proteſt wird um ſo energiſcher ſein müſſen, wenn, wie es hier geſchieht, das Phantom trotz ſeiner Entlarvung fortfährt ſeinen Spuck zu treiben; [3] unſer Proteſt wird um ſo gebotener ſein, je weitere Kreiſe in die Täuſchung hereingezogen und dadurch zu einem naturwiſſenſchaftlichen Köhlerglauben verleitet werden, der mit den Waffen der Lüge wohl einzureißen vermag, was ſeit Jahrtauſenden in der Menſchheit für heilig und ehrwürdig galt, nie aber aufzu-

---

[1] A. a. O. S. 306.

[2] Trotz „der ſehr ſorgfältigen Unterſuchungen", welche jene „höchſt merkwürdige Thatſache feſtſtellten, die man nicht ohne das tiefſte Staunen in Erwägung ziehen kann." Häckel, Beiträge zur Plaſtidentheorie. Jenaiſche Zeitſchrift Bd. V. S. 100 und 187. Huxley's Berichtigung findet ſich bereits im Octoberheft der Annals of Natural history 1875. (Vgl. auch v. Hertling, Der Bathybius-Urſchleim. Ein Necrolog. Hiſtor. pol. Blätter 1876. Bd. 77. S. 832.)

[3] Häckel fügt zwar in den neueren Auflagen an einer Stelle wenigſtens die Bemerkung bei, die Exiſtenz der Bathybius ſei neuerdings vielfach angezweifelt, aber keineswegs beſtimmt widerlegt worden. Allein neben den anderen Stellen, welche ſo ſiegesgewiß das Lob des Bathybius verkünden, macht dieſe Bemerkung gar keinen Eindruck, um ſo weniger, als ſie gleich darauf wieder abgeſchwächt wird. Und doch vermochte Challenger's Tiefſee-Expedition aller Anſtrengungen ungeachtet kein Atom jenes „Rieſenmoners zu entdecken, das ganze Quadratmeilen des Meeresbodens mit belebtem Schleime überzieht"!

richten vermag, wonach das Menschenherz mit unaussprechlicher Sehnsucht verlangt: einen Leuchtthurm der Wahrheit, von dem herab die Vernunft Umschau halten kann über die Probleme des Daseins, und wo sie zugleich die Meilenzeiger erblickt, die das geistige Auge hinüber leiten in die Ewigkeit, zur letzten und höchsten Ursache alles Geschaffenen.

Es ist nicht uninteressant, über diesen Punkt die „Männer der Wissenschaft" selbst zu hören. — Als im Jahre 1877 auf der 50. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte Prof. Häckel die Entwickelungslehre (Darwin'sche Affentheorie) vertrat und erklärte, dieselbe sei jetzt wissenschaftlich hinreichend sicher gestellt, um auch in den Schulen eingeführt zu werden, erwiderte Virchow in seiner bedeutenden Rede über „die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staat", daß diese Lehre wissenschaftlich durchaus nicht feststehe, daß sie aber für den Politiker eine bedenkliche socialistische Theorie sei, die zum Sturze jeglicher Autorität führen müsse. Darauf entgegnete Häckel,[1] daß er allerdings in seiner Rede angedeutet habe, welche segensreiche Consequenzen die Entwicklungslehre nach sich ziehe, in dem durch sie die wahre, auf Vernunft gegründete Naturreligion eingeführt werde, die das Pflichtgefühl des Menschen aus den socialen Instincten der Thiere (Ameisen, Biber, Gemsen u. s. w.) ableite. Es sei ihm aber unbegreiflich, wie man diese Lehre mit socialistischen Bestrebungen und der Pariser Commune in Verbindung bringen könne. Ueberdies sei er unabhängig genug, um frank und frei seine Ueberzeugung zu äußern, „unbekümmert um den Zorn, den vielleicht viele wirkliche und nicht wirkliche Geheimeräthe in Berlin beim Anhören der ungeschminkten Wahrheit empfinden mögen." Man sollte billig erwarten dürfen, daß ein Professor, der schon so viele Jahre Vorlesungen über den Menschen hält, auch die Menschennatur soweit studirt habe, um den Zusammenhang zwischen den Consequenzen des Materialismus und den Ausschreitungen der Pariser Commune nicht „unbegreiflich" zu finden.

Betrachten wir das Gebahren unserer „denkenden Naturforscher", nachdem der Versuch mißlungen, an „undifferenzirtem belebtem Schleime" die Entstehung des Lebens nachzuweisen, so erscheinen die Alchemisten im Vergleich zu ihnen als aufgeklärte Leute. In der

[1] Vgl. Häckel, Freie Wissenschaft und freie Lehre. Stuttgart 1878. S. 86.

That suchten diese aus todten Stoffen wiederum nur einen todten Stoff, das Gold, herzustellen; die Kinder des neunzehnten Jahrhunderts aber suchen nach dem Homunculus redivivus in der Retorte: gegen die klare Forderung der Vernunft wollen sie (ohne „die klägliche Annahme eines persönlichen Schöpfers") [1] das Lebendige aus dem Todten erklären. Zur Strafe dafür verfallen sie in den Aberglauben von der Urzeugung und in die Fieberfantasie von der Allmacht des Physiologen der Zukunft.

Professor Nägeli, der schon erwähnte verdienstvolle Forscher, gibt in dem oben angeführten Werke: Mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre" unsere beschränkte Einsicht in die Wirkungsweise der Natur vollkommen zu. Er gesteht, daß die Erzeugung so vieler einfacher Krystalle noch nicht gelungen, und erinnert zum Beweise dafür „an einen der einfachsten, an den Kohlenstoffkrystall oder Diamant, dessen Herstellung so vielfach, aber noch immer vergeblich versucht wurde." Folglich, so wird der Leser weiter schließen, ist noch viel weniger daran zu denken, die außerordentlich complicirten Eiweißverbindungen herzustellen, welche die Grundlage des organischen Lebens bilden. Doch nein, Nägeli ist überzeugt, daß die Erforschung und die künstliche Zusammensetzung der Eiweißkörper vollständig gelingen müsse; ja, „wenn einmal die Physiologie tiefer in die Elemente des organischen Lebens eindringt, wird sie auch die Bedingungen erkennen, unter denen die Uranfänge desselben entstehen, und sie wird im Stande sein, dieselben beliebig entstehen zu lassen." [2] Diese Arbeit muß nicht einmal so schwer sein; denn nur darum handelt es sich künstlich zu wiederholen, was einst im Laufe der Zeit auf natürliche Weise eingetreten ist. Ist es ja „gewiß, wie Burmeister uns belehrt, daß die Erscheinung der thierischen Körper auf der Erdoberfläche (nur) ein Ausdruck solcher Kräfte, eine Function derselben ist, welche mit mathematischer Sicherheit aus den bestehenden Verhältnissen resultirt." [3]

Wie dann auf Grund dieser so sicher erhofften Entdeckungen die ganze organische Natur vom Grashalm bis zum thurmhohen Eukalyptus, vom Infusionsthierchen bis zum Nilpferd zu erklären

[1] Häckel, Generelle Morphologie der Organismen. Berlin 1866. Bd. II, S. 450.

[2] A. a. O. S. 589.

[3] Vgl. Büchner, Kraft und Stoff. 15 Aufl. S. 172.

sein würde, das hat nach Häckel's[1] Ueberzeugung Darwin bereits gezeigt. „In Darwin ist der von Kant für unmöglich erklärte Newton erschienen, der durch seine Selectionstheorie die Aufgabe thatsächlich gelöst hat, die Erzeugung eines Grashalms nach Naturgesetzen, die keine Absicht geordnet hat, begreiflich zu machen.“[2] Von Enthusiasmus über solch' großartige Aussichten hingerissen meint Nägeli weiter, „es sei gar nicht unmöglich, daß die Chemiker das Eiweiß, die Grundlage der Organismen, und daß die Physiologen die Uranfänge des organischen Lebens entstehen lassen werden, ehe man in den glücklichen Fall kommt, selbstgefertigte Brillanten zu tragen.“[3] Dabei fällt es offenbar nicht in's Gewicht, „daß es unmöglich ist, irgend etwas Organisirtes auf künstlichem Wege darzustellen; denn alle Organisationen sind unter dem Einfluß von micellaren Verhältnissen und moleculären Kräften entstanden, welche blos in dem betreffenden Organismus vorhanden sind und sich nicht nachmachen lassen.“[4]

Der Widerspruch ist einleuchtend und deshalb sind wir auch wissenschaftlich ganz berechtigt, über die in Aussicht gestellte Lebensfabrikation durch die Physiologen der Zukunft sehr bedeutende Zweifel zu hegen. — Erwähnen müssen wir noch eine hergebrachte Unehrlichkeit bei derartigen Fantasien, welche darin besteht, daß die Worte „organisch“ und „organisirt“ im Handumdrehen verwechselt werden. Angenommen, die kühnsten Hoffnungen der Chemiker seien erfüllt, die Darstellung aller organischen Stoffe auf dem einfachsten Wege sei gelungen, so würden diese künstlich hergestellten Stoffe doch immer nur im Arbeitszimmer des Chemikers neben einander liegen wie die Arzneistoffe in einer Apotheke; keineswegs aber wären wir im Stande, sie zu einem organisirten Körper, wäre er auch noch so klein und „structurlos“, zu verarbeiten. Nehmen wir endlich sogar an, ein Ausschuß der geschicktesten Chemiker und Physiologen habe einen wirklichen Organismus zu Stande gebracht, so wäre das Lebensräthsel immer noch nicht gelöst: das künstliche Gebilde der Gelehrten bliebe todt und unbeweglich, so gewiß eine Maschine ohne treibende Kraft un-

---

[1] Häckel, Natürl. Schöpfungsgesch. 7. Aufl. S. 117.

[2] E. v. Hartmann, Wahrheit und Irrthum im Darwinismus. Berlin 1875. S. 150.

[3] A. a. O. S. 589.

[4] A. a. O. S. 100. „Micelle“ sind die aus Molecülen zusammengesetzten kleinsten Theilchen des belebten Stoffes, des Idioplasmas. Vgl. S. 26.

beweglich bleibt, wenn auch ihre Conſtruction und Aufſtellung in jeder Hinſicht als tadellos anerkannt werden muß. Dies kann nur von Solchen beſtritten werden, welche ſich mit einer materialiſtiſchen, alſo rein mechaniſchen Erklärung des Lebens zufrieden geben. Jedoch zeigt die Erfahrung, daß noch alle derartigen Erklärungen gar bald als unbrauchbar erkannt und wieder auf die Seite geſchoben wurden; wir werden ſogleich einige Beiſpiele dafür anführen.

Virchow behauptete: „das Leben iſt nur eine beſondere Form der Bewegung, nur eine beſondere Art der Mechanik und zwar die allercomplicirteſte.“ Woher kommt aber dieſe Form der Bewegung, woher die innere Triebkraft dieſer complicirten Mechanismen, die wir lebendige Körper zu nennen gewohnt ſind?

Manche Forſcher halten auch mit der Antwort auf dieſe Frage nicht zurück. Sie ſagen: die Bewegung iſt nun einmal da, ſie iſt anfangs- und endlos, und behaupten weiter, „daß die anfangsloſe Bewegung im Weltall Leben iſt.“[1] Allein wenn auch das Leben Bewegung iſt, ſo iſt doch nicht jede Bewegung Leben; das Waſſer lebt nicht, wenn es dem Geſetz der Schwere folgend vom Berge herabfließt, und auch die Erde lebt nicht, wenn ſie von dem geheimnißvollen Geſetz der Gravitation getrieben mit einer Geſchwindigkeit von vier Meilen in der Secunde auf ihrer Bahn durch den unermeßlichen Weltraum dahinſtürmt, um nie mehr an den gleichen Ort zurückzukehren.

Ebenſo unbefriedigt läßt es uns, wenn das Leben ein temporärer Zuſtand der Materie genannt wird, „der die innere Selbſtthätigkeit des Organismus erregend und erhaltend, dieſe gegen die äußere Einwirkung ſchützt.“[2] Wie ſchwierig, ja faſt unmöglich es iſt, von dem ſo dunklen Vorgange des Lebens eine genügende Erklärung zu geben, wenn man von einer Lebenskraft nichts wiſſen will und bei der bloßen Mechanik ſtehen bleibt, zeigt in intereſſanter Weiſe das Beiſpiel Herbert Spencer's, den wir wohl als das philoſophiſche Orakel des Darwinismus (bezw. Monismus) bezeichnen dürfen. Nachdem dieſer Gelehrte früher ſchon zwei von einander abweichende Erklärungen gegeben, hat er jüngſt eine dritte aufgeſtellt, von der er ſelbſt ſagt, daß er ſie für die allgemeinſte und voll-

[1] Preyer, Naturwiſſenſchaftliche Thatſachen und Probleme. Berlin 1880. S. 51 ff. Vgl. Peſch, Die großen Welträthſel. Philoſophie der Natur. Freiburg, Herder 1884. Bd. II, S. 150.

[2] M. Wagner, Darwiniſtiſche Streitfragen. Kosmos, 1884. Bd. XIV. S. 336.

kommenſte halte; hiernach iſt Leben „die fortwährende Anpaſſung innerer Relationen an äußere Relationen.“[1] Wir müſſen Goethe dankbar ſein, daß er uns durch Mephiſtopheles mittheilen läßt, wie ſolche Ausſprüche zu Stande kommen und was davon zu halten:

Im ganzen — haltet Euch an Worte!
. . . . . .
Denn eben, wo Begriffe fehlen,
Da ſtellt ein Wort zur rechten Zeit ſich ein.

In der That: wenn wir alle Relationen der chemiſchen Elemente, alle Beziehungen der einzelnen Theile eines Organismus zu einander und zur Außenwelt kennen würden und dieſelben auf Bewegung zurückzuführen vermöchten, was wäre dann erklärt?[2] „Was iſt gewonnen, fragt mit Recht Du Bois-Reymond, wenn man ſagt, es ſei die gegenſeitige Anziehungskraft, wodurch zwei Stofftheilchen, Atome, ſich einander nähern? Nicht der Schatten einer Einſicht in das Weſen des Vorgangs.“[3]

Damit ſind wir an einem Punkte angekommen, wo uns die ganze Hoffnungsloſigkeit des Verſuches klar wird, organiſche Vorgänge begreiflich zu machen; denn geheimnißvoll ſind zwar die Aeußerungen des Lebens, aber vielleicht noch geheimnißvoller ſind die Kräfte der anſcheinend todten Materie. Oder iſt es begreiflich, daß ein Metall, in's Waſſer geworfen, in Brand geräth und auf der Oberfläche herumtanzt, bis der letzte Reſt verzehrt iſt? Iſt es irgendwie erklärlich, daß zwei Gaſe unter einer heftigen Exploſion

---

[1] Vgl. M. Wagner a. a. O.

[2] Noch neuſtens, auf der 59. Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte, ſprach ſich Prof. Cahn aus Breslau folgendermaßen hierüber aus: „Erſt 50 Jahre alt iſt die Auffaſſung vom Weſen des Lebens, welche heute die Wiſſenſchaft beherrſcht, . . . ſie gründet ſich auf die Uebereinſtimmung der thieriſchen und pflanzlichen Organiſation, auf die Uebereinſtimmung der Zellen. Ueberall wirkt dieſelbe Spannkraft, nur die Maſchinen ſind verſchieden. . . Wie weit ſind wir mit dieſem Princip gekommen? Hat die Gleichung des Lebens ihre vollſtändige Löſung gefunden? Als vor 27 Jahren Darwin ſeine Abſtammungslehre zum Dogma der Naturwiſſenſchaft machte, konnte man auf eine wiſſenſchaftliche Erklärung der Frage hoffen. Jetzt nicht mehr. Man hat erſt die Hälfte der Löſung. Die Kluft, welche die organiſche und die anorganiſche Welt auseinanderhält, iſt nicht geſchloſſen . . . . ſie wird ſich nie ſchließen.“ Vgl. „Allg. Ztg.“ Sept. 1886. No. 266.

[3] Unterſuchungen über thieriſche Electricität. Berl. 1848—84. Bd. I. S. XLI.

das Gasgefäß zertrümmern, in dem sie eingeschlossen sind, sobald das Sonnenlicht darauf fällt?[1]

So in den äußersten Winkel gedrängt erklären die Materialisten, daß sich in solchen Fragen allerdings der Mensch Resignation auferlegen müsse; es bleibe in der That nichts anderes übrig, als „sich zu finden in die Vorstellung, daß zuletzt aller Wissenschaft doch nur das Ziel gesteckt sein möchte, nicht das Wesen der Dinge zu begreifen, sondern begreiflich zu machen, daß es nicht begreiflich sei."[2] Dies ist, wie Häckel einmal in einem anderen Sinne sagt, „in der That der verzweifelte Standpunkt, den heute viele sogenannte exacte Naturforscher, ihre eigene Vernunft preisgebend, einnehmen."[3] Nicht als ob wir behaupteten, daß nicht für jeden Menschen gelte:

In's Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist[4] —

also auch für den Gläubigen; allein bei diesem wird die fehlende Einsicht in das Wesen der Dinge ersetzt durch die Ueberzeugung, daß alles Geschaffene von einer unendlich weisen Ursache und zwar zu seinem Besten geordnet sei, während der Ungläubige sich in eine Welt hineingestellt sieht, deren Ursprung und Ziel er nicht begreift. Der Materialist sieht diese Welt von Gesetzen beherrscht, unerbittlich,

---

[1] Kalium auf Wasser geworfen, zersetzt dasselbe, in dem es den Sauerstoff an sich reißt, während der frei werdende Wasserstoff mit violetter Flamme verbrennt. — Chlor und Wasserstoff vereinigen sich im Sonnenlichte unter Explosion.

[2] Du Bois-Reymond a. a. O. — Doch müssen wir zur Steuer der Wahrheit bemerken, daß bei weitem nicht alle „Monisten" mit dieser und ähnlichen Beschränkungen unserer Einsicht sich zufrieden geben. Bekannt ist das Anathem, welches aus diesen Kreisen über den berühmten Berliner Gelehrten ausgesprochen wurde, als er in den Reden „die Grenzen der Naturerkenntniß" und „die sieben Welträthsel" sein Ignorabimus aufstellte und begründete. Carneri in Wien meint z. B.: „Du Bois-Reymond ist bis auf die sieben Welträthsel gesunken und scheint den Leser zum Besten zu haben." Vgl. Kosmos, Jahrg. 1882. Bd. XII. S. 4.

[3] Siehe oben S. 10.

[4] Es kann nicht genug immer wieder darauf hingewiesen werden, mit welcher „Kühnheit" oder Gedankenlosigkeit unsere populären materialistischen Schriftsteller stets das Gegentheil behaupten. So kommt z. B. J. Moleschott mit ausdrücklicher Bezugnahme auf dieses Haller'sche Citat zu dem Schlusse: „Die ganze Entwickelung der Wissenschaft widerspricht jeder Unwissenheitsweissagung und wird sie zu Schanden machen." Ein Blick in's Innere der Natur. Vortrag. Gießen 1882. S. 27.

unerreichbar, deren Sklavenketten er bei jeder Regung seines Körpers fühlt; Gesetze, die über kurz oder lang ihn zwingen werden, Leiden zu erdulden, die er nicht mehr heilen, sondern nur verlängern kann; Gesetze die ihm einst befehlen werden, den Studiersessel und das Arbeitszimmer mit dem Sarge und dem Grabe zu vertauschen. Das ist unleugbar „ein verzweifelter Standpunkt", der dem Gemüthe niemals, dem Verstande aber nur dann möglich scheinen könnte, wenn nachgewiesen wäre, daß die Materie ewig bezw. unendlich sei, eine Lösung des Welträthsels also nie gegeben werden könne.

Prüfen wir im nächsten Kapitel, ob die Naturwissenschaft etwas zur Lösung dieser eigentlich metaphysischen Frage[1] beigetragen hat, und ob vielleicht ihr Ausspruch für die Materialisten günstig lautet.

III.

Unsterblichkeit von Stoff und Kraft. — Die Sonne als einzige Quelle der Kraft. — Wirkung von Ebbe und Fluth. — Abnahme der Sonnenwärme. — Ende der Welt? — Ein Ausweg. — Rob. Mayer entdeckt das mechanische Aequivalent der Wärme.

Die Materialisten des Alterthums behaupteten, daß die Welt von Ewigkeit her bestehe und demgemäß auch in Ewigkeit fortdaure. Die Materialisten des XIX. Jahrhunderts theilen diesen Standpunkt. In der That, nachdem einmal der Kreislauf des Lebens erwiesen ist, bedarf es ja auch „keiner weiteren Beispiele, um zu beweisen, daß der Stoff unsterblich ist und daß er daher nicht erschaffen sein kann." Vielmehr „muß der Stoff ewig gewesen sein und ewig bleiben."[2]

Ganz gleich verhält es sich mit der Bewegung dieses Stoffes; der Kraftvorrath, dem dieselbe entspringt, ist von Ewigkeit her und unerschöpflich: „Ebenso unzerstörbar, ebenso unvernichtbar, ebenso unvergänglich, ebenso unsterblich, wie der Stoff, ist auch die mit demselben verbundene Kraft."[3]

Wenn irgendwo, so steht hier die Sicherheit der Behauptung im umgekehrten Verhältniß zur Wirklichkeit. Ganz sichere „naturhistorisch festgestellte Thatsachen" bezeugen, daß der nutzbare Kraftvorrath im Weltall eine bestimmte Grenze hat.

---

[1] Vgl. u. S. 32 Note 1.

[2] Büchner, Kraft und Stoff. 15. Aufl. S. 25.

[3] Büchner a. a. O. S. 29.

Bleiben wir der Einfachheit halber zunächſt bei unſerer Erde ſtehen und fragen: wo liegt die Quelle aller Kräfte, die im Haushalte der Natur zur Verwendung kommen und die auch der Menſch in ſo ſtaunenswerther Weiſe in ſeinen Dienſt zu zwingen verſteht? Die Wiſſenſchaft verweiſt uns einſtimmig auf die Sonne. Licht und Wärme der Sonne bedingen das Leben der Menſchen, der Thiere, der Pflanzen. Die Pflanze nimmt die vom Thiere ausgeathmete und die ſonſtwie ausgeſchiedene Kohlenſäure auf, und zerſetzt ſie unter dem Einfluſſe von Wärme, Feuchtigkeit und Licht in ihre Beſtandtheile: Sauerſtoff und Kohlenſtoff. Der Kohlenſtoff dient zu ihrer eigenen Ernährung, der Sauerſtoff entweicht in die Luft und geht durch dieſe in die Lungen der Thiere, wo er die abſterbenden Blutkörperchen wieder belebt und ſo die Bildung neuer Zellen d. h. die Ernährung des Organismus ermöglicht.

Wenn ein Lufthauch befruchtenden Samen weiter trägt, oder wenn die ſtarke Briſe das Segelſchiff über das Weltmeer treibt, ſo iſt dies eine Wirkung der Sonne. Sie erwärmt nämlich die Luftſchichten am Aequator, daß ſie, leichter geworden, in die Höhe ſteigen und nach den kälteren Polen zu niederſinken und abfließen; gleichzeitig ſtürzen die kälteren Luftſchichten von Norden her in die leer gewordenen Räume, um ebenfalls am Aequator erwärmt zu werden, und dieſe Luftſtrömung benutzt der kundige Seemann. — Das Waſſer des Baches, der ſo geſchäftig zum Fluſſe eilt und auf dem Wege noch Zeit findet, das Rad des Müllers zu drehen und in mächtigen Turbinen Hunderte von Pferdekräften zu entfalten, würde bald zu fließen aufhören, würden nicht durch die Sonnenwärme täglich und ſtündlich ungeheuere Mengen von Feuchtigkeit im Ocean zur Verdunſtung[1] gebracht, die dann als Nebel, Thau, Regen, Schnee oder Hagel auf die höchſten Berge ſteigt, um den Kreislauf von Neuem zu beginnen. — Der Baum, der uns das Brennholz liefert, gibt nur zurück, was er von der Sonne an Wärme empfangen hat; in den verſunkenen Wäldern aber, d. i. in den Kohlenlagern, graben wir nur die Wärme aus, die vor Jahr-

[1] „Der Verluſt, welchen das Mittelmeer (39,850 Quadratmeter) alljährlich durch Sonne und Wind erleidet, iſt einer Waſſerſchicht von mindeſtens 2 m Dicke gleich zu achten. Hiervon wird etwa ½ m durch Regen, kaum ¼ m durch die Flüſſe erſetzt". Den großen Ausfall trägt der atlantiſche Ocean. Niſſen, Italiſche Landeskunde. Berlin 1883. Bd. I. S. 103.

tausenden in denselben von der Sonne aufgespeichert wurde. Ob wir also unser Zimmer heizen oder im Hochofen das Eisen schmelzen, ob der Dampf im Theekessel singt oder ob er die 10000-pferdige Schiffsmaschine treibt — immer ist es eine Arbeitsleistung der Sonne, ein Ausfluß der Sonnenenergie.

Ist nun diese ungeheuere Kraftentfaltung unerschöpflich? Gestützt auf die schwerwiegendsten Gründe antwortet die Naturwissenschaft mit einem kategorischen: „Nein".

Es wird eine Zeit kommen, da der Tag nicht mehr wechselt mit der Nacht, weil die Erde ihre Achsendrehung eingebüßt hat; die Sonne selbst wird verlöschen, und kalt, dunkel und todt werden die Himmelskörper ihre Bahnen durcheilen, wenn sie nicht auf die Sonne stürzen, um dort, zu einem Riesenball vereinigt, nach vorübergehendem Aufflackern wieder in Dunkel und Starre zu versinken.

Vernehmen wir die Beweise.

Schon Kant machte darauf aufmerksam, daß durch Ebbe und Fluth die Umdrehung der Erde gehemmt und somit verzögert werde. Es wird nämlich durch die vereinte Anziehung von Sonne und Mond eine Menge von 200 Cubikmeilen Wassers auf einem Erdviertel zusammengezogen, welches dem anderen fehlt. Durch das Hin- und Herfließen einer so bedeutenden Wassermenge im Verlaufe von sechs Stunden wird aber an den Küsten eine Reibung hervorgebracht, welche die Erde bei ihrer Achsendrehung überwinden muß; Ebbe und Fluth wirken also wie eine Bandagenbremse auf einer Radscheibe. „Wir kommen dadurch, sagt Helmholtz,[1] zu dem unvermeidlichen Schlusse, daß jede Ebbe und Fluth fortdauernd, und wenn auch unendlich langsam, doch sicher, den Vorrath mechanischer Kraft des Systems verringert, wobei sich die Achsendrehung des Planeten verlangsamen muß", bis diese endlich ganz aufhört. Ein Beispiel dieser Art haben wir am Monde, der seine Achsendrehung bereits verloren hat, weshalb er uns immer dieselbe Seite zukehrt. Schon lange Zeit vorher ist jedoch der Wechsel von Tag und Nacht auf der Erde so sehr gestört, daß kein organisches Leben mehr bestehen kann. Nach den Berechnungen der Astronomen hat nun wirklich in historischer Zeit bereits eine meßbare Verzögerung in der Erdrotation stattgefunden; dieselbe beträgt seit

[1] Ueber die Wechselwirkung der Naturkräfte und die darauf bezüglichen neuesten Ermittelungen der Physik. Ein populär-wissenschaftlicher Vortrag. Vorträge und Reden. Braunschweig 1884, Bd. I. S. 55.

Hipparch[1] $^1/_{81}$ Sekunde für den Sterntag, während sich das Jahrhundert bereits um $^1/_8$ Stunde verlängert hat.[2] Dies sind allerdings nur erst kleine Veränderungen, „allein man hat nur die Zeiträume groß genug zu nehmen, und das Resultat ist unausbleiblich."[3]

Der zweite durchschlagende Grund, warum ein ewiger Kreislauf auf der Erde nicht angenommen werden kann, liegt in der fortwährenden Abnahme der Sonnenwärme. Es ist nicht wahr, „daß uns aus dem Weltraum in Gestalt von Wärme ein unerschöpflicher Kraftvorrath entgegenströmt". Allerdings strahlt die Sonne eine unermeßliche Wärmemenge aus, nicht aber ist sie im Stande, dieselbe von außen her zu ergänzen. Früher nahm man an, daß durch das Hereinstürzen von Meteoriten die verlorene Wärme wieder ausgeglichen würde. Thatsächlich wäre das Herabstürzeu von etwa 100,000 Billionen Kilogramm Meteoritenmasse in der Sekunde hinreichend, den Wärmeverlust der Sonne zu decken. Immerhin müßte aber doch einmal die Zeit kommen, daß der letzte Meteorschwarm in der Sonne sein Grab fände und alsdann würde der Erkaltungsproceß doch beginnen, abgesehen davon, daß durch die Zunahme der Sonnenmasse auch deren Anziehungskraft sich steigern müßte. Dadurch käme aber die Erde bald so nahe an die Sonne heran, daß in der unerträglichen Gluth nichts Lebendiges mehr existiren könnte.

Am richtigsten erscheint die Ansicht von Helmholtz, welche dahin geht, daß die Sonne sich immer mehr zusammenzieht und durch diese mechanische Arbeit ihren Verlust an Wärme selbst wieder ausgleicht. „Es läßt sich berechnen, daß, wenn der Durchmesser der Sonne sich nur um den zehntausendsten Theil seiner jetzigen Größe verringerte, dadurch hinreichend viel Wärme erzeugt würde, um die ganze Ausgabe für 2100 Jahre zu decken."[4] Daß dieser Proceß aber endlich einmal aufhören muß, versteht sich von selbst. „Man wird also schließen müssen, daß im Verlauf ewiger (soll wohl heißen: außerordentlich langer) Zeiträume die ganze uns

---

[1] Astronom zu Alexandrien um 150 v. Chr.

[2] Helmholtz a. a. O. S. 56; nach Adams und W. Thomson wäre die Zunahme fast doppelt so groß.

[3] Lange, Geschichte des Materialismus. II. Bd. S. 225.

[4] Helmholtz a. a. O. S. 57.

so unabsehbare Dauer von Sonnenlicht und Wärme nicht nur vergehen, sondern völlig verschwinden wird."[1] „Freilich ist es ein entsetzlicher Gedanke, daß unser geliebter Wohnplatz oder unsere schöne Erde mit ihren zahllosen Bewohnern und mit allen durch das Genie des Menschen ausgeführten Wundern oder mit allen durch die Arbeit vieler Jahrtausende aufgehäuften materiellen und geistigen Schätzen dem elenden Schicksal des Verbrennens im Feuer, welches wir als letzte Quelle aller irdischen Kraftentwickelung kennen gelernt haben, ausgesetzt sein sollte." So klagt Professor Büchner,[2] und findet nur darin einigen Trost, daß kein menschliches Auge diese jammervolle Katastrophe schauen werde, weil Jahrtausende zuvor der letzte Mensch seinen Tod durch Erfrieren gefunden haben muß.

Offenbar kann es aber einem Materialisten, der sich doch nur als Eintagsfliege auf der Welt betrachtet, persönlich höchst gleichgültig sein, ob in den fernsten Zeiten noch die idealen Güter der Menschheit existiren, ja ob überhaupt noch zweibeinige denkende Thiere, Menschen genannt, den Kampf um's Dasein führen werden oder nicht. Wohl aber kommt der Materialist dann in große Trauer und Noth, wenn sein verhätscheltes Pflegekind ihm untreu wird, wenn es die so oft gepredigten Grundsätze seines Beschützers verlacht und schonungslos im Angesichte der ganzen Welt seine Blöße aufdeckt. Das hat aber die Naturwissenschaft gethan, indem sie den „ewigen Kreislauf des Stoffes" als eine Täuschung erklärte. Wenn die Kraft, welche diesen Kreislauf unterhält, mit dem letzten Sonnenstrahl auf dieser Erde *erlischt*, also nichts weniger als ewig ist, so muß sie auch einmal *angefangen* haben, und so hätte also die Naturwissenschaft selbst das Thor geöffnet, durch das „die mittelalterlichen Vorstellungen von einer Schöpfung durch Gottes Allmacht" wieder ungehindert einziehen könnten.

In dieser Noth, als der Materialismus gar sehnsüchtig nach Rettung blickte, erschien wie ein rettender Gott das berühmte *Gesetz von der Erhaltung der Kraft*. Rob. Mayer gelang es, im Jahre 1842 die Bestätigung für den schon früher bekannten Satz zu finden, daß eine irgendwo aufgewendete Kraft nicht verloren gehen könne, sondern unter geeigneten Umständen in einer anderen Form nachzuweisen sein müsse. Er fand, daß jeder Arbeit

[1] Lange a. a. O. S. 227.

[2] Büchner, Licht und Leben. Drei Vorträge. Leipzig 1882. S. 214.

ein ganz beſtimmtes Quantum von Wärme entſpreche, die bei der Arbeit verbraucht wird, und daß umgekehrt mit einem gewiſſen Quantum Wärme eine ganz beſtimmte Arbeit geleiſtet werde.[1] Durch weitere Arbeiten hervorragender Phyſiker wurde es klar, daß alle Kräfte in der Natur ſich auf die Eine Kraft der Bewegung zurückführen laſſen[2] und daß dieſe ſelbſt überall hervorgerufen werden kann, wo die jedesmal nöthige Menge von Wärme zur Verfügung ſteht; man kann alſo Wärme in Bewegung verwandeln und umgekehrt. „Die Verwandlung von Wärme in mechaniſche Arbeit läßt ſich an einem Eiſenbahnzuge auf das Einleuchtendſte erläutern. Die durch Verbrennung in der Locomotive erzeugte Wärme verwandelt ſich in die Bewegung der Wagen. Was iſt zu thun, wenn der Zug halten ſoll? Seine mechaniſche Kraft kann nicht zerſtört, ſie kann nur verwandelt werden. Man ſetzt alſo die Bremſe ein, und der Zug wird dadurch in Ruhe gebracht, daß man die Bewegung in Wärme verwandelt; das bezeugen Rauch und Funken, die durch die Reibung entſtehen," wie man beſonders bei ſtarkem Gefäll (Geislinger Steige, Brennerbahn u. ſ. w.) leicht beobachten kann. „Oder wenn eine Kanonenkugel die Seite eines Panzerſchiffes trifft, ſo bekunden ein aufleuchtender Blitz und ein ſichtbares Erglühen der getroffenen Stelle, daß der Zuſammenſtoß die Bewegung der Kugel in intenſive Wärme verwandelt hat, oder daß die geſammte Bewegung zu Wärme geworden iſt."[3]

Die angeführten Beiſpiele mögen genügen, um zu zeigen, daß im Weltall Kraft niemals verloren, ſondern nur verwandelt wird, eine Wahrheit, welche der ganzen neueren Phyſik zur Grundlage

---

[1] Rob. Mayer (Arzt in Heilbronn † 1878) entdeckte alſo das „mechaniſche Aequivalent der Wärme". Spätere Berechnungen ſtellten dasſelbe auf 424 kgm. feſt, d. h. die Wärme, welche 1 Kilogramm Waſſer von 0° bis 1° erwärmt (d. i. eine Wärmeeinheit), vermag 424 Kilogramm 1 Meter hoch oder 1 Kilogramm 424 Meter hoch zu heben. — Umgekehrt wird, wenn 1 Kilogramm 424 Meter hoch herabfällt, eine Wärme erzeugt, wodurch man 1 Kilogramm Waſſer um 1° wärmer machen kann. — Siehe auch die intereſſante Abhandlung von Prof. Gutberlet über das Geſetz von der Erhaltung der Kraft und ſeine Beziehungen zur Metaphyſik. Separatabdruck aus „Natur und Offenbarung". Münſter 1882.

[2] So wird z. B. der zum Betrieb von elektriſchen Bahnen nöthige elektriſche Strom von einer feſtſtehenden Dampfmaſchine oder einer Waſſerkraft geliefert.

[3] Büchner a. a. O. S. 34 und 36.

dient und der sie die prägnante Fassung gegeben hat: Die Energie des Weltalls ist constant.

Mit dem soeben besprochenen Resultate der Naturwissenschaft war der Triumph des Materialismus vorläufig gesichert; denn die Welt ist danach ein wahres Mobile Perpetuum, allerdings ein riesengroßes. Kommt also wirklich die Zeit, daß alle Sonnensysteme zusammengestürzt sind bis auf die letzten zwei Riesensonnen, „so können, wie der bekannte Astronom R. Falb uns belehrt, auch diese nicht unabhängig von einander im Weltraum schweben. Auch sie müssen sich gegenseitig nähern und endlich in einander stürzen, so daß nun der ganze Weltenstoff wieder in eine einzige Masse vereinigt wäre. Aber auch alle Kräfte müssen sich hier wieder finden, und zwar, da alle Bewegung umgewandelt würde, in Form von Wärme. Der Betrag dieser Wärmesumme müßte genau so groß sein, als zur Zeit, da vor der Entwickelung des Universums die Massenbewegung aus der Wärme des Stoffes hervorging. Daraus läßt sich . . . schließen, daß diese Wärmesumme des letzten Himmelskörpers genau hinreicht, um sofort nach dem Zusammensturze der letzten Sonnen die ganze Masse wieder in Dampf aufgehen zu machen. Damit ist der Urnebel wieder hergestellt", die Entwickelung des Weltalls kann von neuem beginnen bis zu seiner abermaligen Erstarrung und so fort in alle Ewigkeit.[1]

Es ist klar, daß sich dem Materialisten in dieser Auseinandersetzung ein nicht zu unterschätzendes Argument für die Möglichkeit seiner Weltanschauung darbietet. Denn unter der Voraussetzung, daß alle mechanische Kraftleistung, alle Arbeit in Wärme und alle so entstandene Wärme wieder in Arbeit umgesetzt werden kann, ist die Dauer der Welt für ewige Zeiten gesichert. Hierdurch wird aber die Aufgabe des Apologeten, welcher die Absurdität des Materialismus nachweisen will, wesentlich erschwert und wir sind genöthigt, die physikalische Theorie, deren Tragweite wir betrachtet haben, noch etwas näher in's Auge zu fassen, indem wir prüfen, ob das Gesetz von der Erhaltung der Kraft eine unbedingte Gültigkeit besitzt, oder ob es vielleicht eine Ausnahme erleidet, wodurch die ewige Dauer der Welt doch wieder in Frage gestellt wird.

---

[1] R. Falb, Von den Umwälzungen im Weltall. S. 86. Vgl. Fr. Pfaff, Die Entwickelung der Welt auf atomistischer Grundlage. Ein Beitrag zur Charakteristik des Materialismus. Heidelberg 1883. S. 202.

IV.

Undank von Seiten der Naturwissenschaft. — Wissenschaftlicher Betrug? — Zerstreuung der Kraft. — Die alternde Sonne. — Woran der Materialismus leidet. — Sein sacrificio dell' intelletto. — Theologisches oder physikalisches Wunder.

Jahrelang hatte der Materialismus eine Art von Vormundschaft über die Naturwissenschaft ausgeübt; seine Zärtlichkeit gegen sein Pflegekind hatte etwas Rührendes, und der Enthusiasmus über die wirkliche und noch zu hoffende Leistungsfähigkeit seines Schützlings kannte keine Grenzen. Dafür glaubte sich aber auch der Materialismus zu der Erwartung berechtigt, daß ihm die Naturwissenschaft reichliches Material liefere „zur Bekämpfung des Aberglaubens" (d. i. der Religion), namentlich aber, daß sie ihn recht bald in den Stand setzen werde, „dem Wunder definitiv die Thüre zu weisen". Diese Erwartung wurde jedoch schwer getäuscht; auch für den Materialismus kam die Zeit, daß er sich des Sprichwortes erinnern mußte: Undank ist der Welt Lohn. Denn die Naturwissenschaft blieb nicht stehen, sie schritt weiter fort auf der Bahn exacter Forschung und bald war sie so weit gekommen, daß sie, unbekümmert um die Hilferufe ihrer Freunde, dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft eine Deutung gab, welche alle Combinationen von einer ewigen Entwickelung der Welt wie mit einem Schlag vernichtete.

Durch fortgesetzte Experimente wurde es nämlich immer klarer, was schon anfangs vermuthet worden, daß sich zwar mechanische Arbeit stets in die entsprechende Wärmemenge verwandeln lasse, daß aber die so erhaltene Wärme nicht wieder in ihrem vollen Umfange zur Leistung von Arbeit nutzbar gemacht werden könne. Der Grund liegt darin, daß die gewonnene Wärme nach allen Richtungen hin auseinandergeht, um zuletzt in der Kälte des unermeßlichen Weltraums auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden. Täglich und stündlich können wir diese Beobachtung machen. Unsere Dampfmaschinen verwandeln kaum 15—20 pCt. der aufgewendeten Wärme in Bewegung oder Arbeit; der größte Theil geht durch Strahlung und Ueberwindung des Reibungswiderstandes verloren. Der Weltraum aber, der eine außerordentlich niedere Temperatur (— 150°) besitzt und in seiner unendlichen Ausdehnung jetzt schon seit Millionen von Jahren den Löwenantheil aller vorräthigen Wärme für sich in

Anspruch nimmt, dieser Weltraum kann auf keine Weise gezwungen werden, das Empfangene wieder zurück zu erstatten.[1]

Die Folgerung ist klar: das Beruhigungssystem der Materialisten „ist auf Sand gebaut";[2] der ewige Kreislauf, von dem sie so gerne reden, ist eine Fantasie, ein frommer Wunsch, oder richtiger eine bewußte, für das große Publikum berechnete Täuschung, ein ganz unfrommer wissenschaftlicher Betrug.

So müssen wir es beurtheilen, wenn Falb behauptet: „Weltenuntergang ist gleichzeitig Weltenanfang"; oder wenn Du Prel die Behauptung aufstellt: „Die Vereinigung eines Sternhaufens muß eine Wärmemenge erzeugen, welche hinreicht, diese Materie ebenso wieder zu zerstreuen (durch Verdampfen), als sie es ursprünglich war, sie ebenso weit in den Raum hinauszutragen, als sie hergekommen ist."[3] Durchaus nicht; der zweite Urnebel

---

[1] Somit greift allmälig eine überall gleiche Temperatur Platz; aber „nur wenn Wärme von einem wärmeren zu einem kälteren Körper übergeht, kann sie, und auch dann nur theilweise, in mechanische Arbeit verwandelt werden". (Helmholtz a. a. O. S. 42). Die Naturprocesse streben also einem allgemeinen Ausgleiche und so einem allgemeinen Stillstande zu. Clausius hat diese Wahrheit mathematisch begründet und in dem Satze ausgesprochen: Die Entropie des Weltalls strebt einem Maximum zu. — [2] Lange a. a. O. S. 228.

[3] Du Prel. Der Kampf um's Dasein am Himmel. 2. Aufl., Leipzig 1876. S. 100. — Bei Erwähnung dieses Namens wollen wir dem Leser eine wichtige Bemerkung nicht vorenthalten, welche P. Epping (Kreislauf im Kosmos S. 14) über diesen Autor macht, weil dieselbe für die meisten Vertreter monistischer Weltanschauung überhaupt zutrifft, wenn wir auch die Motivirung der darin berührten Inconsequenz für zu einseitig halten. — „Um Mißverständnissen vorzubeugen, müssen wir noch einige Worte über Dr. Karl Freiherr Du Prel sagen. Wir zählen ihn hier und auch sonst einfach zu den Materialisten; und doch hat derselbe Schriftsteller in seiner neuesten Schrift ‚Planetenbewohner' mit nackten Worten die Basis des Materialismus „eine unbeweisbare Voraussetzung", eine „kolossale petitio principii" genannt. Es scheint überhaupt, daß diese Lange'sche Ansicht sich immer mehr Bahn bricht. Man muß nämlich wissen, daß, seitdem der Socialismus offen die materialistische Fahne heraushängt, ein Materialismus à la Büchner und Moleschott nicht mehr coursfähig ist. Odi profanum vulgus. Ohne nun auf die spitzige Frage über den Unterschied von Heute und Gestern einzugehen, erklären wir hiermit, daß für uns ein Jeder, der den Menschen als ein Wesen ansieht, das in seiner Totalität sich aus der Materie entwickelt habe, als Materialist gilt, und das auch dann noch, wenn er bei seiner Speculation in einem geistreichen Subjectivismus endigen sollte. Uns kümmern ihre häuslichen Streitigkeiten nicht, wir heben nur das gemeinsame Element, die rein atheistische Naturanschauung, hervor, und diese wird, wie auch immer gestaltet, vom Materialismus aus sich aufbauen."

wird im Gegentheil in ſeiner Leiſtungsfähigkeit um ſoviel hinter dem erſten zurückſtehen, als dieſer während der ganzen Zeit ſeines Beſtandes bezw. ſeiner Entwicklung durch Strahlung in den kalten Weltraum an Wärme verloren hat. Kommt es zu einem dritten Urnebel, ſo tritt dasſelbe Verhältniß ein, und ſo fort, bis zuletzt alle Wärme im Weltraume gleichmäßig vertheilt und ein Verdampfen des übrig gebliebenen Himmelskörpers nicht mehr möglich iſt. Alle Bewegung ſteht dann ſtille, ſo gewiß eine Dampfmaſchine ſtehen bleibt, wenn die Temperatur des Aufſtellungsraumes ſo hoch wird wie die Temperatur in der Maſchine ſelbſt im Innern des Cylinders.

Das Geſetz von der Erhaltung der Kraft könnte ſomit ebenſo gut das Geſetz von der Zerſtreuung der Kraft heißen; denn es zeigt, daß der Weltproceß, ſoweit er auf dem Austauſche von Wärme unter den verſchiedenen Weltkörpern beruht, einmal ein Ende nehmen muß. Daraus folgt dann mit zwingender Nothwendigkeit, daß die Welt ſelbſt wie auch die noch ungeſtaltete Materie einmal angefangen haben muß. Wäre die Materie, wie die Gegner wollen, von Ewigkeit her, ſo hätte ſchon längſt der letzte Sonnenſtrahl die Erde getroffen, ſchon längſt ſchwebten die Himmelskörper als kalte ſtarre Maſſen einzeln oder zu einem Rieſenball vereinigt im endloſen Weltraum.

Kein Wunder, daß die Vertreter jener Wiſſenſchaft, „die zur Annahme eines übernatürlichen Schöpfungsaktes nun ein für allemal nicht die mindeſte Veranlaſſung hat“,[1] aus allen Kräften ſich bemühen, womöglich hier einen Ausweg zu finden.[2] Zöllner,

[1] Lange a. a. O. S. 235.

[2] Die wunderlichſten Fantaſien wurden von ihren Urhebern als ernſte wiſſenſchaftliche Hypotheſen ausgegeben und als wahrſcheinlich „bewieſen“. Zehnder trat neuerdings für das Princip der Erhaltung des Lichtes ein. Am letzten Aethertheilchen, jenſeits deſſen das Nichts beginnt, fällt das Licht im Einfallswinkel wieder zurück in den äthererfüllten Weltraum, bis es auf einen Körper trifft, dem es ſeine Arbeit d. i. Wärme mittheilen kann. Nur dieſes Princip von der Erhaltung des Lichts im Gegenſatz zu Thomſon's Princip von der univerſellen Vergeudung der Wärme iſt nach der Ueberzeugung ſeines genialen Entdeckers im Stande, das Welträthſel zu löſen, „ohne die Allgewalt eines mächtigen Schöpfers zu Hilfe zu nehmen“. (S. Kosmos, Zeitſchrift für Entwickelungslehre und einheitliche Weltanſchauung. Stuttgart 1885. Bd. XVI. S. 102 und 103.) Gewiß eine wunderliche Theorie; „aber gut iſt ſie auch!“ würde Onkel Bräſig ſagen.

Falb, Reuſchle, Rankine, Lohſchmidt, Emsmann, Mohr, Siemens u. a. — ſie alle haben ſich in der Löſung des Problems verſucht, der alternden Sonne neue Jugendkraft zu verleihen. Vergeblich; alle ihre Mühe hat nur dahin geführt, die Thatſache feſtzuſtellen, daß die Wiſſenſchaft ein Verjüngerungsmittel nicht kennt, weshalb die Sage von dem ewigen Leben der Sonne und dem ewigen Kreislauf der Materie jetzt nur noch in Volksbüchern und naturhiſtoriſchen Romanen zu finden iſt, oder richtiger gefunden werden ſollte. [1]

Doch was beginnt der Materialismus, nachdem der letzte Rettungsanker ſeinen Dienſt verſagt? was thut der exacte Naturforſcher, der kritiſch geſchulte Denker, der ſich nicht wenig darauf einbildet, daß er zu den Füßen Kant's geſeſſen und ſo das Recht erlangt habe, die Denkthätigkeit ſelbſt, wie ſie von der Menſchheit in all' den Jahrtauſenden ihres Beſtandes als giltig anerkannt wurde, zu corrigiren? „Er dichtet in naivſter Weiſe nach Anleitung der Sinne" ſich eine Weltanſchauung zuſammen; die „dogmatiſchen Formeln von Anfang und Ende alles Geſchaffenen" aber hört er ruhig lächelnd an; denn „er leidet an einer gemüthlichen Zufriedenheit mit der Erſcheinungswelt." [2] Wenn man aber ſeine behagliche Ruhe hartnäckig ſtört, wenn man ihm zeigt, daß ſeine Auffaſſung von der Welt den Naturgeſetzen widerſpricht, dann rafft er ſich auf, dann thut er das Aeußerſte; um dem verhaßten Gedanken an einen Schöpfer zu entfliehen, bringt er ein sacrificio dell' intelletto, wie es größer noch keinem Buſchneger von dem Zauberer ſeines Stammes zugemuthet worden iſt: er zerſchlägt mit eigener Hand den Fetiſch ſeiner Sippe. Es iſt ja das Naturgeſetz, insbeſondere ſeine Ewigkeit und Unabänderlichkeit, der Fetiſch unſerer exacten Wiſſenſchaft, ihr

[1] Eine etwaige Berufung auf die Unendlichkeit der Materie, iſt unſtatthaft; denn unendlich viele Himmelskörper ſind unmöglich, wie eine einfache Ueberlegung zeigt. Würde z. B. heute ein Stern in die Sonne ſtürzen, ſo wäre jetzt die unendliche Zahl der Sterne kleiner als geſtern ($\infty - 1$), was undenklich iſt. Auch die Unendlichkeit von Bewegungsdifferenzen iſt undenkbar; es können z. B. die Atome nicht unendlich raſch ſchwingen und ſo eine unendlich hohe Temperatur hervorbringen, da der Schwingungsraum und die Schwingungszeit für jedes Atom endlich ſind und dasſelbe alſo in allen Theilen dieſes Raumes gleichzeitig ſein müßte, was unmöglich iſt; nach unten hin aber herrſcht ſchon nach $-273°$ vollſtändige Ruhe der Molecularbewegung. „Alſo werden alle Bewegungsunterſchiede in endlicher Zeit ausgeglichen ſein."

[2] Lange a. O. S. 176.

Schutzgeist und Idol, und diesen Götzen gibt er preis: das ewige, unabänderliche Naturgesetz hat für den eingeschüchterten Materialisten nur mehr „eine zeitweilige Bedeutung."

„Da alle Systeme von materiellen Theilen, die wir hinreichend kennen, sagt Nägeli, vom größten bis zum kleinsten, sich verändern, so sind wir genöthigt, dies auch von den chemischen Atomen anzunehmen." Ja, eine „Configurationsänderung in den Atomen und damit die Veränderung ihrer physikalischen Natur ist nicht blos aus allgemeinen Analogiegründen möglich und wahrscheinlich, sie wird durch bestimmte Erwägungen geradezu gefordert." Denn wenn sie ihre heute bekannten Eigenschaften behalten, so haben wir in der Entwickelung der Welt „einen endlichen Proceß vor uns mit einem Anfange und einem Ende. Das Ende ist der allgemeine Tod; und was kommt nachher? Was ist ferner der Anfang und was ist demselben vorausgegangen? Offenbar könnten wir zu dem Anfang nur durch die Hypothese gelangen, daß in einem bis dahin unveränderlichen und todten Zustande Bewegung begonnen habe, also nur durch die Annahme eines Wunders und Preisgebung des Causalgesetzes." [1]

Wir sind aufrichtig dankbar für das Zugeständniß, daß die Welt, so wie wir sie kennen, mit ihren jetzigen Kräften und Gesetzen, naturwissenschaftlich nicht begriffen werden kann, ja daß dies sogar nachweisbar absolut unmöglich ist, wenn sie so bleibt wie sie heute ist, und daß man deshalb seine Zuflucht zu einer später eintretenden Veränderung der Naturgesetze nimmt, nur um der Schöpfung durch Gottes Allmacht zu entgehen. Dies heißt aber doch nichts anders, als: „das theologische Wunder ist todt, es lebe das physikalische." Ist aber eine Wissenschaft, die ihrer ganzen Natur nach nur zur Beobachtung und Erklärung des Bestehenden berufen sein kann, erst dahin gekommen, daß sie einer unbegreiflichen und deshalb geradezu wunderbaren — wenn auch erst in ferner Zukunft eintretenden — Veränderung dieses Bestehenden bedarf, um ihre Theorieen zu retten, so hat sie damit selbst bis zur Evidenz den Beweis erbracht, daß sie auf falschem Wege sich befindet und daß ihre Theorien unhaltbar sind.

Wenn ich mich aber nicht entschließen kann, das unerhörte „Opfer des Verstandes" zu bringen und eine künftige wunderbare Um-

[1] Nägeli, Mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre. München und Leipzig 1884. S. 618, 619, 617.

gestaltung der Naturgesetze anzunehmen, wozu ja gar keine wirksame Ursache erfindlich ist, was dann? Nun, dann kann ich mit Du Bois-Reymond[1] in vornehmer Resignation mir sagen: Ich weiß es nicht und werde es nicht wissen; die Wissenschaft hat nur zu erklären, was begreiflich ist; möglich, daß es noch eine Welt im Jenseits gibt, aber ich weiß es nicht: „ignoramus, ignorabimus." Auch kann ich mit Carneri in grimmigem Trotze erklären: wir wollen gar nichts wissen, wovon wir uns nicht durch die Sinne und in der täglichen Erfahrung überzeugen können; es interessirt uns nicht, „so wenig als das augenlose Thier das Spiel der Farben." Denn der Naturforscher „darf nur nach einer Weltanschauung streben, für die es eine Weltleitung (oder gar Welterschaffung) ebensowenig gibt, als eine zweite Welt;"[2] sonst „gehört er noch zu den schwachen Geistern ... oder ist ein Renegat."[3] Endlich steht es mir auch frei, in jenen Aufschrei der Verzweiflung einzustimmen, den v. Hellwald am Schlusse seiner Culturgeschichte erhebt. Wozu das tolle Spiel der Atome in meinem Hirn und im Weltall? einst wird ja „die Erde, ihrer Atmosphäre und der Lebewelt beraubt, in mondgleicher Verödung um die Sonne kreisen, wie zuvor, das Menschengeschlecht aber, seine Kultur, sein Ringen und Streben, seine Schöpfungen und Ideale sind gewesen. Wozu?"

Nehmen wir Act von dieser Bankerotterklärung des Materialismus; sie bezeugt uns, daß die materialistische Weltanschauung das Räthsel des Daseins nicht zu lösen vermag. Indem dieselbe, durch die Gewalt der Thatsachen gezwungen, selbst die Unmöglichkeit der Lösung ausspricht, oder zu einem unerhörten Wunder ihre Zuflucht nimmt, verliert sie das angemaßte Recht, „Steine in den Garten des Glaubens zu werfen". (C. Vogt.) Für uns aber wird das Resultat wahrer Wissenschaft zum Fundamente wahren Glaubens, wie wir es schon in erhabener Weise ausgesprochen finden in der Stiftungsurkunde des Menschengeschlechts:

In principio creavit Deus coelum et terram.
Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.

[1] So auch Virchow und andere Anhänger der „Phänomenal-Philosophie". Vgl. auch die oben mitgetheilte Aeußerung Du Bois-Reymond's S. 21.

[2] Kosmos. Bd. XIII. S. 172 und 166.

[3] Carus Sterne, Werden und Vergehen. Berlin 1876.

Die
Idee der Gralſage.

Von

G. Gietmann S. J

Die Sage von Parzival und dem heiligen Grale verdient als Wahrzeichen einer theils großen, theils eigenartigen Zeit jene Beachtung, welche ihr immer wieder von neuem zugewandt wird. Dieſelbe iſt ja aus dem innerſten Geiſte des chriſtlichen und romantiſchen Mittelalters hervorgewachſen und wurde ſeit dem zwölften Jahrhundert, dem ſie entſtammt, raſch Eigenthum und Lieblingsdichtung mehrerer Nationen. Auf dem weiten Gebiete der mittelalterlichen keltiſchen, franzöſiſchen und deutſchen Kunſtpoeſie hebt ſich kaum ein Stoff in ſo eigenthümlichem Reize unter allen übrigen ab. Jedem an ihn herantretenden Betrachter flößt er darum auf den erſten Blick ein reges und meiſt auch dauerndes Intereſſe ein. Man fühlt ſofort die lebendigen Pulsſchläge der Zeit, die noch jetzt in der Dichtung nachzittern; man möchte die Quellen dieſes friſchen Lebens aufdecken und an der Wärme desſelben Antheil haben.

Wolfram von Eſchenbach hat die Geſchichte von Parzival, dem Gralkönige, in künſtleriſcher Behandlung bei uns eingeführt; daß er damit einen zündenden Funken in unſer Volk warf, hat die Begeiſterung der Mit- und Nachwelt für ſein Epos offenkundig bewieſen. Zumal die neuere Zeit, welche das Gedicht aus dem Staube langer Vergeſſenheit wieder hervorgezogen hat, war überzeugt, einen Schatz von hohem Werthe entdeckt zu haben, und iſt vielfach bemüht geweſen, den reichen Gehalt desſelben aufzuweiſen und zu Ehren zu bringen. Die Berechtigung dazu liegt in der That im Gegenſtande ſelbſt, und dennoch konnte eine allſeitige ungetheilte Be-

friedigung oder Bewunderung nicht erzielt werden. Es drängt ſich eben dem Leſer unwillkürlich der Gedanke auf — der ſich vielleicht nur zu ſchüchtern äußert — daß wir es mit einer wenigſtens theilweiſe unfertigen oder gar widerſpruchsvollen Dichtung zu thun haben. Die warme Theilnahme, welche man dem Sagenſtoffe und der Zeit, die ihn zur Verkörperung ihres innerſten Charakters ſchuf, nothwendig entgegenbringt, wird durch zu viele Störungen unterbrochen und abgeſchwächt. Es will nicht wohl gelingen, das Idealbild eines mittelalterlichen Ritters auf dem Wege zum heiligen Grale, welches wir in Parzival doch erkennen wollen aus Wolfram's Werke rein und voll zu gewinnen, ohne dem Texte in mehr als einem erheblichen Punkte Gewalt anzuthun. Entſchließen wir uns hinwiederum, nur ein treues Spiegelbild des wirklichen Lebens zu ſuchen, ſo läßt uns einmal dieſe Wirklichkeit ſehr unbefriedigt, und drängt andererſeits das Gedicht ſelbſt doch auf etwas Beſſeres und Höheres hin; mit einem Worte, der Eindruck kann niemals einheitlich und völlig befriedigend ſein. Es fehlt viel, daß wir bei Wolfram alles das und nur das fänden, was ſich zu einem beſtimmten und abgeſchloſſenen Bilde des märchenhaften Gralreiches oder eines unter manchen Irrungen zu Gott hinſtrebenden und ſein Ziel glücklich erreichenden Gralritters zuſammenfügen ließe. Man kann nicht ohne vorſichtige Einſchränkung behaupten, daß der Dichter einen klar bewußten Plan folgerichtig und durchaus würdig ausgeführt habe.

Andererſeits iſt es unverkennbar, daß die Sage, auch in Wolfram's Auffaſſung und Darſtellung, einen erhabenen Sinn hat und zu einheitlicher Ausdeutung einladet, ja daß zu dieſer ein guter Anfang vom deutſchen Dichter, wie von ſeinen franzöſiſchen Vorgängern und ſeinem etwas ſpäteren Nachahmer gemacht worden iſt. Der Volksgeiſt, dem die Grallegende und deren Verquickung mit der Ritterſage ihr Daſein verdankt, hat ohne Zweifel auch hier Großes gedacht und gewollt, was die Kunſt nur unvollkommen zum Ausdruck zu bringen vermochte. Es will uns ſcheinen, daß man am beſten die ſicheren Spuren dieſes Geiſtes in den verſchiedenen Graldichtungen aufſucht und von allem abſieht, was durch Mißverſtändniſſe und größere oder kleinere Verſehen der einzelnen Dichter im Geſammtbilde entſtellt worden iſt Ein ſolches Verfahren wird aber dadurch ermöglicht, daß die urſprüngliche Abſicht der Sage überall dort, wo ſie nicht beſtimmt ausgeprägt an der Oberfläche liegt, doch deutlich genug durchſchimmert.

Indem man sich ausschließlich an Wolfram's Gedicht hielt, ist man zu sehr widersprechenden Deutungen gelangt. Einige fanden das katholische Christenthum im „Parzival" für die tief religiöse Grallegende so verblaßt, daß sie den Dichter in Gegensatz zum Glauben seiner Zeit zu setzen und das Gralreich in ganz seltsamer Weise aufzufassen sich für berechtigt hielten. So rückte man Wolfram den eigenen protestantischen Anschauungen näher und sah ihm alsdann um so lieber Manches nach. Denn es galt als hohes Verdienst, daß er seiner Zeit vorangeeilt sei und durch eine gewisse mystische Verflüchtigung der Gralsidee, sowie durch eine der katholisch-ascetischen Weltanschauung möglichst entfremdete Ansicht von Welt und Leben der Reformation vorgearbeitet habe. Im Gegensatz zu Albrecht von Scharfenberg, dem Verfasser des „Titurel", hob man hervor, daß Wolfram nicht, wie Jener, auf dem „römisch-kirchlichen", sondern auf dem „kirchlich-religiösen", d. h. auf einem allgemeinern, unkatholischen Boden gestanden habe. So erklärte sich, warum der Gral bei ihm so unbestimmt, äußerlich und einigermaßen nebensächlich behandelt wird; warum nirgends die kirchliche Hierarchie erscheint; warum Trevrizent, welcher Parzivals Bekehrung auswirkt, nicht ausdrücklich als Priester auftritt; warum endlich der zum geweihten König- oder gar Priesterthum berufene Held eine so vorwiegend weltliche Schule durchmacht. Allein eine derartige Deutung wird schon dadurch höchst unwahrscheinlich, daß ihr gemäß Wolfram nicht nur von seinen Vorgängern, denen er im Uebrigen gewiß treu nachgeht, sondern auch von seiner Zeit, die ihn bewunderte, durch eine unausfüllbare Kluft getrennt und selbst die Wahl der Grallegende für sein Meisterwerk zum Räthsel gemacht wird. Denn daß das Kleinod des hl. Grales auch bei unserm Dichter die bestimmtesten Merkmale eines ausgesprochenen katholischen Geheimnisses aufweist, wird sich sofort unwidersprechlich ergeben. Es fehlt aber auch nicht allein an aller ausdrücklichen Polemik gegen irgend eine kirchliche Lehre oder Einrichtung, sondern auch an einem wirklich greifbaren Beweise für eine *verhohlene* Abweichung vom Glauben der Zeit; es hat auch im Mittelalter Niemand, wie wir urtheilen müssen, einen Widerspruch gegen denselben wahrgenommen. Parzivals Bekehrung wird in der That *nicht* ohne kirchliche Vermittlung bewerkstelligt; der Dichter deutet vielmehr durch den Altar, den der Einsiedler Trevrizent in seiner Zelle hat und nach den Festzeiten zu- und abdeckt, besonders aber durch seine eigenen Worte: „Wenn ich

auch ein Laie wäre" (Parz. 462, 11) zur Genüge an, daß Parzivals Oheim Priester ist; darum allein pilgert ja auch der „graue Ritter" „auf einer Beichtfahrt" zu dessen Zelle (446, 16). Ueberhaupt spricht noch gar Vieles gegen eine Verdächtigung der Rechtgläubigkeit des Eschenbachers; es braucht indessen hier nicht weiter daran erinnert zu werden, stellt es sich doch von selbst als ein durchaus verfehltes Beginnen dar, wenn man ein aus katholischem Boden erwachsenes Gedicht nicht aus den Ueberzeugungen der katholischen Zeit begreifen will.

Doch auch nach der gegentheiligen Richtung hin ist man öfters zu weit gegangen. So tief, wie ein Dante, war Wolfram keineswegs von den Geheimnissen seines Glaubens durchdrungen. Die Behandlung der Grallegende kann gewiß keine durchaus würdige, geschweige denn erschöpfende genannt werden. Die Sage selbst ist freilich eine dem katholischen Mittelalter zu hoher Ehre gereichende Dichtung; aber Wolfram fehlt die theologische und ascetische Bildung, um seinem Stoffe ganz gewachsen zu sein. Er behandelt die religiöse Seite desselben oberflächlich, die sittliche nicht sehr ausgiebig. Ein Weltkind, wie er war — nicht eben im schlimmsten Sinne — drängte er das weltliche Treiben so in den Vordergrund, daß es die Legende ganz überwuchert, ja diese des ursprünglichen Charakters theilweise entkleidet wird.

Nach den ältesten Quellen ist der Gral der Kelch oder die Schüssel, welche der Heiland beim letzten Abendmahl gebrauchte; diese Reliquie blieb im Besitze einer Familie oder Gemeinschaft, welche sich die Ausbreitung des Reiches Christi durch die Predigt des Evangeliums oder heiligen Krieg zur Aufgabe stellte. Diese Anschauungen treten bei Wolfram, besonders in der Ausführung des Gedichtes, sehr zurück. Sein Gral gilt ihm durchweg fast nur als Edelstein mit wunderbaren Kräften, dessen Ursprung dunkel bleibt; die ritterliche Genossenschaft, welche ihn umgibt und schützt, hat keinen apostolischen Zweck der Glaubensverbreitung mehr und wird fast ganz außer Thätigkeit gesetzt. Weltliche Ritterabenteuer machen statt dessen die ganze Handlung aus, und selbst Parzival verdient seine Erwählung zum Gralkönigthum nicht durch besonders hochherzige Thaten, sondern durch zwecklose Abenteuer. Es ist nicht etwa das geistliche Ritterthum, welches thatsächlich auftritt, sondern das weltliche und zwar keineswegs in seiner edelsten Gestalt; denn seine Thätigkeit besteht vorwiegend in ziellosem Umherstreifen und rauf-

luſtigem Waffenſtreite. Sogar in den Gralhütern, die übrigens nur nebenſächlich vertreten ſind, iſt die Idee des geiſtlichen Ritterthums dadurch abgeſchwächt, daß der König vermählt ſein darf, und daß Anfortas thatſächlich ſogar ſündhafter Minne und weltlichen Ritterkämpfen nachgegangen iſt. Auch von Parzival, dem zukünftigen Gralkönige, wird nur die Reinheit ehelicher Liebe verlangt. Die Darſtellung des Dichters bringt alſo nicht die tiefe Bedeutung der Grallegende oder die hehrſte Geſtalt des mittelalterlichen Ritterthums zur vollen, würdigen Erſcheinung, ſondern läßt Vieles von den edelſten Schätzen, welche der Stoff in ſich beſchloß, ungehoben und unverarbeitet. Die religiöſe Seite der Sage iſt gewiß nicht entſprechend behandelt. Dies lag nicht einmal in der Abſicht des Dichters. Denn in der Einleitung verheißt er nur die Darſtellung ächten Mannesmuthes, unentwegter Geſinnungstüchtigkeit und Treue in der Liebe:

Die Sage, die ich euch erneue,
Erzählt von großer Herzenstreue,
Von Weibes ächter Weiblichkeit,
Von Mannes rechter Männlichkeit,
Die ſich in hartem Kampf nicht bog.
Sein Herz ihn nie darum betrog —
Er Staht! — wo er zum Streite kam,
Daß ſeine Hand nicht ſiegreich nahm
Gar manchen hehren Ruhmespreis,
Er kühner Mann, doch ſpät erſt weiſ',
(Der Held iſt's, den ich grüße),
Er Frauenaugen Süße
Und Frauenherzen bitt're Leid,
Gen böſe Wandlung wohlgeſeit! (4, 9—22.)

Die ſo ſtark betonte „Minne" ſpielt auch im weiteren Verlaufe eine ungebührliche Rolle, welche wenigſtens einem Gedichte über den heiligen Gral einen gar weltlichen Anſtrich gibt. Wolfram ſelbſt wirbt öfter um die Liebe einer Frau und legt ſein Werk am Schluſſe einer ſolchen zu Füßen. Freilich darf man in der letzteren ſeine Gattin erkennen; immerhin wird aber ſowohl durch die Rolle der Liebe im ganzen Gedichte, als durch das Abenteuerleben aller Helden auch jene ſittliche Auffaſſung der Sage, wie dieſelbe von vornherein an die Stelle der religiöſen geſetzt wird, merklich abgeſchwächt und getrübt. Wohl hat der Dichter in dem berufenen Gralkönige neben der weltlichen Würde das Heil der Seele glücklich

gerettet und insofern das Ideal eines guten, christlichen und ritterlichen Durchschnittshelden geschildert, gemäß den Worten, mit welchen er selbst schließlich das Leben Parzival's kennzeichnet:

Weß Leben so sich endet,
Daß Gott nicht wird gepfändet
Der Seele durch des Leibes Schuld,
Und der doch auch der Menschen Huld
Bewahren kann mit Würdigkeit:
Der nutzte gut die Lebenszeit. (827, 19 ff.)

Bei aller Anerkennung jedoch, welche ihm dafür gebührt, müssen wir nicht übersehen, daß dies keinesfalls das höchste Maß der berechtigten Anforderung an den Sänger des hl. Grals und des christlichen Ritterthums erschöpft.

Noch ein weiterer Umstand berechtigt uns, wenigstens über den Wortlaut unserer nächsten Vorlage hinauszugreifen, um dem Kern der Sage näher zu treten. Man könnte indeß zweifeln, ob wir damit nicht vielleicht der Absicht des Dichters selbst entgegenkommen. Die Dichtkunst wirft gern einen Schleier über die Wahrheit; sie verhüllt die Idee unter einem Bilde; sie deutet Vieles nur schüchtern an, was der Verstand ausgesprochen wünscht. Man muß also die schöne Form der Bilder und Symbole zerschlagen, den Zauberschleier der Phantasie zerreißen, um die verborgene Wahrheit unverhüllt zu schauen. Einen durchaus berechtigten Weg der Deutung weist daher Reinhard auf (in einem Anhange zu dem Werke: „Recht, Staat und Eid in den Strömungen unserer Tage und Deutschlands sittliche Entwickelung bis zur Gegenwart"): „Monsalväsch ist nicht die Kirche, der Gral nicht ihr heiligstes Sakrament. Die Jungfrauen, die vor ihm dienen, sind nicht die Gott geweihten Jungfrauen in der Kirche, und die Templeisen sind nicht ihre Priester. Aber überall stehen die Kirche und ihre Geheimnisse, sei es näher, sei es ferner, im Hintergrunde, und die Schöpfungen Wolfram's sind der Schleier der Poesie, den er darüber ausgebreitet und durch den er die Geheimnisse mit einer neuen und kunstreichen Hülle umgibt. Deshalb darf man sich auch nicht wundern, wenn sich nicht Alles zu einem klaren Gesammtbilde fügt, wenn auch Einzelnes, ja sogar der Gral selbst, gleichsam in nebelhafter Hülle verbleibt." Diese im Allgemeinen gewiß unabweisbare Richtschnur hebt den Ausleger des „Parzival" über viele Schwierigkeiten hinweg, so sehr man sich immer vor gesuchter Symbolik und allegorischer Verflüchtigung der doch meist sehr realen Gestalten des

Eschenbachers hüten muß. Dieser Grundsatz entzieht auch der protestantischen Deutung schließlich allen Grund und Boden, indem klar wird, daß in dem idealen Gralreich nicht nothwendig die Hierarchie und das Priesterthum der realen Wirklichkeit erscheinen, und daß Parzival nicht nothwendig, wie Maria Stuart bei Schiller, eine sakramentale Beicht ablegen mußte. Diese beiden Punkte sind es ja eben, welche man vornehmlich zum Erweis der unkirchlichen Gesinnung des Parzivaldichters geltend macht. „Sicher ist", schreibt einer der gefeiertsten Aesthetiker, „daß bei Wolfram die Ritter von der Tafelrunde den äußern Gottesdienst mitmachen und die Messe hören, der Gral aber der Hierarchie des Papstes so wenig untergeordnet ist, wie dem Baruch von Bagdad, daß Parzival ohne kirchliche Vermittlung, durch Gottes Gnade und eigenes Streben das Heil erlangt, und daß jener evangelische Geist, der im 12. Jahrhundert auftrat und im 13. von Rom verfolgt ward, seinen dichterischen Ausdruck im deutschen „Parzival" gefunden hat." Dieser schon an und für sich hinfällige Beweis verliert jegliche Grundlage, sobald man sich erinnert, daß eine Schöpfung der poetischen Phantasie nicht immer alle Züge der Wirklichkeit nachahmt. Das unsichtbare evangelische Gottesreich stimmt noch viel weniger zum Reiche des heiligen Grals, welches ja sehr eng umgrenzt ist, ein sichtbares, unmittelbar an ein katholisches Mysterium erinnerndes Kleinod zum Mittelpunkt hat und nur die wenigsten Menschen zum Eintritt beruft, diese aber (den König ausgenommen) zu beständiger Jungfräulichkeit verpflichtet. Der Einsiedler Trevrizent mit dem Altar und dem Reliquienkästchen darauf, zu dem man eine „Beichtfahrt" macht, erinnert gewiß auch nicht an eine protestantische Denkart des Dichters, wenn auch die Beichte Parzival's in poetischer Gestalt auftritt; poetisch ist es ja sicher ausreichend, wenn dem belehrten, zum Sündenbekenntniß und zur Reue angeleiteten Sünder schließlich das tröstliche Wort gesagt wird: „Nun gib mir deine Sünde her, ich leiste vor Gott deiner Reue und Besserung Gewähr." (502, 25 f.) Zudem beichtet Gahmuret vor seinem Tode einem Kaplan seine Sünden (106, 22 f.).

Wenn wir demnach durchaus veranlaßt sind, hinter dem dichterischen Schleier eine verhüllte Wahrheit im Geiste des ganzen Gedichtes und der Sage zu finden, so wird weiterhin auch die oben erwähnte Aeußerlichkeit milder zu beurtheilen sein, als der erste Anblick zu fordern scheint. Wahr bleibt allerdings immer, daß die

religiösen Momente im „Parzival“ große Gefahr laufen, sich in ein poetisches Phantasiespiel aufzulösen. Somit stellt sich auch hier wieder jene Deutungsart der Legende und Sage als die zutreffendste heraus, welche einerseits zwar die Grundzüge der Wolfram'schen Dichtung zum Ausgangspunkt nimmt, andererseits aber dieselben im Sinne der katholischen Zeit und unter Vergleichung der übrigen Graldichtungen vertieft und ergänzt. So wird sich ein Bild der Parzivalsage ergeben, welches die Absicht der Zeit, welche sie ersonnen hat, am bestimmtesten erkennen läßt, aber doch *nicht* als eine durchweg treue Nachzeichnung des Wolfram'schen „Parzival“ gelten darf. Zur Vermeidung jeder Willkür dürfen natürlich nur solche Züge vereinigt werden, welche eine *sichere Grundlage* in den vorliegenden Gedichten von Parzival und dem hl. Gral haben; aber manche fast verwischte Linien werden deutlicher ausgeprägt und andere offenbar störende getilgt werden müssen. Nicht selten wird es sich treffen, daß eine ganz andere als die Wolfram'sche Darstellung die Absicht der Sage besser zum Ausdruck bringt. Denn der deutsche „Parzival“ ragt zwar durch künstlerische Vollendung unter den Graldichtungen hervor, allein die noch vorhandenen französischen sind schon darum zu berücksichtigen, weil Wolfram nur eine Nachdichtung eines französischen Epikers geliefert hat. Das wiederholte klarste Zeugniß, welches er selbst ablegt, läßt kaum daran zweifeln, daß er Schritt für Schritt dem *Provenzalen Kyot* folgte. Da dessen Werk nicht mehr vorliegt, sind wir zunächst auf das nahe verwandte Epos Chrestien's von Troyes angewiesen, mit welchem das deutsche meist so auffallend stimmt, daß es Abschnitt für Abschnitt nachgedichtet scheint. Sicher war also die Abhängigkeit Wolfram's von Kyot noch größer, besonders in dem letzten von Chrestien nicht mehr ausgeführten Theil der Sage (Vgl. vor Allem Parz 827, 1—14). Außer Chrestien ist hier besonders das die Grallegende ohne die Parzivalsage enthaltende Gedicht *Roberts de Boron* und der Prosaroman zu vergleichen, welcher von *Potvin* in „Perceval le Gallois“ I. B. veröffentlicht worden ist, endlich der schon erwähnte „Titurel“ Albrechts von Scharfenberg. — Aus der Literatur über die Gralsage sei hier, abgesehen von den bekanntesten Werken von San-Marte, auf *E. Martin*, Zur Gralsage; *K. Domanig*, Parzival-Studien; *W. Herz*, Die Sage von Pareival und dem Gral; endlich auf *G. Böttticher*, Parzival, hingewiesen.

Die folgenden Betrachtungen werden ein Dreifaches darzulegen ſuchen: die Gral- und Parzivalſage iſt als Verherrlichung der chriſtlichen Kirche, als Darſtellung des chriſtlichen Tugendlebens und als Kennzeichnung des mittelalterlichen Ritterthums gedacht, ſie iſt eine religiöſe, ethiſche und ritterliche Dichtung, welche als Selbſtzeichnung des Mittelalters angeſehen werden darf.

Vor Allem kommt es darauf an, das Weſen des Grales näher zu beſtimmen. Das unvollendete Gedicht Roberts von Boron erzählt ausſchließlich die einfache Legende: Joſeph von Arimathäa fing in der Abendmahlsſchüſſel das Blut auf, welches aus den Wunden des vom Kreuze abgenommenen Heilandes floß. Als er ſpäter von den Juden in den Kerker geworfen wurde, erhielt die bloße Anſchauung der heiligen Reliquie, ohne Speiſe und Trank, ſein Leben und erfüllte ihn mit wonnigem Troſte. Der Kaiſer Veſpaſian ſchenkte ihm endlich nach der Zerſtörung Jeruſalems die Freiheit wieder. Nun ſchloß ſich eine Gemeinde Gleichgeſinnter an ihn an, mit welcher er bald in ein fernes Land zog. Das hohe Glück der Auserwählten ward jedoch durch ſittliche Entartung getrübt. Zur Abwendung der göttlichen Strafe fertigte alsdann Joſeph auf höhere Eingebung nach dem Muſter der Abendmahlstafel eine runde Tafel an und ſtellte die Schüſſel und einen Fiſch (Symbol Chriſti und des Apoſtolats) auf dieſelbe. Der Anblick der Heiligthümer ſchied durch die ungleiche Wirkung die Reinen von den Unreinen, ja, als ein Ungläubiger ſich einſt an einen ſonſt immer unbeſetzt gebliebenen Platz des Tiſches ſetzte, that ſich die Erde auf und verſchlang ihn. Es wurde aber durch eine geheimnißvolle Stimme verkündet, daß ein Held des dritten Geſchlechts dereinſt dieſen Platz mit Ehren einnehmen werde. Dieſer war der Enkel Bron's, eines nahen Verwandten Joſephs. Die Gralgenoſſenſchaft unternahm nun das Werk der friedlichen Glaubensverbreitung. Bron und ſeine Nachkommen aber traten ſpäter in die Rechte Joſephs ein.

Die proſaiſchen Fortſetzungen des genannten Gedichtes führten jenen „dritten Mann“ wirklich ein und zwar in Beziehung zu Artus und deſſen Tafelrunde, welche derjenigen des Grales nachgebildet war. Der Auserkorene iſt Parzival, welcher durch eine Offenbarung über den ihm unbekannten Großvater Bron und deſſen inzwiſchen eingetretene Krankheit, beſtimmt wird, mit anderen Artusrittern zur Entdeckung des Grales auszuziehen. Er kommt zur Gralburg, unterläßt aber eine zur Heilung des Großvaters unerläßliche Frage und wird verſtoßen und verflucht. Ein frommer Einſiedler belehrt und be-

kehrt ihn, worauf er nach längeren Abenteuern bei der zweiten Ankunft auf der Königsburg die wirksame Frage stellt und nun das Gralkönigthum erbt.

Diese Geschichte von der Aufsuchung und Erwerbung des Heiligthums stimmt wesentlich mit der Wolfram'schen. Dagegen schweigt der deutsche Dichter von der Herkunft des Grales und der ganzen älteren Legende. Es heißt nur, daß die Hut des Kleinodes ursprünglich Engeln anvertraut war, dann aber auf eine reine Schaar von christlichen Rittern überging. Einst war Titurel Gralkönig, dann sein Sohn, der in ehrlichem Streite fiel; jetzt ist Anfortas, der Enkel, gefolgt; Parzival's Mutter Herzeleide ist dessen Schwester. Der Gralkönig heißt auch hier der „Fischerkönig", aber nur mehr, weil er in den Leiden seiner Krankheit am See Brumbane fischt (Parz. 491, 13 f.). Die Abendmahlsschüssel ist zum Edelsteine geworden. Die Wirkungen des Grales und die Heiligkeit derselben erinnern jedoch wieder lebhaft an die Legende. Der Anblick desselben erhält das Leben des Leibes und spendet alles Lebensglück, welches nur durch die Sünde getrübt werden kann. Wie jene Schüssel das Blut des Heilandes enthielt oder enthalten hatte, so bringt am Charfreitag, als am Tage des bittern Leidens, eine Taube vom Himmel eine Hostie herab, die dem Steine seine Wunderkraft gibt. Daraus erhellt, daß der Gral des „Parzival" gleichfalls ein Heiligthum ist, welches durch seine Beziehung zum Leiden (und die dauernde Berührung mit der Person) des Erlösers wunderthätige Wirkungen hat; die Ersetzung des Blutes, welches in der Schüssel aufbewahrt wurde, durch den in der Hostie gegenwärtigen oder jedenfalls durch dieselbe versinnbildeten Leib des Herrn ändert die Bedeutung des Heiligthums wesentlich nicht. Da nun der Gral das Ziel der ganzen epischen Handlung ist, demnach auch dessen Verherrlichung bezweckt wird, so ergibt sich, daß die Parzivalsage in ausnehmender Weise die wunderbaren, den guten Menschen schon auf Erden beglückenden und zur ewigen Seligkeit (Parz. 469 ff.) führenden Wirkungen des Leidens Christi feiert. Die Beziehung auf die übernatürliche Heiligkeit und die ewige Wonne des Himmels wird von Wolfram ausdrücklich, obgleich sehr kurz, hervorgehoben:

Vor aller Sündenschande
Sind sie in sich'rer, stet'ger Hut;
Es wird ihr Lohn im Himmel gut.
Denn wenn erstirbt das ird'sche Leben,
Wird ihnen Wonne dort gegeben.

Nun iſt es wahr, daß im Uebrigen die Herrlichkeit des Grales in unſerem „Parzival“ wenig von jenem übernatürlichen Zauber aufweiſt, welchen wir in der Umgebung des heiligſten Sakramentes erwarten. Das Kleinod verleiht nur ewige Jugend, läßt Keinen ſterben, der es nur einmal die Woche anblickt, ſchafft den Rittern und Frauen der Burg die auserleſenſten Speiſen und Getränke, Wild und Geflügel, kurz erneuert alle Freuden des irdiſchen Eden (den wunsch von pardise; 469. 470). Dazu kommt, daß bei der prunkhaften Vortragung des Heiligthums eine Gralkönigin an die Stelle des Prieſters tritt, von einer religiöſen Anbetung nicht die Rede iſt, und ein üppiges Mahl in den koſtbarſten Geſchirren aufgetiſcht wird:

Man ſagte mir's, ſo ſag's auch ich —
Auf euer Aller eidlich Wort:
Bereit war vor dem Grale dort,
(Sollt' Einen ich betrügen,
So müßt ihr Alle lügen!)
Wonach man immer langt' die Hand,
Daß Alles man gerichtet fand.
So Speiſe warm, wie Speiſe kalt,
So Speiſe neu und wied'rum alt,
Das Zahme hie, das Wilde da.
„So großes Wunder nie geſchah“,
Hör' ich da Manchen ſprechen;
Der will ſich übel rächen.
Denn Glück und Heil dem Gral entſproß,
Und was man Süßes da genoß
Auf Erden, war dem nahe gleich,
Was man erzählt vom Himmelreich. (238.)

Dieſe märchenhaften Bilder brauchen indeſſen nur, gemäß obiger Deutungsart, als poetiſche Gleichnißbilder der verhüllten Wahrheit genommen zu werden, um ſofort einen würdigen Sinn zu ergeben. Selbſt die hl. Schrift verſchmäht es ja nicht, die Gnadenfülle des meſſianiſchen Reiches unter ſinnlichen Symbolen zu veranſchaulichen, z. B. Iſ. 11. 35. 60. Die ganze Darſtellung Wolframs an den berührten Stellen tritt in das wahrſte und ſchönſte Licht, wenn wir das, was er den Sinnen darbietet, als natürliche, irdiſche Gleichniſſe des vom Grale, d. h. vom hh. Altarsſakramente ausſtrömenden Segens betrachten. Iſt nicht durch die Gnade des Erlöſers, die im Opfer und Sakramente des Altares täglich unverſiegbar aufſprudelt, das Paradies wirklich erneuert worden, wenn nicht nach

ſeinen ſinnfälligen Genüſſen, ſo doch nach den viel werthvolleren Schätzen der Gnade und vertrauten Freundſchaft Gottes? Eden ſah den Schöpfer unter den Menſchen wandeln, wir ſehen den Erlöſer in die Seelen wunderbare Einkehr nehmen. Singt nicht ſogar die hl. Kirche: „O glückliche Schuld Adams, die uns einen ſolchen Erlöſer brachte“? Auch die Hoſtie, wie alles Andere in Wolfram's Schilderung, kann mit Fug und Recht, ja muß wie es ſcheint, poetiſch folgerichtig als Sinnbild, nicht als Wirklichkeit genommen werden. Zwar verleiht ſie allein dem Steine ſeine Wunderkräfte; aber Gott kann dieſe ganz wohl auch an das Sinnbild des Sakramentes geknüpft haben, und wie der Dichter nirgends von einer conſekrirten Hoſtie redet, ſo liegt es auch nicht gerade am nächſten anzunehmen, eine im Himmel conſekrirte werde von einer Taube und noch dazu am Charfreitag, an welchem auf Erden keine Conſekration ſtattfindet, auf den Stein gelegt. Iſt nun aber die Hoſtie bei Wolfram wirklich vielmehr ein Sinnbild des Sakramentes, als dieſes ſelbſt, ſo iſt der Dichter vollkommen berechtigt, aus weiteren ſymboliſchen Gründen eine reine Jungfrau zur Trägerin des Grales zu machen und dem Gralreiche eine märchenhafte Stellung außer der Hierarchie und gleichſam unmittelbar unter Gott und ſeinen Engeln anzuweiſen. Die vom Paradieſe entlehnten Bilder erheiſchen ſogar folgerichtig die Abſonderung des Gralreiches von dem Getriebe der übrigen Welt; denn das irdiſche Eden iſt den Sterblichen nun einmal entrückt und unzugänglich gemacht, und nur dem Dichter kann es geſtattet ſein, einige auserwählte Seelen wieder in dasſelbe einzuführen, wie etwa Homer dem Menelaos die Verſetzung auf die glücklichen Inſeln, ſtatt in die Unterwelt, als Lohn einer ſeltenen Tugend in Ausſicht ſtellt. Es kann alſo auch weniger befremden, wenn eine förmliche Anbetung des Heiligthums nicht dargeſtellt wird, obwohl doch Parzival bei ſeiner zweiten Ankunft wirklich vor dem Grale dreimal das Knie beugt und zur hh. Dreifaltigkeit betet (795, 24 f.).

Nicht die Auffaſſung des Gralmyſteriums iſt alſo merklich ungenau und tadelhaft, ſondern höchſtens die Ausführung der auf dasſelbe bezüglichen Handlung, und in dieſer Hinſicht befriedigt Wolfram unſere Erwartung freilich nicht. Dreimal in dem langen Gedichte wird unſere Aufmerkſamkeit nachdrücklich auf das Heiligthum gerichtet, nämlich außer bei der doppelten Ankunft Parzivals auf der Gralburg noch in der Unterweiſung des Einſiedlers (230 ff. 469 ff. 794 ff.). So manches Treffende uns hier nun auch ſinnbildlich

dargeſtellt wird, ſo tritt doch die ganze Bedeutung des Centralgeheimniſſes der Religion nicht recht zu Tage. Denn einmal entrückt uns ſchon die Bilderſprache, indem dieſelbe allzu vorherrſchend oder ausſchließlich angewandt wird, den Kern des Myſteriums zu ſehr aus den Augen. Wir hören immer nur von einem Wunderſteine und bewegen uns in einer phantaſtiſchen Märchenwelt. Wolfram verſtand es noch nicht, wie Dante, durch den herrlichſten Bilderſchmuck die religiöſe Wahrheit in ihrer vollen theologiſchen und aſcetiſchen Vertiefung durchſchimmern zu laſſen; es fehlte ihm die entſprechende Vorbildung. Weiterhin verſäumte er, die Würde und Rolle des Gralritterthums eingehend darzulegen; in dem Leben und Streben desſelben hätte aber erſt anſchaulich werden können, was der heilige Dienſt einerſeits den erwählten Seelen iſt, und wie viel er andererſeits zur Ehre Gottes und zur Verbreitung des Reiches Gottes wirkt. Hier hätte die Erhabenheit eines gottgeweihten Standes, am beſten, gemäß den ſchon vorliegenden Grundzügen, die des geiſtlichen Ritterthums poetiſche Geſtalt annehmen müſſen. Neben den Rittern war auch die Genoſſenſchaft der reinen Jungfrauen im gleichen Sinne zu behandeln. Wurde dabei der Gral nur ſymboliſch aufgefaßt, wie es in Wolfram's Abſicht gelegen zu haben ſcheint, ſo brauchte des Prieſterthums gar keine Erwähnung zu geſchehen; aber das Ritterthum mußte jedenfalls eine würdige Rolle zur Ehre des Erlöſers und ſeines Reiches ſpielen und durch heldenmüthige Tugenden die Höhe des chriſtlichen Lebens darſtellen. Die Verſündigung im heiligen Dienſte konnte daneben ganz in der trefflichen Weiſe unſeres Gedichtes mit in Betracht gezogen werden. Jetzt hören wir von jener glorreichen Thätigkeit des Gralritterthums wenig mehr als:

Es wohnt da mancher tapfre Held,
Zu Munſalväſche bei dem Gral,
Die abenteuernd manches Mal
Auf ritterliche Heerfahrt ziehen.
Ob's ihnen nun zum Ruhm gediehen,
Ob die Templeiſen Schand' erjagen —
Auch dieſe ſie als Buße tragen.

Viel würdiger hätte offenbar ein poetiſcher Kreuzritterorden die Stelle dieſer Abenteuer und Ruhm ſuchenden Streiter vertreten. Dieſe fragen wir unwillkürlich, ob denn „Ruhm und Schande tragen" ihr ganzes Glück ausmache, und wozu wohl ihr Dienſt dem Gral und der menſchlichen Geſellſchaft frommen möge.

Indeſſen iſt auch nicht abzuſehen, warum ſich das Prieſterthum nicht in der Dichtung ebenſowohl, wie in der Geſchichte, mit dem Ritterthume verbinden ließe Die Hut des Heiligthums wurde ohne Zweifel ſehr angemeſſen in die Hand von Prieſtern gelegt, an denen dann die eigenthümlich prieſterlichen Tugenden glänzen mußten. Es heißt der Blume ihre Krone rauben, wenn man den Dienſt des Heiligen darſtellt und der berufenſten Diener dabei nicht gedenkt. Mit der Einführung der Prieſter ergab es ſich ſodann von ſelbſt, daß an die Stelle oder an die Seite der ſymboliſchen Hoſtie das wirkliche Sakrament und Opfer des Leibes und Blutes Chriſti trat. Es konnte z. B. der Edelſtein als Altarſtein oder der Kelch des Abendmahls als Opferkelch zur wirklichen Feier der chriſtlichen Geheimniſſe dienen.

Wir ſehen alſo, daß eine gewiſſe Aeußerlichkeit und Oberflächlichkeit der Wolfram'ſchen Darſtellung die Abſicht der Sage nicht recht zum Ausdruck kommen ließ. Denn darüber kann kein Zweifel ſein, daß die Einfügung der Grallegende in die Ritterſage (von Parzival und Artus) dem an das blutige Erlöſungswerk oder zugleich an die unblutige Erneuerung desſelben im Altarsgeheimniſſe erinnernden Heiligthume eine bevorzugte Stellung als Mittelpunkt der ritterlichen Thätigkeit zugedacht hat. Dieſe Stellung vermag es aber nicht würdig zu behaupten, wenn nicht wenigſtens das in ſeinem unmittelbaren Dienſte ſtehende Ritterthum durch Waffenthaten und chriſtliche Tugenden einen ähnlichen Glanz entwickelt, wie das geſchichtliche Ritterthum in ſeinen glorreichſten Vertretern. Da zudem von Anfang an noch ein anderes, fernerſtehendes Ritterthum als nach dem Grale forſchend angeſetzt wird, ſo mußte, wenigſtens im Mittelalter, nothwendig ein geiſtlicher Ritterorden jene erſte Rolle übernehmen. Die in allen abendländiſchen Völkern lebendige Idee der Kreuzzüge wies ihnen ja eine überaus würdige Thätigkeit im Dienſte desſelben Heilandes an, um deſſen ſymboliſches Heiligthum ſie ſich vereinigt hatten. Es mußte nun aber die Sage, auf dem Boden einer katholiſchen, glaubensfreudigen Ueberzeugung erwachſen, weiterhin wollen, daß ein gottgeweihter Kreuzritter in dem wirklichen Leibe und Blute des Herrn, an welche das gehütete Kleinod beſtändig erinnerte, Muth und Kraft ſchöpfe; in dem Gralritterorden durfte man alſo das Prieſterthum auch beim Dichter nicht vermiſſen.

Deutliche Spuren in den vorliegenden Graldichtungen beſtätigen das Geſagte vollauf, wenn wir auch nirgendwo eine durchaus würdige

und zugleich ausgiebige Darstellung der Geheimnisse und der Bedeutung des Grales, sowie der Aufgabe des Gralritterthumes finden. Die der Artussage entlehnten „Abenteuer" überwucherten die Legende so vollständig, daß sie zu keiner vollreifen Entwicklung gelangte. Schon Boron's Gedicht, welches selbst durch den unvollendeten Schluß bereits über die reine Legende hinauszudeuten scheint, verfiel unter den Händen der späteren Fortsetzer diesem Schicksal. Die Legende selbst jedoch, welche es ausführt, ist ein werthvolles Denkmal der ältesten Graldichtung. Hier schaart sich eine Gemeinde gläubiger Christen um die Abendmahlsschüssel mit dem heiligen Blute. Die Wunderkraft des Gefäßes zur Erhaltung des leiblichen Lebens und zur Verleihung höchster Wonne sind also offenbar Wirkungen des Erlösungsblutes Christi, wie denn auch in der flüchtig andeutenden Darstellung Wolfram's die am Charfreitag erneuerte Hostie aus den Verdiensten des leidenden Heilandes ihre Kraft schöpft. Bei Boron offenbart sich aber sofort auch die übernatürliche Wirkung der Reliquie durch die Stärkung Josephs in den langen Leiden des Kerkers und in der Einigung und Ermuthigung der jungen Christen, die selbst im fernen Heidenlande ihren Glauben hochhalten, verbreiten und vertheidigen. Die Erweiterung des Reiches Christi wird eben als ihr eigentlicher Beruf betrachtet. Als nun aber die Gralbrüderschaft durch sittlichen Verfall auch in äußere Bedrängniß gerieth, wurde die Erneuerung des guten Geistes durch eine auf höhere Weisung nachgeahmte Abendmahlstafel bewirkt, d. h. durch die frische Erinnerung an das bittere Leiden und die geistige Lebensgemeinschaft mit dem Heilande. Denn täglich mußten sich die Anwesenden um die Todesstunde des Herrn an der „Tafelrunde" einfinden, um der heiligen Schüssel und dem nun hinzugefügten Symbole Christi, einem Fische, ihre Verehrung zu zollen und sich durch dasselbe Symbol an die heilige Pflicht der Glaubensverbreitung erinnern zu lassen. Bei diesem heiligen Brauche scheiden sich durch die Verschiedenheit der verspürten Wirkungen die Reinen von den Unreinen. Denn den Sündern dient der Anblick des Grales nicht mehr zur Freude; sie müssen sich entfernen.

Die Legende findet sich, der Hauptsache nach, den meisten altfranzösischen Darstellungen der Gralsage zu Grunde gelegt. Chrestien und Wolfram aber kennen sie nicht; daher die große Unbestimmtheit bei der ersten Einführung des Heiligthums nach Ursprung und Bedeutung. Ein Heide und Halbjude liest nach Wolfram in den Sternen

von „einem Ding, das heißet Gral“. Wie unvergleichlich beſſer wäre nicht die Anknüpfung des hl. Grales und ſeiner Wunder an die Leidensreliquie? Der phantaſtiſche Urſprung der Sage im deutſchen Gedichte war aber nichts als ein erſter Schritt zur Verflachung derſelben. Allerdings weiß der Dichter durch die herrliche Symbolik der Wunderkraft des „Steines“ und der auf denſelben gelegten „Oblate“ den feſten Boden des Chriſtenthums wieder zu gewinnen. Aber wenn ſchon hier der Schleier der Symbolik die verborgene Wahrheit zu ſehr verhüllt, ſo tritt der Gral und der Dienſt vor demſelben ſpäter tief in den Schatten zurück. Eine bedeutſame Tafelrunde als Mittelpunkt der myſtiſchen Gemeinſchaft mit Chriſtus und als Wahrzeichen zur Scheidung von Guten und Böſen kennt unſer Gedicht nicht; denn die Graltafel iſt nur eine verblaßte Nachahmung, und eine „Tafelrunde“ hat nur Artus. Das Sinnbild des Fiſches iſt verſchwunden, und die gebliebene Bezeichnung des Fiſcherkönigs wird auf eine Fabel zurückgeführt (491, 13 ff.). Sehr glücklich müſſen wir die Vertretung der Gralbrüderſchaft durch das Gralritterthum finden, inſofern dadurch die Sage unmittelbar auf den Boden der Zeit geſtellt wird. Allein da wir die Thätigkeit desſelben ſich nicht entfalten ſehen und die Idee der Glaubensverbreitung verloren geht, ſo iſt für die Darſtellung der höchſten Lebensideale wenig gewonnen. In dem Werke Chreſtien's, der ebenſo wenig an die Legende anknüpft, bleibt Geſchichte und Bedeutung des Grales noch viel dürftiger und dunkler, was indeſſen vielleicht in der fragmentariſchen Geſtalt des Gedichtes ſeinen Grund hat. Auf alle Fälle wird aber der Schluß geſtattet ſein, daß weder Wolfram noch Chreſtien gut thaten, die ſchöne Legende fallen zu laſſen und dafür die weltliche Sage der Artusritter in unverhältnißmäßiger Breite auszuführen.

Viel beſſer bewährt ſich für den ächten Geiſt der Gralſage die eingehende Darſtellung der Legende in anderen franzöſiſchen Bearbeitungen des Stoffes. Ein noch im ſechzehnten Jahrhundert erneuerter Roman („Geſchichte vom hl. Grale“) kennt die richtige Auffaſſung des Berufes der Gralritter: „Hier endet das erſte Buch und die Geſchichte des hl. Grales, allen Chriſten nützlich und förderlich, ſo nach Erkenntniß und Anſchauung jener zahlreichen und wunderbaren Großthaten Verlangen tragen, durch die unſer Herr Jeſus Chriſtus auszuzeichnen ſich würdigte ſeine wahrhaften Diener, die fahrenden Ritter *für des Geſetzes Erhöhung und die Erhaltung des chriſtlichen Glaubens.*“

Der „gefährliche Platz“ an der Abendmahlstafel bietet gewöhnlich Anlaß, die dem heiligen Berufe ziemende Reinheit erschütternd zur Anschauung zu bringen. Es ist entweder der Platz des Judas oder der des Heilandes, beides gleich bedeutsam; wenn sich ein Frevler oder auch nur ein Unberufener dort niederläßt, versinkt er entweder in den Grund, „wie Blei in's Wasser“, oder wird bei lebendigem Leibe von Teufeln zur Feuerqual abgeholt.

Bemerkenswerth ist auch der Joseph von Arimathäa beigelegte priesterliche Charakter. Schon von Anfang an war nur ihm und seinem Sohne, als besonders erwählten Gralhütern, die Berührung des Heiligthums gestattet. Bei der wunderbaren Bekehrung des Königs Enelach von Sarraz erscheint der Heiland (am Kreuze) und erhebt Josephs Sohn ausdrücklich zum Oberpriester der ganzen Welt, lehrt ihn das Mysterium der Messe und die Bedeutung der bischöflichen Insignien. Der so Geweihte setzt nun dreiunddreißig Bischöfe ein und fördert seitdem immer erfolgreicher die Ausbreitung des Reiches Christi, wobei der hl. Gral ihn mit außerordentlichen Wundern beständig unterstützt. Die Leidensreliquie spielt also in den Händen von Priestern die ihr gebührende Rolle bei der Fortsetzung des Erlösungswerkes, wie sie bei dessen Begründung gedient hatte. Einst kommt die apostolische Schaar, immer genährt von der Kraft des Grales, zu einem Vater von zwölf Söhnen. Joseph fragt sie, welchen Beruf sie zu wählen gedenken. Elf entscheiden sich für ein weltliches Leben und den Ehestand. Joseph ist's zufrieden. Nun tritt auch der Zwölfte vor und erklärt, er wolle keusch bleiben und dem Grale dienen. Jener umarmt und küßt ihn und feiert das frohe Ereigniß durch ein Fest. „Du sollst“, spricht er, „nach mir Hüter des hl. Gefäßes sein, und wenn du zu einer bessern Welt übergehst, sollst du es zur Hut einem Anderen von gutem Leben und heiligem Wandel übergeben, und so fort Jeder nach bestem Wissen“. Soweit die Erzählung der „Geschichte des hl. Grales“.

Hier bricht also die Idee von einem unvermählten Gralpriester auf's Bestimmteste durch; die Verweltlichung der Sage ließ den Priester hinter dem Ritter und vermählten Könige verschwinden, statt ihn entweder nach Art der Ritterorden neben den Krieger zu stellen oder auch die doppelte Würde in einer Person zu vereinigen. Mit einer solchen Verflachung verlor der Gral selbst an hehrer Würde und weittragender Bedeutung.

Im jüngeren „Titurel" heißen die Graldiener gleichfalls ausdrücklich Priester. Den Königen des Grales, so sagt Titurel in seiner Ermahnung an seinen Sohn Frimurtel und dessen Sohn Anfortas, ist es erlaubt, ein Weib zu nehmen, nicht aber den übrigen Templeisen; denn der Priester gehört der Kirche allein. — Die priesterliche Würde und Gewalt aber spricht er in den schönen Worten aus: Von Gott zu Königen geweiht sind alle Priester, sobald sie Krone tragen, und diese Krone ist die Platte, die Tonsur. — Es wird ferner betont, daß die Gralritter Tag für Tag, bis auf die vier höchsten Gedächtnißtage des Herrn, im Dienste Gottes sich mühen, und an den Vorfahren der Gralkönige wird besonders ihr Verdienst für die Verbreitung des Reiches Christi hervorgehoben.

Schließlich muß besonders die Anschauung des von Potvin bekannt gemachten Prosaromans in Betracht gezogen werden, weil derselbe vielleicht der älteste Zeuge über die Gralsage ist. Dieser weist mehrere der schönsten Züge auf, welche wir als wesentlich für die folgerichtige Ausdichtung des christlichen Gedankens erkannt haben. Die Heiligthümer werden nämlich bestimmt als Leidensreliquien gekennzeichnet; im Kelche erscheint bald ein gekrönter König, bald ein Kindlein; Engel umschweben ihn und singen, wie bei der Krippe des Herrn, das Triumphlied des Christenthums: Gloria in excelsis Deo. Die Reliquien sind das Glücks- und Ruhmespfand eines christlichen Reiches, das nur in Bedrängniß geräth, weil es jene nicht sorgsam gegen die Heiden gehütet hat. Ein Einsiedler fordert Artus bei Gelegenheit einer Wallfahrt zur Kapelle des hl. Augustin, des ersten Glaubensboten der Briten, auf, die Ausrottung des Heidenthums thatkräftiger zu betreiben. Die Ritter des Romans sind ächte Kreuzritter, und jeder Ritter soll von ihnen lernen, „sich Leiden und Arbeiten für die Ausbreitung des Glaubens zu unterziehen." Parzival, der „jungfräulich Reine", soll ihr Vorbild bleiben; sein Werk ist erst dann vollendet, als „der falsche Glaube im Reiche ausgetilgt und Allen das Leben im neuen Glauben gesichert ist."

Somit ergibt sich aus den Spuren der Sage mit aller Klarheit, wohin sie zielt, welche Bedeutung sie dem Grale beilegt und welche Aufgabe sie den Graldienern stellt. Das Heiligthum ist ein kostbares Erbstück aus den Leidenstagen des Herrn, es stand und steht in unmittelbarer Berührung mit dem Blute des Erlösers, es gleicht dem Opferkelch unserer Altäre an Würde, sobald in diesen der Sohn Gottes herniedersteigt, übertrifft ihn aber an Alter und Weihe, da

er von Christus selbst beim letzten Abendmahle und bei Einsetzung des immerwährenden Opfers der Altäre gebraucht wurde. Dieses kostbare Heiligthum wird treuen Gläubigen zur Wunderquelle geistigen und leiblichen Segens, wird zum einigenden Mittelpunkte christlicher Gemeinden, zum Unterpfand des Glückes für ein großes christliches Gemeinwesen, endlich zum Wahrzeichen im friedlichen oder blutigen Kampfe gegen das Heidenthum. Was das Palladium einst Troja und Rom sein sollte, ein vom Himmel geschenktes Pfand der öffentlichen Wohlfahrt, das ist dem Gottesstaat auf Erden, den der Sohn Gottes gegründet hat, in der Dichtung der Gral, wie in der Wirklichkeit das Opfer und Sakrament des Altares. Sie vertreten den Lebensbaum des Paradieses, dessen Wirkungen sie schöner erneuern, und sind ein Pfand der seligen Unsterblichkeit. Die dem Grale am nächsten stehen, haben priesterlichen und apostolischen Beruf, damit aber auch die Pflicht höchster Reinheit und Heiligkeit. Das Ritterthum wird im Dienste des Grales zum Schutz und zur Vertheidigung des Glaubens geweiht.

Alles dieses berechtigt uns, in dem Gralreiche, wie es der sagenschaffende Geist des Mittelalters gedacht hat, die Kirche Christi versinnbildet zu sehen. Dafür noch folgende anschauliche Belege. Sagt nicht Wolfram treffend, daß Kyot nur in der Gnade der Taufe die Fähigkeit schöpfte, die erste Gralurkunde zu verstehen:

Ihm half's, daß er die Taufe hatte,
Sonst wär' die Kund' noch unvernommen;
All' Heidenlist könnt' uns nicht frommen,
Zu künden von des Grales Art
Und inn'rer Kraft, die kund uns ward. (453, 18 ff.)

Ist nicht der Gral ausschließlich den Getauften zur Hut übergeben (454, 27)? Muß nicht Feirefiß sich zuerst durch die Taufe in die Kirche aufnehmen lassen, um den Gral nur schauen zu können?

Ist er annoch ein Heidenmann,
So wisse, daß nie hoffen kann,
Als mit der Taufe Heiligkeit,
Sein Auge die Vertraulichkeit,
Des Grales Wunder anzuschauen:
Mit Bäumen ist sein Weg verhauen. (813, 18 ff.)

Die Kirche ist aber dieses übernatürliche Reich Christi, von welchem Niemand eine rechte Kenntniß hat, in welches Niemand

aufgenommen wird außer durch das heilige Sakrament der Wiedergeburt. Eine unverdiente Gnade beruft zum Eintritt; daher kann Niemand den Gral erſtreiten, oder auch nur finden, wenn nicht Gott ſelbſt durch eine Schrift am Steine ihn erwählt; der Eindringling in's heilige Gebiet verwirkt das Leben (468, 12 ff. 250, 26 ff. 470, 21 ff. 250, 3 ff.). Der Ungläubige an der Abendmahlstafel verſinkt in den Boden; der Sünder genießt wenigſtens die Wonne des Grales nicht. Dieſe Wonne, wie auch die Gnade der Kirche, hat ihre Quelle in dem Blute Chriſti, welches den Opferkelch füllt. Aufgabe der Kirche iſt es, feſt um ihren Mittelpunkt geſchaart, durch Heiligkeit zu glänzen und in Kraft des Altarsgeheimniſſes das Evangelium über die Welt zu verbreiten. Die mittelalterliche Kirche zog auch das Ritterthum zur Vertheidigung des Reiches Chriſti in ihren Dienſt. Der geiſtige Streit aber bleibt ihrem jungfräulichen Prieſterthume vorbehalten. Die Entſendung von Rittern und Jungfrauen des Grales zur Wohlfahrt der Völker ſinnbildet bei Wolfram etwa den zeitlichen Segen, welchen die Kirche über die engeren Grenzen ihres Gebietes hinaus der Welt vermittelt (494, 7 ff.). Die Kirche iſt endlich alles wahren Segens Inbegriff, das erneuerte Paradies, als welches auch der Dichter der göttlichen Komödie ſie in den glänzendſten Farben ſchildert. Parzival vertritt nun die Menſchheit, welche das verlorene Paradies mühſam ſucht und glücklich findet.

Nur eine Schwierigkeit gegen dieſe Auffaſſung liegt in dem Umſtande, daß nicht alle Menſchen, ja nicht einmal alle Chriſten zum Gral berufen ſcheinen. Zur Löſung kann aber zunächſt bemerkt werden, daß eine Abſonderung des übernatürlichen Gralreiches, namentlich wegen des Bildes eines Paradieſes auf Erden, von dem natürlichen Treiben der Welt poetiſch unvermeidlich war. Wie hätte auch Parzival den Gral ſuchen können, wenn er ſich bereits in deſſen Reich befand? In ihm allein wird nun freilich der Beruf zum Grale zunächſt zur Darſtellung gebracht; doch forſcht auch Gawan eine Zeitlang nach dem Heiligthum und noch Andere, ſogar der Heide, welcher Anfortas verwundet (424,22; 428, 22—26; 479, 19). Wir dürfen alſo füglich annehmen, daß der urſprünglich nicht anders berufene Parzival ſich der entſcheidenden Erwählung allein würdig macht.

Mit dem Nachweiſe, daß die Graldichtung im Grunde nur ein herrliches Preislied auf die Kirche Gottes iſt, haben wir den weitaus größten Theil unſerer Aufgabe bereits gelöſt. Wir haben

auch ſchon geſehen, wie nahe die Verherrlichung des mittelalterlichen Ritterthums damit verknüpft iſt. Die Graldiener ſtellen die geiſtlichen Ritterorden, namentlich den der Templer, vor. Wie dieſe ſich um den Tempel des geſchichtlichen Jeruſalem ſchaarten, um ihn zu hüten und zu ſchirmen, ſo umgeben die Templeiſen den Tempel des myſtiſchen Jeruſalem, die Kirche. Man empfand zudem bald nach Wolfram das Bedürfniß, dem Gralreiche und dem Gralritterthum auch ein ſichtbares Heiligthum zu geben, nicht nach dem Muſter des jeruſalemiſchen oder irgend eines irdiſchen, ſondern nach dem Vorbild jenes Tempels, welchen Johannes in der Geheimen Offenbarung (Kap. 21) beſchreibt, und welcher das himmliſche Jeruſalem ſelbſt iſt. Albrecht von Scharfenberg gibt im „Titurel" eine entzückende Beſchreibung des Graltempels, welche von der Begeiſterung für die Kirche als das myſtiſche Jeruſalem, als die vom Himmel herabgeſtiegene und wieder zum Himmel aufragende Gottesſtadt eingegeben (Kap. 5, Str. 20) und im Einzelnen theils durch die phantaſtiſche Pracht der Kirchen des Orients, theils durch jene herrlichen Domkirchen beſtimmt wird, in welchen der mittelalterliche Gedanke von der Erhabenheit der Gottesſtadt auf Erden eben zur Zeit Albrechts ſich mit endgültiger Vollendung zu verkörpern begann. Wir begegnen einer ſolchen Tempelbeſchreibung in keiner Graldichtung der früheren Zeit; doch muß der Benennung „Templeiſen" die Vorſtellung von der Kirche als Gottestempel, als Heiligthum des geiſtigen Jeruſalem zu Grunde gelegen haben. Nichts konnte nun treffender und dem Geiſte der chriſtlichen Sage angemeſſener ſein, als die Einſetzung eines geiſtlichen Ritterordens zum Schutz und Schirm dieſes Graltempels. Aber leider blieb für den Orden neben den längſt eingeführten Artusrittern kein Raum mehr; ſeine Thätigkeit kommt gar nicht zur Entfaltung.

Die Artusſage brachte nämlich das weltliche Element in die Graldichtungen. Dieſes war allerdings nicht an und für ſich unzuläſſig. Denn ſelbſt wenn die Templeiſen ganz fehlten, ſo konnte doch das chriſtliche, obgleich nicht gerade geiſtliche, Ritterthum in würdiger Weiſe dargeſtellt werden. Die ſehr alte Faſſung der Doppelſage vom Gral und von Artus in dem öfter erwähnten Proſaroman zeichnet den Weg dazu klar vor; obwohl in der Ausführung das Abenteuerliche des keltiſchen und nordfranzöſiſchen Ritterthums vielleicht zu ſehr das Uebergewicht bekommt. In der Folge aber neigte ſich der Schwerpunkt immer mehr nach dieſer Seite; die Heiligkeit

und Würde der Gralſage wurde zu einem großen Theil ein Raub dieſer einreißenden Verflachung und Verweltlichung. Wie ſie auf den innerſten Kern derſelben abſchwächend und verdunkelnd einwirkte, haben wir oben geſehen. Aber die Schilderung des weltlichen Ritterthumes ſelbſt ſinkt tief unter das Ideal herab, welches dem Dichter hätte vorſchweben ſollen. Die zweckloſen Abenteuer, wie ſie in den Graldichtungen den weitaus größten Raum einzunehmen pflegen, zieren den Ritter nicht. Die Geſchichte hat ſeit Gottfried von Bouillon bis auf Ludwig den Heiligen Tauſende von Helden geſehen, welche den Ritterberuf ungleich würdiger erfaßt und bethätigt haben, als irgend einer der Abenteurer bei Wolfram und den anderen Dichtern, die ſich in ihren Erzählungen ganz auf den Boden des allmählich tiefer und tiefer ſinkenden und verkommenden Ritterthumes ſtellen, ſtatt demſelben die ideale Bahn vorzuzeichnen. Wir erkennen übrigens zu unſerem Troſte aus Thatſachen der Geſchichte, wie aus Andeutungen der ſogen. höfiſchen Dichter, daß die von ihnen geſchilderten Verhältniſſe nur auf einige, dem Volke fernſtehende Kreiſe anwendbar waren. Das bunte Leben dieſer Kreiſe aber mit ihrer äußerlich verfeinerten Sitte, ihrer ſtolzen Pracht, ihren ritterlichen Liebhabereien, die zu keiner ernſten That für das Gemeinwohl mehr führten, mit ihrer Streit- und Raufſucht und ihrem theils lächerlichen, theils gefährlichen Minnekulte: das wird in den Graldichtungen nur allzu ausgiebig dargeſtellt und verherrlicht, und inſofern wird dem Geiſte der frommen Sage meiſt gar nicht die gebührende Rechnung getragen. Auch unſern Wolfram trifft entſchieden derſelbe Tadel. Er ſpinnt die Darſtellung der geiſtloſen Abenteuer der Artusſage unverhältnißmäßig weit aus und bringt ſelbſt in ſeinem Parzival keine wahrhafte Heldengröße, keine würdigen Heldenthaten zur Anſchauung.

Die Abſicht der Sage aber, wie ſie ſo ſchön der öfter genannte Roman ausſprach, findet in der Geſchichte Lanzelots vom See noch einmal einen zutreffenden Ausdruck. Hier werden die Ritter von Artus' Tafelrunde in zwei Klaſſen getheilt, je nachdem ſie entweder ein durchaus weltliches, ſündhaftes Streben haben oder aber ein höheres Ziel unverrückt vor Augen behalten. „Am anderen Tage, am Pfingſtfeſte, begannen die Ritter der Erde (chevaliers terrestres) und die Ritter des Himmels (chevaliers célestes) zuſammen Ritterkämpfe. Diejenigen, welche ſich in ſchwerer Sünde befinden, ſind die Ritter der Erde; die wahren Ritter dagegen ſind die des Himmels, welche die Erforſchung des

Grales unternahmen. Die Ritter der Erde, welche nur für die Welt ein Auge und ein Herz hatten, kleideten sich in Schwarz, was bedeutet, daß sie mit Sündenschmutz ganz bedeckt waren. Die anderen aber, welche Ritter des Himmels waren, kleideten sich in Weiß, d. h. in Jungfräulichkeit und Keuschheit." Es wird hier nicht an ein Templeisenthum im Sinne Wolfram's gedacht, aber dennoch zwischen irdisch gesinnten und himmlisch gesinnten Rittern scharf unterschieden. Das mußte in der That geschehen, wenn überhaupt bei dem überlieferten, verwilderten Zustande der Artussage die Grallegende noch zu ihrem Rechte kommen sollte.

Auch Wolfram (oder sein Gewährsmann Kyot) hat in richtigem Gefühle die Scheidung zwischen Rittern und Rittern angebahnt und ihnen (andeutungsweise) in zwei sich feindlich gegenüberstehenden Burgen, nämlich der Gralburg und dem Wunderschlosse (Château Merveille), ein verschiedenes Ziel gesetzt. Wäre dieser Gegensatz entsprechend durchgeführt worden, so wäre aus unserem „Parzival" ein ganz neues Gedicht geworden. Aber weder der Hauptheld hebt sich gegen Gawan und die übrigen Ritter der Tafelrunde scharf ab, noch die Gralburg von dem Zauberschlosse. Vor Allem fehlt beiderseits das Bewußtsein des Gegensatzes und die Bethätigung desselben — sofern wir nämlich das Gedicht und die epische Handlung im Großen und Ganzen betrachten. Denn einzelne treffliche Züge beweisen, daß dem Dichter der Gegensatz wirklich vorschwebte. Es würde uns zu weit führen, wollten wir die mangelhafte Darstellung und Verwirklichung des vorschwebenden Planes eingehend zeigen. Wir haben auch hier nur die Aufgabe, nach thatsächlichen Spuren in den Graldichtungen den Geist der Sage möglichst vollständig auszudeuten. Wir können nun aber nicht länger die Darstellung des christlichen Tugendlebens, wie solche in der Gralsage bezweckt wird, von der Schilderung des mittelalterlichen Ritterthums trennen; denn es handelt sich jetzt darum, den ethischen Gegensatz der beiden Burgen, und demgemäß Leben und Streben der Ritter, insofern es entweder zu der Seligkeit des Grales hin- oder von derselben abführt, vor Augen zu stellen.

Erkennen wir in dem Gralreiche die Kirche, die übernatürliche Heilsanstalt auf Erden, so ist Alles außer demselben natürliches und weltliches Gebiet; nicht als ob die Artusritter Heiden wären, die Heidenwelt wird vielmehr zu Anfang und am Ende des Wolframschen Epos bestimmt abgesondert; nein, es stehen nur die Artus-

ritter, einschließlich Parzival, vorläufig auf dem Boden rein natürlicher Bestrebungen und insofern außerhalb des Gralreiches. Es liegt hier eine ethische Auffassung zu Grunde, die nämlich, daß die Thatsache der Taufe allein nicht zum Vollbesitz der Rechte und Gnaden der Kirche, zur lebendigen Eingliederung in den Gottesstaat befähigt, daß vielmehr auch die Bewahrung und Bethätigung der Taufgnade dazu erforderlich ist. Das Gebiet der Kirche erstreckt sich thatsächlich über die Grenzen des Gralreiches hinaus über alle Getauften; aber in der Dichtung erscheint es beschränkt und umschließt zunächst nur die getauften Gerechten.*) Das Streben nach dem Grale ist also gleichbedeutend mit dem Streben nach Heiligkeit, mit dem christlichen Tugendleben. Demgemäß muß dieses in Parzival, der wirklich zum Grale gelangt, zur Anschauung kommen; in Gawan dagegen, der sein ethischer Gegensatz ist, bezw. sein muß, das Leben der Kinder dieser Welt. In der That verfällt Letzterer der sündhaften Liebe mehr als einmal, während Parzival sich völlig keusch und rein bewahrt und im Gegensatz zu Jenem sogar den als unüberwindlich geltenden Reizen Orgelusens siegreich widersteht. (618, 19 ff.) Einmal kehrt er auch aller weltlichen Lust an Artus' Hof entschlossen den Rücken, um seinem höheren Berufe nachzugehen:

Gott gebe Freude diesen Schaaren;
Freudlos muß ich von hinnen fahren. (733, 19 ff.)

Nur eine Liebe quält ihn auf der Fahrt zum Grale, das ist die treue Anhänglichkeit an die verlassene Gattin, und diese quälende Liebe ziert ihn:

Ob er nun keine And're grüßet
Und Dieser Dienste beut um Minne
Und unstät wird in seinem Sinne?
Die Liebe wird von ihm gespart;
Treuliebe hat ihm so bewahrt
Sein männlich Herz und seinen Leib:
Fürwahr, es ward kein ander Weib
Gebieterin je seiner Minne,
Als sie allein die Königinne
Condwiramur, die schöne Frau,
Die Beaflor der Blumenau.

*) Hier ergibt sich eine neue Erklärung der geheimnißvollen Absonderung des Gralreiches: es stellt die Kirche dar, aber nur mit Rücksicht auf ihre lebendigen Glieder, welche thatsächlich durch die Gnade des hl. Grales beseligt werden.

Er dachte: Seit ich lieben kann,
Wie hat doch Liebe mir gethan!
Hat denn nicht Liebe mich geboren:
Wie ging mir Liebe ſo verloren?
Und ſoll ich nach dem Grale ringen,
So muß doch ſtets mein Herz bezwingen
Der keuſchen Liebe Gegenwart,
Die mir nun fern: es iſt zu hart! (732, 4 ff.)

Und wiederum:

Wär' zwiſchen mir und ihr die Minne,
Die mir durch Sehnſucht quält die Sinne,
Von ſolcher Art, daß uns das Scheiden
Und Wankelmuth müßt' nicht verleiden,
Wohl könnt' zu andrer Minn' ich kommen:
Nun hat mir dieſe ganz benommen
All' andre Lieb' und freud'gen Troſt;
Jetzt hab' ich lautre Qual erloſt. (733, 9 ff.)

Es iſt überhaupt unverkennbar, daß der Dichter nach wohlberechnetem Plane ſeinen Helden inmitten aller Verlockungen als Muſter fleckenloſer Liebe und ehelicher Treue ſchildern wollte. Nur die Sehnſucht nach dem Grale hat noch größere Macht über ihn. Der Keuſchheit geſellt ſich als zweite Grundtugend des chriſtlichen Lebens die Demuth zu. Trevrizent, welcher die erſte unbefleckt an Parzival gefunden, ſpendet ihm wegen derſelben das höchſte Lob (468, 1 ff.); zu der zweiten erzieht er ihn. Der junge Ritter ſteht dieſer noch ſehr fern und meint, er habe durch ſeine Tüchtigkeit die Erwählung zum Graldienſte wohl verdient:

Kann Ritterſchaft Ruhm in der Zeit
Und Seelenwonn' in Ewigkeit
Erjagen je mit Schild und Speer:
Nun, ſtets war Roßkampf mein Begehr.
Ich ſtritt, wo ich zu ſtreiten fand,
Daß meine ſtets wehrhafte Hand
Sich nähert höchſtem Preiſe.
Iſt Gott in Streit auch weiſe,
So muß er mich ernennen,
Daß All' dort mich erkennen:
Ich meide keinen Ritterſtreit. (472, 1 ff.)

Doch Trevrizent, der den eigenen ritterlichen Uebermuth ſo bitter zu beweinen hat, weiſt ihn in die Schranken der Demuth zurück:

Vor Hoffart müßt Ihr Euch bewahren,
Mit Demuth könnt' Ihr ſich'rer fahren,
Weil jene leicht verführt die Jugend
Und ihrer Kraft beraubt die Tugend.
Stets mußte Hoffart ſinken, fallen —
Sprach Trevrizent; man ſah ihm wallen
Das Aug' in Thränen, da er dachte
An das, was nun ſein Mund beſagte.

Die chriſtliche Demuth glänzt hier in um ſo hellerm Licht, als ſie allein den vollendeten Ritter befähigen kann, vor Gott Gnade zu finden.

Trevrizent erzieht ſeinen Neffen, der als Sünder zu ihm kommt, vor Allem auch zur Bußfertigkeit:

Willſt du mit Gott in Treuen leben,
Mußt du ein Pfand der Reu' ihm geben.
Schmerzvoll muß ich dir künden:
Du trägſt zwei ſchwere Sünden;
Denn wie du Ither haſt erſchlagen,
Sollſt du auch um die Mutter klagen,
Die große Treue ſo berieth,
Daß ſie ob deiner Fahrt verſchied,
Als du zuletzt ſie haſt verlaſſen.
Nun ſollteſt du dir rathen laſſen:
Thu' Buße für die Miſſethat,
Pfleg' ſorglich deines Endes Rath,
Daß hier dein Streben es erwerbe,
Daß dort die Seele nicht verderbe. (499, 17 ff.)

Zu der Lehre kommt die Anleitung zu bußfertiger Entbehrung (485, 19 ff.). Parzival muß ſich vierzehn Tage mit Wurzeln und Waſſer begnügen; er nimmt auch gern damit vorlieb und meint ſogar, es habe ihm des Grales Speiſe zu Munſalväſche nicht beſſer gemundet. Es iſt hierbei nicht zu überſehen, daß der Einſiedler ſelbſt ſogar den Stand des bußfertigen Lebens zur Genugthuung für ſeine und ſeines Bruders Anfortas' Sünden erwählt hat; er lebt alle Tage ebenſo ärmlich, nimmt nie vor der Non (3 Uhr Nachmittags) ſeine kärgliche Nahrung und findet oft auch dieſe nicht:

Der Wirth die Regel nicht vergaß:
So viel er Wurzeln grub, er aß
Doch vor der None keine.
Schön um der Stauden eine
Hing er ſie und ſucht' mehre,

Und oft zu Gottes Ehre
Ging nüchtern er bis Abend fort,
Vergaß er seiner Wurzeln Ort. (485, 23 ff.)

Parzival findet bei Trevrizent, dem Klausner und Priester, auf Grund obiger Tugenden Verzeihung seiner Sünden, jedoch nicht ohne Erneuerung des halb verlorenen christlichen Glaubens, reuiges Bekenntniß seiner Vergehen und gelehrige Hingabe an den Arzt seiner Seele. Die Darstellung dieser Belehrung und Bekehrung des Helden beschäftigt den Dichter sogar durch beiläufig anderthalb tausend Verse hindurch (456, 5 — 502, 30) — ein Beweis, welches Gewicht er auf dieselbe legt. Beim Abschied läßt er den Einsiedler seinen Unterricht noch einmal kurz zusammenfassen in die Mahnung, als echter Ritter wehrlose Frauen zu schützen und namentlich als Christ die Priester zu ehren:

Willst du mit Ehren leben
Und rechte Würde stets bewahren,
So mußt du Haß der Frauen sparen.
Denn Frau'n und Priester, wie bekannt,
Die tragen wehrlos ihre Hand.
Den Priester segnet Gottes Hand:
Ihm sei dein Dienst treu zugewandt;
So wird bei deinem End' dir Segen:
Zum Priester sollst du Liebe hegen.
Was du auch schaust im Erdenreich,
Es kommt doch nichts dem Priester gleich.
Sein Mund verkündet Christi Tod,
Der leidend endet' unf're Noth.
Ja, er greift mit geweihter Hand
An's allerhöchste Heilespfand,
Das Gott uns für die Sünde bietet.
Wenn sich ein Priester so behütet,
Daß er sich wahrt die Seele rein,
Wie möchte der wohl heil'ger sein? (502, 4 ff.)

Damit scheint der Priester, der seinen Neffen „von Sünden schied und doch auch ritterlich berieth" (501, 17 f.), ihm das sicherste Unterpfand der baldigen Auserwählung zum Gralkönigthum in die Hand zu geben. Die ritterliche Gesinnung berührt er kurz, wie auch sonst; denn dahin drängt von selbst die Natur des jungen Helden, darauf zielte fast seine ganze frühere Erziehung und die von ihm bis jetzt und in der Folge aus freien Stücken unternommenen Fahrten. Dagegen war die eigentliche Erziehung für das christliche

Tugendleben dem Einsiedler vorbehalten. Daß eine christliche Mutter, Herzeleide, und Gurnemanz, der zweite Erzieher Parzivals, einen schlechten Grund dazu gelegt, muß freilich befremden. Allein der Dichter wollte seinen Helden zuerst auf den Boden einer zwar ritterlichen, aber sittlich höchst oberflächlichen Tugend stellen, die bei der klug gemeinten, in der That aber von geistigem Stumpfsinn und sittlicher tumpheit zeugenden Unterlassung der Frage auf der Gralburg geradezu verhängnißvoll wird. So tritt die ächte christliche Erziehung durch Trevrizent, die zum Grale führt, in das günstigste Licht. Dieser kann aber dem künftigen Hüter des hl. Grales keinen besseren Wahlspruch auf den Weg geben, als: „Ehre den Priester, dessen Hand das eucharistische Opfer darbringt! Halte hoch seine Würde und die ihr geziemende Reinheit!" Dieser Wahlspruch wird dem Ritter mehr, als die theilweise faden Sprüche der Mutter und des Gurnemanz nützen (vgl. 127, 15 ff., 170, 10 ff.). Trevrizent kann ihm zwar noch nicht versprechen, daß der Gral ihn erwählen werde; allein dies wird doch in sichere Aussicht genommen, sobald Parzival seine neue Gesinnung bewährt haben wird. Auf Grund seiner sittlichen Tüchtigkeit kann er dann auch für Anfortas, den sündigenden und leidenden Gralkönig, die erlösende Frage thun, die nunmehr *trotz* vorausgegangener Warnung wirksam bleibt.

Es kann demnach nicht bezweifelt werden, daß nur die Uebung der christlichen Tugenden Parzival Führerin zum Grale wird, d. h. daß nur durch sie der Ritter, oder der Mensch überhaupt, zu der vertrauten Gemeinschaft mit dem Erlöser, zur Theilnahme an den Gnadenschätzen der Kirche und zur Seligkeit des erneuerten Paradieses, mit einem Worte, zu einem *Platze an der hl. Tafelrunde des himmlischen Königs* gelangen kann.

Aber was wird nun aus Gawan, welcher Parzival in der Ritterlichkeit fast ebenbürtig, was aus Feirefiß, dem Heiden, werden, der ihm sogar überlegen ist? Sie kennen beide den Gral, aber äußern kein Verlangen nach demselben. Gawan forscht eine Weile nach dem Heiligthum, verwickelt sich aber in weltliche Lust und irrt vom Wege ab; die Pracht des Zauberschlosses lockt ihn an und hält ihn nach der Eroberung gefangen. Feirefiß wird von seinem Bruder auf die Gralburg geführt, reist aber nach empfangener Taufe, die ihn zum Schauen des Grales befähigt, wieder in die Heimath. Ihn und Gavan führen alle ritterlichen Vorzüge *nicht* zur höchsten Seligkeit in Gott. Ob Beide ihr Glück verscherzt haben, ist aus

dem Gedichte nicht zu entnehmen; denn auf Feirefiß wird kein Tadel geworfen. In ihm, dem auf der Gralburg getauften Heiden, soll wohl nur dargestellt werden, daß der Gral seinen Segen keinem Menschen entzieht, der sich durch (ritterliche) Tugend desselben würdig macht; im Uebrigen wird sein Leben nach der Taufe nicht mehr dargestellt. Gawan dagegen hat sich offenbar in dem weltlichen Treiben verloren, wo ihn der Dichter seinem Schicksal überläßt. Dieses ist indessen in der Dichtung nur ein minder glückliches; wird er doch durch rühmlichen Streit, in welchem er durch die Anrufung Gottes siegt, Herr des Zauberschlosses mit all' seinem Reichthum und seiner Pracht. Ein schroffer Gegensatz zu Parzival ist demnach nicht durchgeführt; es überwiegt nur seine weltliche Tüchtigkeit die sittliche Tugend; er wird darum auch mit einem irdischen Lohne abgefunden, während sein Gegenpart den Heldenruhm durch den höheren eines ächt christlichen Tugendlebens verklärt und darum mit übernatürlicher Seligkeit belohnt wird. Auch Château-Merveille steht nicht in entschiedenem Gegensatze zur Gralburg, sinkt vielmehr zu einem Mittelpunkte weltlicher Pracht herab und dient nur zum zeitlichen Lohne ritterlicher Tugend. Wir glauben, daß die Gralsage durch solche Abschwächung der Gegensätze nicht gewonnen hat, und daß die ursprüngliche Auffassung eine andere gewesen sein muß. Die ganze Gawangeschichte wird ja in der vorliegenden Darstellung zu einer entbehrlichen, ja bei ihrer großen Ausdehnung zu einer sehr störenden Episode. Das hat Wolfram selbst recht wohl erkannt, wie die gesuchte Entschuldigung derselben (338) zur Genüge beweist. Ferner steht die Zauberburg vor der Eroberung durch Gawan noch entschiedener im richtigen Verhältnisse zur Burg des heiligen Grales. Ist diese die Burg Gottes, der Heiligkeit und des Heiles, so wohnt auf jener Klinschor, der Ehebrecher, Zauberer und geschworene Menschenfeind (656 ff.). Er besitzt eine aus dem Heidenland geraubte kunstvolle Säule, in welcher sich wunderbarerweise die Welt spiegelt (589 ff.). Die edelsten und würdigsten Männer und Frauen fängt er ein und zwingt sie in seinen Bann; Artus' Mutter, Gawan's Mutter und Schwestern hält er gefangen, und sucht durch das Anerbieten, dem Sieger über seine Zauber das Schloß zu überlassen, möglichst viele Ritter zu verderben (318; 659). Das zu bestehende Abenteuer mit dem Zauberbett und dem Löwen übersteigt alle menschlichen Kräfte; Gawan siegt nur durch Gottes besonderen Beistand (566 ff.). Es kann nicht bezweifelt werden, daß

alle dieſe Züge das Bild einer Teufelsburg darſtellen, welche alle Tücke der böſen Welt im Verein mit dämoniſchen Künſten, aber auch alle lockende Pracht und Luſt zum Verderben der Menſchen aufbietet (564 f. 562 f.). Je ähnlicher die Wunder, die blendende Pracht und das Ritterweſen (492; 548 10 f.) Château Merveille der Gralburg machen, deſto ſchärfer tritt in dem Einfluß Beider auf die Menſchheit ihr Widerſtreit zu Tage. Man erinnert ſich unwillkürlich an das Sprichwort: „Wo Gott eine Kirche hat, da baut der Teufel ſeine Kapelle daneben."

Von einer unmittelbaren gegenſeitigen Befeindung iſt dennoch nicht die Rede, und das muß ſicherlich der mangelhaften Durchführung der richtig gefaßten Idee zugeſchrieben werden. Nur das Eine wird erwähnt, daß die Gralbotin Kundrie die Befreiung der von Klinſchor gefangenen Frauen, alſo auch die endliche Brechung des Zaubers veranlaßt, obſchon der Gral eine wirkliche Hülfe dazu nicht leiſtet. Auffallender Weiſe dient Gawan als Werkzeug, der außer ſeiner ritterlichen Tüchtigkeit nur eine ſittliche Waffe, nämlich das Gebet in äußerſter Noth (568, 1 ff.) in Anwendung bringt. Sein ganzes Vorleben kann nur die völlige Verſtrickung in weltliches Treiben und weltliche Luſt in Ausſicht ſtellen. Endlich wird von einer ſittlichen Folge ſeines Sieges über Klinſchor nichts berichtet. Man könnte nun etwa eine niedere Stufe des chriſtlichen Lebens in dem Ueberwinder Klinſchor's dargeſtellt finden. Dem ſteht aber immer noch die durchaus weltliche und ſinnliche Richtung desſelben und die Thatſache entgegen, daß eben in Parzival ſelbſt nichts Höheres veranſchaulicht wird, als wie ein Chriſt durch Uebung der unerläßlichen Tugenden „ſo ſein Leben endet, daß Gott nicht wird gepfändet der Seele durch des Leibes Schuld" (827, 19). Der Widerſpruch zwiſchen der dichteriſchen Ausführung und den Anforderungen der Sage iſt alſo wohl nicht wegzudeuten. Die Zauberburg wird ſchließlich zum einfachen Ziele eines ritterlichen Abenteuers, und in Gawan wird der ſchon im Haupthelden vor ſeiner Bekehrung geſchilderte Ritter ohne chriſtliche Sittlichkeit noch einmal geſetzt, ihm iſt nur die weltliche Minne eigenthümlich.

Um den ächten Geiſt der Legende, wie derſelbe auch nach ihrer Verquickung mit der Artusſage erhalten bleiben mußte und in der That, bald in ausgeführter Zeichnung, bald in halb verlöſchten Zügen, in den Graldichtungen erkennbar iſt, ſchließlich noch einmal vor Augen zu ſtellen, ſo ſagen wir, daß unſeres Erachtens der ſagen-

bildenden Phantasie des Mittelalters unter dem Bilde eines märchenhaften, paradiesischen Gralreiches die Kirche Christi mit ihren Gnadenschätzen und ihrer schon hienieden angebahnten höchsten Glückseligkeit, andererseits aber als Gegenstück zu ihr unter dem Bilde eines äußerlich ebenso prächtigen, aber zum Verderben der Menschen erbauten und zur Sünde verlockenden Zauberschlosses das Reich der bösen Welt vorgeschwebt hat. Die Menschen, welchen mitten in der Welt die Verlockung zur Sünde, aber auch die Einladung zum treuen Dienste Gottes entgegenkommt, nehmen gemäß ihrem sittlichen Charakter eine verschiedene Stellung gegen die doppelte Anziehung ein. Zwei Einzelhelden vertreten nun die zwei Menschenklassen, welche sich am Scheidepunkte der zum Zauberschloß und zur Gralburg führenden Wege trennen. Parzival, der zukünftige Gralkönig, wird zur Hauptperson der Dichtung (seine Rolle wird überall mit Sorgfalt durchgeführt); Gawan, sein Gegenpart, wandelt den Weg der Welt, er spielt eine untergeordnete Rolle (in der Dichtung bleibt es ungewiß, ob er im Dienste der Lust untergeht, oder auf einem niederen Wege der Sache Gottes dient). Nach der Anschauung des höfischen Mittelalters versteht es sich, daß Beide als Ritter ausgezeichnet sind, also in vollem Maße jene weltliche Tüchtigkeit besitzen, welche ihrem Stande ziemt. Beide sind untadelige Helden, der Eine vor der Welt oder doch zunächst vor der Welt, der Andere zugleich vor Gott und in der Kirche Gottes. Gawan leistet das Höchste als Ritter der Tafelrunde; Parzival erwirbt zwar auch zweimal einen Ehrensitz an Artus' Tafel, aber darüber hinaus an der heiligen Tafelrunde, welche sich der mystischen Gegenwart des Erlösers erfreut. Gawan besiegt die physische Macht der Welt und des höllischen Zaubers; Parzival verschmäht die Güter, die Lust und die Ehren der Welt, besiegt, nach schwerem Falle durch die Prüfung des Grals gewitzigt, die drei großen Heilsfeinde in der eigenen Brust und weiht sich ohne Rückhalt dem Dienste Gottes. Was Anfortas als Gralkönig in der Schule bitterer Leiden lernt:

> Nun hab' ich Demuth mir erkoren;
> Doch Reichthum rückt und Frauenminne
> In weite Ferne meinem Sinne — (819, 20 ff.)

das hat sein Neffe in der Schule des Lebens und des Leidens bereits vor seiner Erhebung zur höchsten Würde gelernt. Er ist nun, um in der Sprache des jüngeren „Titurel" (Kap. 5) zu reden, in dem

wohl bewahrten Lande, er wird sich durch die zehn Balsamlichter des Graltempels beständig an die Beobachtung der Gebote Gottes, durch die zwei Chorthüren an die Lebenswege der Unschuld und der Buße, welche allein vor Gottes Antlitz führen, durch die drei äußeren Pforten an Glauben, Liebe und Liebeswerke, durch zwölf Edelsteine an die Tugenden der Apostel, der ersten Gehülfen Christi zur Ausbreitung seines Reiches, durch die Gestirne des Gewölbes und die Bilder auf der Außenseite des Tempels daran erinnern lassen, seine Aufmerksamkeit nicht minder auf himmlische Dinge als auf ritterliche Thaten zu richten. Stätigkeit muß bei allem dem ihm Führerin und Lehrerin sein. Parzival's außerordentliche Berufung führt weiter von selbst darauf (und die Graldichtungen haben den Gedanken zum Theil verwirklicht), ihn als Vertreter der höchsten Stufe des christlichen Lebens darzustellen und ihn als Priesterkönig mit einem Kreise jungfräulicher zu einem heiligen Orden verbundenen Ritter zu umgeben. Gottgeweihte Jungfrauen mögen dienend und betend das seiner Hut vertraute Heiligthum umwohnen. Seinem Reiche ist durch die göttliche Kraft des Grales die Herrschaft über die Welt und die endliche Ueberwindung von Sünde und Hölle gewährleistet. Der Tempel des hl. Grales wird sich am Ende der Zeiten zum himmlischen Jerusalem erweitern.*

* Der oben erwähnte alte Prosaroman enthält die reinste und erhabenste Darstellung der Gralsidee. Er schildert in Form eines umfangreichen Rittermärchens den Kampf und Sieg des Gottesreiches der christlichen Kirche gegen das Reich der ungläubigen Welt und der Hölle. Die poetischen Vorzüge der Erzählung und Charakterzeichnung sind nicht gering; die Aufgabe des christlichen Lebens, des christlichen Ritter- und Königthums und der Segen des Christenthums für die Welt werden treffend veranschaulicht. Wir haben im Vorausgehenden nur einige Hauptpunkte kurz hervorgehoben, weil für eine weitere Ausführung kein Raum war, und weil wir in nicht zu ferner Zeit eine Uebersetzung des bisher zu wenig gekannten altfranzösischen Ritterromans beabsichtigen.

Die Aufhebung der Sklaverei
durch das
Christenthum im ost- und weströmischen Reiche.

Von

Adolf Büttscher.

„Wunderbar"! ruft Montesquieu aus, „das Christenthum, welches keine andere Aufgabe zu haben scheint, als das Glück im Jenseits, hat auch das Glück in diesem Leben begründet."[1] Die Wahrheit dieses Satzes läßt sich auf den verschiedensten Gebieten des gesellschaftlichen Lebens nachweisen, vor allem aber erweist sich dieselbe in der erfolgreichen Bekämpfung des häßlichsten Schandflecks der gesammten heidnischen Welt: der Sklaverei, in welcher der größte Theil der Menschheit im Alterthum schmachtete, und unter deren Druck sie noch fast überall da seufzt, wohin das Christenthum noch nicht gedrungen ist.

Versuchen wir zuerst die Ausdehnung der Sklaverei über die gesammte vorchristliche Welt darzulegen, die Gräuel, welche sie im Gefolge hatte, zu schildern und die Art und Weise kennen zu lernen, wie die vorchristlichen Weisen ihre Rechtmäßigkeit begründeten. Im zweiten Theile werden wir ausführen, welchen Begriff das Christenthum über die Würde und die Gleichheit des Menschen vor Gott aufstellte, und dann berichten, wie dasselbe zunächst den Auswüchsen der bestehenden Sklaverei entgegenwirkte, ihr Princip überall erschütterte und eine allmälige Beseitigung derselben im christlichen Alterthum herbeiführte, ohne die gesellschaftlichen Zustände zu verwirren.

[1] Esprit des lois XXIV, 28.

Digitized by Google

I. Die Sklaverei im Alterthum.

In den vorchristlichen Zeiten sehen wir die Sklaverei über den ganzen Erdball verbreitet. In Rom und Griechenland, den civilisirtesten Staaten des Alterthums, hatte dieselbe gesetzliche Geltung. Wir finden sie nicht minder, wenn auch in milderer Form, unter dem auserwählten Volke der Juden. Bei den heidnischen Deutschen, den Scythen und den übrigen barbarischen Völkern war dieselbe verbreitet.

1. Ueberall auf Erden seufzte die bedeutende Mehrzahl der Menschen unter ihrem harten Joche. In Attika gab es unter Demetrius Phalereus 20,000 freie Bürger, 10,000 Metöken und 400,000 Sklaven.[1] In Sparta zählte man 36,000 Bürger, 240,000 Heloten, 120,000 Periöken Letztere durften nicht getödtet werden. In Korinth belief sich die Zahl der Sklaven auf 460,000, auf der Insel Aegina auf 470,000. Ein Reicher hatte in Griechenland mindestens 50 Sklaven.

In Rom läßt sich die Zahl der Sklaven nicht genau angeben; doch sind 2—3 auf einen Freien nicht zu hoch gerechnet. Söhne von Sklaven gehörten stets dem Herrn der Mutter. Zehn Sklaven galt als das Minimum für einen Herrn. Reiche Römer hatten mitunter 10 bis 20,000 Sklaven. Unter Augustus hinterließ ein Freigelassener, der sogar noch große Verluste erlitten hatte, 4116 Sklaven. Die Zahl der Sklavinnen war jedoch überall viel geringer, so daß in Rom etwa eine Sklavin auf acht Sklaven kam.

2. Die Behandlung der Sklaven war im Alterthum eine sehr verschiedene. Am mildesten war die Sklaverei wohl bei den Israeliten. Der Dienst der Sklaven sollten Juden von Juden nicht aufgelegt werden; hatte sich aber ein Israelit Armuths halber verkauft, so sollte er bis zum Jubeljahre als ein Miethling und Mitpächter behandelt werden. Eigentliche Sklaven und Sklavinnen sollten aus den heidnischen Völkern oder aus fremden Einkömmlingen genommen werden. Werden aber Letztere reich und mächtig, und kaufen sie verarmte Israeliten, so werden diese im Jubeljahre frei, können jederzeit von ihren Verwandten nach dem Kaufpreise und der Nähe des Jubeljahres freigekauft und dürfen nicht gedrückt

[1] Döllinger, Heidenthum und Christenthum, S. 675; Hettinger gibt zur Blüthezeit des atheniſchen Staates die Zahl der freien Bürger auf 135,000, die der Sklaven auf 365,000 an. Apologie des Christenthums Bd. II Abth. 3 S. 366.

werden; denn die Söhne Israels sind Knechte Gottes.[1] Es war vorgeschrieben, dem dürftigen Israeliten zu leihen, was ihm mangelte; die sich aber aus Armuth verkauft hatten, sollten im siebenten Jahre (Sabbatsjahre) unentgeltlich entlassen werden und eine angemessene Wegzehr von den Heerden, der Tenne und der Kelter erhalten.[2] Mit dem Israeliten sollte seine Frau im Sabbatsjahre mitaustreten; hatte ihm der Herr aber eine Frau gegeben, so sollte diese und ihre Kinder des Herrn sein.[3] Schlägt der Herr seinen Knecht oder seine Magd, so daß sie unter seiner Hand sterben, so soll er des Verbrechens schuldig sein; überleben sie aber ein oder zwei Tage die Züchtigung, so soll er nicht gestraft werden; denn sie sind sein Geld. Schlägt er ihnen aber ein Auge oder einen Zahn aus, so soll er sie frei entlassen.[4] Wollen aber Knechte oder Mägde auf immer weiter dienen, so wird das gestattet.[5] Auch den eigentlichen Sklaven, die aus den heidnischen Völkern entnommen werden mußten, kam die Sabbatsruhe zu gute, was eine bedeutende Erleichterung ihres Dienstes war.[6]

Nach der Solonischen Verfassung sollten Sklaven gegen Ermordung und grausame Behandlung geschützt sein; fremde Knechte durften nicht geschlagen werden. Bei schwerer Mißhandlung durften die Sklaven zu einem Asyle flüchten und das Mitleid des Volkes anrufen, damit sie an einen andern Herrn verkauft würden. Zwar durften sie sich mit Erlaubniß ihres Herrn verehelichen; aber eigentlich legitim waren diese Ehen nicht. Im Aeußern unterschied sich zu Athen der Sklave vom Freien nicht; im übrigen Griechenland war sein Haupthaar geschoren. Zum Zeugniß wurde derselbe nur nach vorhergegangener Folter zugelassen; Sklavinnen wurden oft als Hetären vermiethet.

Die alten Deutschen hielten den Betrieb des Ackerbaues für schimpflich und beschäftigten sich nur mit Krieg und Jagd, mit Würfelspiel und Trinkgelagen. Zur persönlichen Bedienung und zu häuslichen Geschäften, welche die Frau besorgte, bedurften sie bei der Einfachheit des Lebens und dem Mangel alles Luxus der Sklaven nicht. Sie setzten dieselben daher auf ihre Güter, um dieselben zu bebauen und um die Heerden zu weiden. Einen Theil des Ertrages an Getreide, Vieh, ferner Kleidungsstücke oder

---

[1] 4. Mos. 25. — [2] 5. Mos. 15, 8. ff. — [3] 2. Mos. 21, 1. ff. — [4] 2. Mos. 21, 20—27. — [5] 2. Mos. 21, 5; 5. Mos. 15, 16. — [6] 5. Mos. 5, 14.

doch den Stoff dazu mußten sie dem Herrn abliefern; das Uebrige durften sie für sich behalten und hatten daher ein beschränktes Eigenthumsrecht. Doch standen auch sie zu ihrem Herrn nur in einem sachlichen Verhältnisse. Derselbe durfte sie tödten, verkaufen oder vertauschen, wie es ihm beliebte. Der Sklave trug geschorenes Haar, was für schimpflich galt, und ein kurzes, enges Gewand und durfte nur Ringe von unedlem Metalle tragen. Die Scythen pflegten ihre Sklaven zu blenden.

Sehr hart wurden dieselben bei den Spartanern gehalten. Die spartanischen Jünglinge wurden, wenn Anzeichen von Empörung sich zeigten, angewiesen, auf die Heloten Jagd zu machen, dieselben zu überfallen und zu tödten; ja es soll diese schändliche Helotenjagd als Uebungsschule für die Jugend alljährlich vom Staate angeordnet worden sein. Man machte dieselben mitunter trunken, um den Jünglingen einen Abscheu vor dem Laster der Trunkenheit einzuflößen. Ueberhaupt war der Sklave nirgend mehr Sklave als zu Sparta.

In den ersten Zeiten der römischen Republik, als die Sitten noch einfach waren, besorgte zu Rom der Sklave gemeinschaftlich mit seinem Herrn den Ackerbau und speiste mit demselben an einem Tische. Die Sklaven wurden als familiares zur Familie gerechnet und trugen wie die ärmeren Bürger die Tunika. Ihr Loos war damals wohl noch erträglich. Späterhin überließ der vornehme Römer den Sklaven ausschließlich den Feldbau. Der kleine Landbebauer verschwand immer mehr; die Latifundien wurden nur durch Sklaven bewirthschaftet. Dieselben trugen eine eigene Kleidung und einen eisernen Ring an einem Fuße, schliefen zusammen in engen ungesunden Räumen und wurden morgens von Aufsehern aufs Land geführt, um bei schmaler Kost möglichst viel Feldarbeit zu vollbringen. Andere wurden zu Rom zu den häuslichen Arbeiten und zur Besorgung der verschiedenen Handwerke für den Hausbedarf verwandt oder begleiteten schaarenweise den Herrn auf das Forum, um der Welt von dem Reichthum desselben einen Begriff zu geben. Sie wurden nach Belieben mißhandelt oder getödtet; ja man ließ dieselben mitunter wegen eines zerbrochenen Gefäßes oder wegen eines geringen Versehens den Muränen in den Fischteichen zur Speise vorwerfen. Wurde der Herr ermordet, so mußten alle Sklaven unter demselben Dache sterben. Unter Nero wurden einmal 400 Sklaven hingerichtet, weil sie den Mord nicht verhindert hatten. Empörten sich dieselben wie unter Spartakus und wurden sie dann

bezwungen, so war das Kreuz ihre Strafe. So ließ Crassus deren 10,000 kreuzigen. Entlaufenen und dann wieder eingefangenen Sklaven wurde ein Merkmal aufgebrannt; sie wurden nun um so härter behandelt oder für die Circusspiele verwandt. Bei Gastmählern mußten die Sklaven ganze Nächte lang nüchtern und unbeweglich dastehen. Der römische Schriftsteller Apulejus führt uns dieselben vor „die Haut von Geißelhieben durchfurcht, die Stirne gebrandmarkt, das Haupt halb geschoren, die Füße in einen Eisenring eingezwängt, blaß, mager, ohne menschliche Gestalt".

Härte und Grausamkeit waren überhaupt ein Grundzug im römischen Charakter. Verschuldete Plebejer wurden in den Kerkern der Patricier auf das grausamste behandelt, und erst später verfügte ein Gesetz, daß ihre Kette nicht über 15 Pfund schwer sein durfte. Wenn man aber so mit dem grünen Holze, dem armen römischen Bürger, verfuhr, was mochte sich dann der reiche Römer nicht alles gegen den völlig rechtlosen Sklaven erlauben! Erst in der Kaiserzeit traten Milderungen ein. Erst da wurde verboten, die Sklaven eigenmächtig zu tödten, es wurden Asyle für sie geschaffen, und die unterirdischen Ergastula abgeschafft.

Eigenthümlich war den Römern das Institut der Gladiatoren. Die gefangenen Kriegsfeinde einer eroberten Stadt, wie die Carthagos im Jahre 146 vor Christus und die Jerusalems im Jahre 70 nach Christus, wurden theils als Sklaven verkauft, theils für die Circusspiele bestimmt. Manche von ihnen wie auch geschenkte und entlaufene Sklaven wurden lange Zeit gut genährt, um dann gegeneinander in der Arena zu fechten, andere mußten mit den Bestien kämpfen und sich von ihnen zerreißen lassen. Auch verwandelte man die Bühne wohl in einen See und ließ die Sklaven gegeneinander kämpfen und umkommen (Naumachien). Häufig wurde bei den Circusspielen die Losung ausgegeben: sine missione! d. h. alle mußten auf dem Kampfplatze erwürgt werden. Kaiser Trajan ließ einst 10,000 Gladiatoren in die Arena werfen und alle sich gegenseitig aufreiben. „Morgens wirft man Menschen den Löwen und Bären vor; mittags werden sie ihren Zuschauern vorgeworfen. Das Ende für alle Kämpfenden muß der Tod sein. Mit Feuer und Schwert geht man zu Werke und so treibt man es bis der Kampfplatz leer ist", sagt Seneka.[1] Wo möglich noch härter war

[1] Epist. 7. Ueber die Circusspiele. Vgl. Ida Hahn-Hahn, Die Martyrer S. 118, ff.

das Loos der Sklavinnen im Dienste der römischen Domina. Sie schliefen zusammengedrängt in kleinen Zimmern, in größeren verrichteten sie ihre Arbeiten. Unter der Herrschaft von Aufseherinnen verfertigten sie ihr Arbeitsquantum als Spinnerinnen und Weberinnen und hatten dabei von denselben vieles zu leiden. Andere bildeten die unmittelbare Bedienung der Domina. Für jede Verrichtung, Putzen der Nägel, Anlegen der Kleider oder Ringe, Vorhalten des Leuchters oder des metallenen Spiegels, hatte dieselbe eine eigene Sklavin. Mit entblößtem Oberleibe mußten dieselben ihre Arbeit verrichten, um bei dem geringsten Versehen sofort mit spitzen goldenen Haarnadeln die Züchtigung an Brust und Armen empfangen zu können. Unwillkürliche Laute, wie Husten und Nießen, wurden blutig geahndet, und Dienste, welche das Schamgefühl verletzen, den unglücklichen Sklavinnen zugemuthet. Härtere Strafen wie Geißelungen bis aufs Blut ließ man durch eigene Zuchtmeister an Sklaven und Sklavinnen vollziehen. Römische Schriftsteller versichern daher, eine Patricierwohnung habe einem Schlachthause ähnlich ausgesehen, weil sich überall die Blutspuren von diesen Mißhandlungen vorgefunden hätten. Auch wurde die Delinquentin wohl in einen ausgehöhlten Holzblock angeschlossen, den sie Tag und Nacht mit sich herumschleppen mußte.[1]

Wenn sich aber im heidnischen Alterthume auch in der Behandlung der Sklaven ein Unterschied ergibt, so wurden dieselben doch überall nur als Waare betrachtet. Der Herr konnte seinen Sklaven verkaufen und verpfänden, anderen zur Arbeit oder zur Befriedigung der Wollust überlassen; er konnte ihn züchtigen und mißhandeln, ja auf jede ihm beliebige Weise tödten. Der Sklave konnte für sich nichts erwerben; alles, was er erwarb, gehörte dem Herrn; denn er galt nur als ein Theil desselben. Ehen konnten schon deswegen unter Sklaven nur selten geschlossen werden, weil die Zahl der weiblichen Sklaven eine viel geringere war, und diese meistens die unmittelbare Bedienung der Herrin besorgten. Die etwa abgeschlossenen Ehen aber galten nur als zeitweilige Verbindungen; Ehebruch konnte daher auch nicht von Sklaven und an Sklaven begangen werden. Der Herr konnte Sklavenfamilien beliebig zerreißen, die Frau vom Manne, die Kinder von den Eltern trennen, dieselben zur Arbeit ausleihen, der Unzucht preisgeben oder an andere verkaufen. Nur

[1] Vgl. Ida Hahn, Die Einsiedler S. 401 ff.

das jüdiſche Geſetz ſchützte in etwa die Ehen derſelben und bei den alten Deutſchen hatten dieſelben ein beſchränktes Eigenthumsrecht und führten ein Familienleben.

3. Nicht nur thatſächlich wurden die Sklaven ſo behandelt und angeſehen; man verſuchte auch dieſe Auffaſſung wiſſenſchaftlich zu begründen. Ariſtoteles lehrt im Buche vom Staate: Wie Mann und Weib nothwendig aufeinander zum Zwecke der Kindererzeugung angewieſen ſind, ſo verbinde die Natur auch, was herrſchen und beherrſcht werden ſolle, zu gegenſeitigem Vortheile. Was ſich geiſtig auszeichnet, ſei zum Herrſchen beſtimmt; was nur Körperkraft beſitzt, um Befehle zu vollziehen, zum Gehorſam. Die Familie beſtehe ſonach aus Mann, Weib und Sklave. Heſiod ſage daher mit Recht: Zuerſt ſiehe dich nach einem Hauſe, einem Weibe und einem pflügenden Ochſen um, denn was der Ochſe dem Armen, das ſei der Sklave dem Reichen. Wie zur Ausübung einer jeden Kunſt Werkzeuge nothwendig ſeien, ſo bedürfe auch das Hausweſen der Werkzeuge. Einige von dieſen ſeien leblos, andere belebt; zu den letzteren gehöre der Sklave. Die Werkzeuge gehörten dem Herrn ſchlechterdings; ſo ſei auch der Sklave ſchlechterdings und unbedingt dem Herrn. Dem Körper ſei es gut, wenn er vom Geiſte, den Begierden, wenn ſie von der Vernunft, und den Thieren, wenn ſie vom Menſchen beherrſcht würden. Ebenſo ſei es jenen Menſchen, welche von Natur niedriger und unvollkommener ſeien als diejenigen, in welchen die Seele über den Leib erhaben iſt, zuträglicher, dem Willen eines Anderen zu gehorchen. Dieſelben ſeien von Natur zu Sklaven beſtimmt und unterſchieden ſich nur wenig von den ſtummen Thieren, zumal von den zahmen. Beide ſeien nur da zur Befriedigung körperlicher Bedürfniſſe. Zwar ſei der Sklave mit Vernunft begabt, aber er fühle ſie nur, habe ſie nicht. Selbſt die Körper der Sklaven unterſchieden ſich von denen des Freien; jene ſeien ſtark, wodurch die Natur ihren Beruf zur Arbeit andeute, dieſe ſeien dagegen erhaben und zu körperlichen Verrichtungen untauglich. Daher ſei es denn billig, daß der Sklave gehorche und das Hausweſen beſorge, der Freie herrſche und mit der Beherrſchung des Staates ſich befaſſe oder philoſophire. Da die Nichtgriechen (Barbaren) aber nichts zum Herrſchen Geeignetes beſäßen, ſo beſtehe ihre Geſellſchaft eigentlich nur aus Sklaven und Sklavinnen, und die Dichter ſagen daher mit Recht, daß die Griechen zum Beherrſchen der Barbaren beſtimmt ſeien.

Enge mit dieser Auffassung hängt die Mißachtung der Arbeit und des Handwerkes bei den Griechen zusammen. Aristoteles sagt: „Es gibt Arbeiten, denen der Freie ohne Selbsterniedrigung sich nicht unterziehen kann, dafür hat die Natur eine eigene Gattung von Menschen, die Sklaven, erschaffen, damit sie mit ihrem Körper für uns arbeiten.“ Die Handarbeiter verdienen nicht den Namen: Bürger, sie haben keinen Adel der Gesinnung; es ist kein Unterschied zwischen ihnen und den Sklaven. Auch bei den Römern waren Arbeit und Arbeiter tief verachtet, wie Cicero und andere Schriftsteller bezeugen.

Den Einwurf, daß manche Sklaven doch einsichtsvoll und tugendhaft seien, nicht unglücklich philosophiren und auch zur Verwaltung des Staates Geschick hätten, würde Aristoteles dahin beantworten: In der Regel erzeuge der Mensch einen Menschen, das Thier ein Thier, der gute Mensch einen guten, der böse einen bösen. Mitunter aber könne die Natur auch nicht ausführen, was sie bezwecke. Jedenfalls habe der Herr als Sieger mehr geistige Kraft und mehr Tugend besessen als der Besiegte.

Auch den alten Deutschen war die Gleichstellung eines Unfreien mit einem Thiere sehr geläufig; sie sahen den Unfreien als eine bloße Sache an, schrieben ihm eine niedere Seele zu, und da sie das Blut als Sitz der Seele ansahen, sagten sie: der Freie sei von edlem, der Unfreie von unedlem Blute entsprossen.

Da der Sklave somit überall im Alterthume als Waare, höchstens als Thier angesehen und behandelt wurde, so mußte eine solche Mißachtung auch auf seinen Charakter sehr unvortheilhaft zurückwirken. Die Sklaven werden uns von den alten Schriftstellern geschildert als feig, kriecherisch, heimtückisch, lügnerisch und trugvoll, nur geleitet von dem Motive der Furcht. Da sie in der Regel von aller geistigen Bildung gänzlich ausgeschlossen waren, so war die Sinnlichkeit vorwiegend entwickelt; sie galten als gefräßig, trunkliebend, wollüstig und zeigten sich als grausam besonders dann, wenn sie als Obersklaven den übrigen Sklaven vorgesetzt wurden. Bei den Römern stand daher ein Novitius im Preise viel höher als ein Veterator, d. h. als ein solcher Sklave, der schon länger als ein Jahr im Sklavenstande lebte; denn man nahm an, daß die Schattenseiten des Charakters sich erst bei längerer Dauer des Sklavenstandes vollständig ausbildeten und daher der Werth sich verringere.

Auch wurden die Sklaven als Feinde der Freien angesehen und behandelt und es galt der Grundsatz: Quot servos tot hostes! Wie sehr der Sklavenstand alles Selbstvertrauen und alle Kräfte lähmte, dafür führt Herodot ein überzeugendes Beispiel an. Einst waren die Scythen auf einem Feldzuge in Medien sehr lange fortgeblieben. Die Sklaven, welche dieselben für aufgerieben halten mochten, hatten die Frauen derselben geheirathet und machten ihnen nun den Eingang in ihr Land streitig. In mehreren Gefechten wehrten sich die Sklaven tapfer und konnten nicht bezwungen werden. Da kamen die Herren überein, denselben nicht mehr mit den Waffen, sondern mit der Peitsche entgegen zu treten. Bei diesem Anblick wurden die Sklaven so entmuthigt, daß sie allen ferneren Kampf aufgaben und sich widerstandslos in ihr Schicksal fügten.

4. Es konnte nicht fehlen, daß die Sklaven unter diesen Verhältnissen auf das Ungünstigste auf den sittlichen Zustand, zumal in Rom zurückwirkten. Aus allen Ländern und Völkern zusammengewürfelt, brachten sie alle Laster und Fehler derselben mit nach Rom und unterrichteten darin auch die römische Bevölkerung. Als Freigelassene schwangen sie sich mitunter bis zur Senatorenwürde empor oder erwarben großen Reichthum und übten dann einen verderblichen Einfluß auf die vornehme Welt. Griechische Sklaven waren häufig die Erzieher der römischen Jugend; sie impften dann nicht nur ihre eigenen Fehler ihren Zöglingen ein, sondern hatten auch alle Ursache, gegen die Leidenschaften und Fehler derselben nachsichtig zu sein, in denen sie ihre künftigen Herren erblickten und deren Rache sie fürchteten. Vor allem aber wirkte die Sklaverei sehr nachtheilig auf den Plebejerstand zurück. Die reichen Römer vergrößerten ihren Landbesitz und ließen denselben durch Sklaven bestellen. Die Fruchtbarkeit des Bodens verminderte sich unter der schlechteren Bestellung. Der Bequemlichkeit halber verwandelte man viel Ackerland in Wiesenland. Die Plebejer konnten sich daher auf dem Lande nicht mehr behaupten, wurden nach Rom gedrängt und gingen hier bald zu Grunde. Auch in Rom wurden alle Arbeiten und Handwerke von Sklaven in den Häusern der Reichen besorgt. Die kleinen Bürger verarmten daher immer mehr und sahen sich auf das widerwillig gereichte Almosen des Staates und der Reichen angewiesen. Zur Zeit Cäsars zählte man zu Rom 320,000 Spendeempfänger; dieser setzte ihre Zahl auf 150,000 herab; Augustus aber mußte sie wieder auf 200,000 erhöhen. Der ächte Plebejerstand

existirte nicht mehr. Unheimlich erscholl von diesen Armen auf den Straßen Roms der Ruf: Panem et circenses! Wenn die Gewerbe auch nicht so verachtet waren als in Griechenland, so hielt man sie doch für unanständig und schmutzig. Auf eine kurze Blüthe der bildenden Künste unter Augustus und Trajan folgte bald trotz des großen Luxus ein immer tieferer Verfall derselben. Der Reichthum sammelte sich immer mehr in wenigen Händen; der Consul Lucius Philippus behauptet schon im Jahr 104 vor Christus, es gebe in Rom keine 2000 Bürger mehr, welche überhaupt Vermögen besäßen. Die vielen Gesetze zur Verminderung der großen Gütercomplexe und zur Wiederherstellung eines freien Bauernstandes wie die Verordnung, alle großen Heerdenbesitzer sollten mindestens ein Drittel der Hirten aus Freien wählen, erwiesen sich als unwirksam.

5. Doch ging auch in den Zeiten der allerschlimmsten Sklaverei die Ahnung nicht völlig zu Grunde, daß dieselbe ein unnatürlicher Zustand und mit der Menschenwürde nicht wohl vereinbar sei. An den Saturnalien, welche zu Rom um die Jahreswende gefeiert wurden, speisten in Rom Freie und Sklaven zusammen, und jene bedienten sogar diese. Ebenso genossen in Attika an einem Feste nach der Ernte Herren und Sklaven gemeinsam die eingesammelten Früchte, und zu Cydonia auf der Insel Creta mußten an einem herkömmlichen Feste alle Freien die Stadt verlassen; die Sklaven waren an demselben gänzlich Meister von allem und durften Freie, welche sie antrafen, sogar schlagen. In Griechenland und Aegypten galten Theseus und Heraklos als Patrone der Sklaven. Es gab Asyle, wohin der mißhandelte Sklave fliehen und das Mitleid des Volkes anrufen durfte, damit er an einen anderen Herrn verkauft würde. In Rom wurden unter Antoninus Pius um 230 nach Christus die Vestalinnen, die Tempel, Statuen und Altäre der Götter zu Zufluchtsstätten auch für die Sklaven bestimmt. Es wurde nun verboten, selbst die eigenen Sklaven zu tödten,[1] und die unterirdischen Ergastula wurden abgeschafft. Auch redeten einige Weise einer milden Behandlung der Sklaven das Wort. So ermahnt Plato, die Sklaven gut zu erziehen und nicht zu mißhandeln und dahin zu streben, daß dieselben ihren Herren wohlgesinnt würden; denn sie zeigten oft eine treffliche Gesinnung und hätten mitunter den Herrn und die ganze

[1] Fremde Sklaven durfte überhaupt Niemand tödten; wer es that, mußte dem Herrn den Werth eines Maulesels erlegen.

Familie gerettet. Selbst Aristoteles erkennt an, daß Menschen unter allen Besitzthümern das vorzüglichste sei; man solle die Sklaven daher wohl erziehen, mit dem Nothwendigen reichlich versehen und durch Strafen und Belohnungen auf sie zu wirken suchen; unter letzteren nennt er auch die Freilassung. Unter den Römern treten Plinius und Seneka für eine milde Behandlung der Sklaven ein. Seneka will: es sollen die Herrn so ihre Sklaven behandeln, wie sie selbst von ihren Oberherrn behandelt zu werden wünschen; sie sollen streben, von denselben mehr geehrt als gefürchtet zu werden. Aber im Ganzen und Großen vermochten solche Anweisungen und Einrichtungen an dem einmal bestehenden Zustande nur wenig zu ändern. Die Stellung und Behandlung der Sklaven verschlimmerten sich vielmehr im Alterthum fortwährend.

II. Das Christenthum und seine Stellung zur Sklaverei.

6. Im ganzen Alterthume mangelte es an der Erkenntniß des Adels der menschlichen Natur als solcher. Man stellte in Griechenland den freien Griechen hoch über den Barbaren und Sklaven. Zu Rom blickte der Patrizier mit Verachtung auf den Plebejer, alle Fremden galten als Feinde, und in der Kaiserszeit wurde durch gesellschaftliche Stellung und Vermögen der Werth des Menschen bestimmt. Der Arme wurde nur mit Ekel betrachtet; jede persönliche Berührung mit ihm suchte man möglichst zu vermeiden. Der Arbeiter war verachtet; der Sklave als Lastthier oder als Waare angesehen oder behandelt. „Da rings tiefes Schweigen herrschte und die Nacht in der Mitte ihres Laufes stand", um mit dem Buche der Weisheit (18, 14.15) zu reden, „da fuhr das allmächtige Wort Gottes vom Himmel, vom königlichen Throne wie ein starker Streiter mitten auf das Land des Verderbens herab". Jesus Christus, der wesensgleiche Sohn Gottes, nahm die menschliche Natur an, wählte zu seiner Mutter eine arme jüdische Jungfrau, zu seinem Pflegevater einen schlichten Handwerker, ward geboren in einem Stalle, verlebte seine Jugend in der ärmlichen Wohnung seiner Eltern zu Nazareth und half seinem Pflegevater bis zum dreißigsten Lebensjahre bei Ausübung seines Handwerkes. Als er sein öffentliches Lehramt antrat, wies er allen äußern Glanz zurück, lebte und lehrte in Armuth und Unscheinbarkeit und wählte seine Jünger und Sendboten aus den niedrigsten Menschenklassen: aus Fischern und Zöllnern. Ja er starb anscheinend den Tod des Verbrechers und endete wie ein Sklave

am Kreuze. Mußte nicht durch die bloße Thatsache seiner Menschwerdung es allen seinen Jüngern klar werden, daß die menschliche Natur an sich, abgesehen von der gesellschaftlichen Stellung und Geltung des Einzelnen, in Gottes Augen einen hohen Adel und Werth besitzt? mußte nicht der Bann, der auf der Armuth und der Arbeit, auf dem Handwerker und dem Sklaven lastete, bei seinem Anblicke von selbst aufhören? Jesus stellt es als seine Aufgabe hin, die Sünder zu berufen, den Armen das Evangelium zu verkündigen, die Mühseligen und Beladenen zu erquicken und eine sittliche Umwandlung in der Menschheit zu bewirken. Er empfiehlt dringend die Werke der Barmherzigkeit gegen Nothleidende und macht von der Uebung derselben das ewige Leben abhängig. Von ihm selbst geht eine Gnadenkraft zur Umwandlung und Erneuerung der Menschheit aus.

Die Apostel dringen in ihren Sendschreiben auf sittliche Erneuerung und auf Unterdrückung der Leidenschaften und Sünden. Durch Christus werden nach ihrer Lehre die Erlösten frei von der Sünde und den Satzungen des alten Gesetzes, sie werden Kinder Gottes, Miterben Christi und befähigt, untadelhaft vor Gott zu wandeln. Die Gläubigen sind Christo einverleibt, Glieder seines Leibes.[1] Es gilt daher nicht mehr Jude noch Grieche, nicht Sklave noch Freier, nicht männlich noch weiblich; denn alle sind eins in Christo.[2] In Christo Jesu gilt nicht Beschneidung noch Vorhaut, sondern eine neue Schöpfung.[3] Alle bisherigen Unterschiede der Religion oder der Nationalität, der gesellschaftlichen Stellung oder der äußeren Verhältnisse bedingen nicht den Werth des Menschen vor Gott und seine Berufung zur Kirche und himmlischen Seligkeit. Alle besitzen ohne Ausnahme die Menschenwürde, welche durch Christus geadelt ist. Das Ziel aller ist es, sich frei zu machen von der Sünde und durch einen gottseligen tugendhaften Wandel des Himmels würdig zu werden. Ausdrücklich betont der Weltapostel, daß die bisherige Verachtung der Arbeit und des Arbeiters keine Berechtigung habe. Er selbst und die Apostel verdienen sich durch Handarbeit, um Niemanden lästig zu fallen, ihren täglichen Unterhalt, obgleich sie als Diener des Altares vom Altare zu leben berechtigt wären.[4] Er gebietet ausdrücklich, daß alle arbeitend ihr eigenes Brod essen, wer aber nicht arbeitet, auch kein Recht auf den täglichen Unterhalt haben solle.[5]

[1] Gal. 3, 27; Ephes. 5, 30. — [2] Gal. 3, 28; Kol. 3,11. — [3] Gal. 6, 15. — [4] Apstg. 18, 3; 1. Kor. 4, 12; 9, 11 ff. 2. Thessal. 3, 7. 8. — [5] 1. Thess., 4, 11; 2. Thess. 3, 10—12.

Ob und in welchem Maße ſich die Apoſtel auf ihren Miſſionsreiſen auch an die Sklaven gewandt, und welche Erfolge ſie bei denſelben erzielt haben, darüber geben uns die apoſtoliſchen Schriften keinen direkten Aufſchluß. Nur das Eine berichtet uns Paulus im Briefe an Philemon, daß er in ſeiner Gefangenſchaft einen entlaufenen Sklaven desſelben mit Namen Oneſimus bekehrt habe. Paulus ſandte denſelben mit dem Verlangen an Philemon zurück, dieſen ſeinen Sohn, den er in Banden erzeugt habe, der früher dem Philemon unnütz geweſen, nun aber ihm und dem Paulus ſehr nützlich ſei, aufzunehmen wie Pauli eigenes Herz. Der Apoſtel hätte ihn gern zur Dienſtleiſtung bei ſich behalten, mochte es aber ohne Zuſtimmung des Herrn nicht thun. „Vielleicht", ſagt Paulus, „iſt er eine Zeitlang von Dir entfernt geweſen, auf daß Du ihn für immer behalten mögeſt, nicht mehr als Knecht, ſondern als geliebten Bruder mir, wie viel mehr aber auch Dir, nach dem Fleiſche ſowohl, als im Herrn. Wo Du mich als Deinen Genoſſen erachteſt, ſo nimm ihn auf wie mich. Hat er Dir aber Schaden zugefügt, ſo rechne es mir an. Ich, Paulus, will es Dir erſtatten".

Auch Plinius, ein edler Heide um das Jahr 100 nach Chriſtus, ſchrieb in der gleichen Lage einen ähnlichen Brief. Das Ziel, den Herrn für den entlaufenen Sklaven günſtig zu ſtimmen, iſt beiden Briefen gemeinſam. Aber wie verſchieden ſind die Motive, auf welche ſie den Herrn verweiſen! Plinius[1] ſchreibt an ſeinen Freund Sabianus: „Dein Freigelaſſener, über den Du, wie Du mir ſagteſt, erzürnt wareſt, iſt zu mir gekommen und hat ſich zu meinen Füßen geworfen, als wären es die Deinigen. Er hat viel geweint und viel gefleht; lange war er auch ganz ſtumm; er hat mich von ſeiner Reue überzeugt. Ich halte ihn wirklich für gebeſſert, da er ſeinen Fehler einſieht. Du zürneſt, ich weiß es; und gewiß mit Recht, auch das weiß ich. Doch dann erſcheint Milde um ſo lobenswerther, je mehr Urſache zum Zorne iſt. Du haſt dieſen Menſchen geliebt, ich weiß, Du wirſt ihn wieder lieben. Habe etwas Nachſicht gegen ſeine Jugend, ſeine Thränen, ſeine Sanftmuth; quäle auch Dich nicht; denn Du quälſt Dich, wenn Du Dich erzürneſt, da Du doch ſo ſanftmüthig biſt. Ich fürchte, eher Dich zu zwingen, als Dich zu bitten, wenn ich meine Bitten mit den ſeinigen vereinige. Doch will ich es um ſo eher thun, da ich ihn ſtrenge und ſcharf getadelt

[1] Epistola 9, 21.

habe zugleich mit der Drohung, nie mehr mich für ihn verwenden zu wollen." In diesem Briefe wird an das Gefühl appellirt, um Rührung, an die Eigenliebe, um Schonung zu erwirken. Paulus aber faßt alles unter dem Gesichtspunkt der Religiosität und des Glaubens.

Indirekt sehen wir aus den Briefen der zwei Apostel, welche am meisten unter den gebildeten Heiden zu Rom und in Griechenland wirkten, daß sie viel mit Sklaven verkehrt und große Erfolge bei denselben erzielt haben mußten. Der erste Brief Petri und fast die sämmtlichen Briefe Pauli enthalten zahlreiche Weisungen an die Sklaven und an die Herren, um ihr gegenseitiges Verhalten nach den Vorschriften des Christenthums zu regeln. Die rechtliche Stellung, welche sich einmal in Folge der Gesetzgebung herausgebildet hatte, wird nicht angetastet; ja es werden die Sklaven ermahnt, selbst dann in ihrem Stande zu verbleiben, wenn sie frei werden könnten.[1] Aber zugleich wird betont, daß dem Wesen nach für den Christen die Sklaverei in der christlichen Familie beseitigt sei, da der Sklave ein Freigelassener im Herrn, der Freie ein Knecht Christi sei. Die Sklaven werden ermahnt, gute Treue zu beweisen, nichts zu entwenden, ihren Herren untergeben zu sein in aller Ehrfurcht, nicht allein den guten und gelinden, sondern auch den verkehrten[2], zu gehorchen in allem, nicht als Augendiener, um Menschen zu gefallen, sondern um des Gewissens willen in der Hoffnung, daß sie ihren Lohn vom Herrn empfangen werden.[3] Dagegen werden die Herrn aufgefordert, abzulassen von allem drohenden Wesen gegen die Sklaven, eingedenk, daß auch sie einen Herrn haben, vor dem kein Ansehen der Person gilt, und ihnen zu geben, was recht ist.[4] Diese Ideen und Grundsätze bildeten ein Samenkorn, welches auf den Acker der jungen christlichen Gesellschaft ausgestreut wurde. So wenig aus der Gestalt des Samenkornes zu erkennen ist, welche Pflanze sich aus demselben entwickeln werde, ebenso wenig mochten die Apostel und die ersten Christen auch nur ahnen, welche Veränderungen im späteren Verlaufe dadurch die Zustände der menschlichen Gesellschaft erfahren würden. Aber das Eine durften sie schon damals erwarten, daß, wenn auch die bisherigen Rechtsgrundsätze nicht unmittelbar angetastet wurden, doch in den christlichen Häusern sich das Verhältniß zwischen Herrn und Sklaven viel leidlicher gestalten und alle christlichen Hausgenossen

[1] 1. Kor. 7, 20 f. Neuere Ausleger fassen die Stelle im entgegengesetzten Sinne auf. — [2] 1. Pet. 2, 18. — [3] Ephes. 6, 5; Kol. 3, 25; 1. Tim. 6, 1; Tit. 2, 9. — [4] Ephes. 6, 9; Kol. 4, 1.

wieder zu einer Familie herauswachsen würden. Der Apostel Paulus unterscheidet ausdrücklich zwischen Sklaven, die unter dem Joche sind, und solchen die gläubige Herrn haben, die Brüder und Geliebte sind und der Gutthat genießen, und ermahnt die letzteren, sich nicht zu überheben.[1] „Der Sklave", sagt Hettinger, „war nicht mehr ein mancipium, ein beseeltes Werkzeug, wie Römer und Griechen ihn sich dachten; er war Christ und darum seinem Herrn gleich. Darum hatte dieser nicht mehr eine unumschränkte Gewalt; denn er war der Kirche und seinem Glauben für die Behandlung des Sklaven verantwortlich".[2]

7. In den Schriften der apostolischen Väter finden sich nur zwei Stellen, welche auf die Sklaven Bezug nehmen. Im 19. Kapitel des Barnabasbriefes werden die Sklaven angewiesen, ihren Herren als Gottes Stellvertretern in Ehrerbietung und Furcht sich unterzuordnen. Die Herren aber werden ermahnt, nicht mit Bitterkeit den Sklavinnen und Sklaven zu begegnen, die auf denselben Herrn hoffen, damit sie sich nicht vor dem gemeinsamen Herrn zu fürchten haben; denn derselbe kam, nicht nach dem Ansehen der Person zu berufen, sondern jene, welche der Geist auserwählt hat. Der hl. Ignatius aber ermahnt den Bischof Polycarp: „Vernachlässige die Sklaven und Sklavinnen nicht; aber dieselben sollen sich auch nicht überheben, sondern vielmehr zum Ruhme des Herren dienen, damit sie eine bessere Freiheit von Gott erhalten. Auch sollen sie nicht auf Kosten der Gemeinde frei zu werden verlangen, auf daß sie nicht als Sklaven der Begierde erfunden werden."[3]

Einen tiefen Einblick in die Thätigkeit der Kirche für die Sklaven gewährt uns die Apologie des Origenes gegen Celsus um das Jahr 249. Aus derselben erhellt, daß die Christen mit großem Erfolge an der Bekehrung der Sklaven arbeiteten. Die Heiden machten es denselben zum Vorwurfe, daß sie sich dieser verworfenen Menschenklasse mit Eifer annehmen. Celsus sagt: Darin bestehen ihre (der Christen) Grundsätze: Kein Unterrichteter komme zu uns, kein Einsichtsvoller, kein Weiser; denn solches zu sein, halten wir für böse; wer aber ungelehrt, unverständig, ungebildet und einfältig ist, der nähre getrost die Hoffnung, einer der Unsrigen zu werden. Indem sie von freien Stücken eingestehen, daß solche Menschen ihres Gottes würdig sind, erklären sie, daß sie lediglich Thoren, Niedriggeborene, Blödsinnige, Sklaven, Weiblein und Kinder bereden wollen und können."

[1] 1. Timoth. 6, 1 f. — [2] Apologie Bd. 2, Abth. 3, S. 357. — [3] Epist. ad Polycarp. c. 4.

Origenes erwidert darauf: Die Christen verabscheuen nicht die Weisheit und Wissenschaft, sondern nur den Weisheitsdünkel, der sich oft mit der größten Unwissenheit in göttlichen Dingen verbindet. Doch leugnet derselbe nicht, daß die Christen sich der Sklaven annehmen; aber er hebt auch hervor: „Wir leiten dieselben an, wie sie einen edlen Sinn in sich erzeugen können und so durch das Wort frei werden." Die Sklaven erwiesen sich gegen die Kirche aber auch dankbar und bemühten sich, derselben neue Mitglieder zuzuführen. Vor allem waren sie eifrig bestrebt, die Frauen und Kinder des Hauses mit dem Christenthume bekannt zu machen und für dasselbe zu gewinnen. Celsus wirft den Christen vor, daß Wollspinner, Schuhmacher und Gerber vor Knaben und Weiblein Wunderdinge erzählten und versprächen, sie zum wahren Glück zu führen. Trete etwa der Lehrer in's Zimmer, so schwiegen sie; aber sobald sich derselbe entfernt habe, begännen sie von neuem ihre Belehrungen.

Wie sehr aber auch die Zahl der christlichen Sklaven zunahm, wie sehr auch das Christenthum dieselben über ihre Menschenwürde aufklärte und sich als Kinder Gottes, als Bürger seines Reiches erfassen lehrte: dennoch verharrten sie ohne Murren in ihrer niedrigen Stellung, schlossen sich keiner jener geheimen Verbindungen an, die damals gar nicht selten waren, und machten nie auch nur den leisesten Versuch, sich zu befreien. Im Gehorsam gegen ihre Herren duldeten sie willig alle Unbilden und Mißhandlungen, welche ihr Stand mit sich brachte, wiesen dagegen Anforderungen, welche gegen das Sittengesetz verstießen, und welche für heidnische Sklaven nichts Befremdendes hatten, entschieden zurück, wenn sie für ihren Ungehorsam auch noch so hart bestraft wurden. Unter den Märtyrern der ersten Jahrhunderte begegnen uns zahlreiche Sklaven wie Eutyches, Viktorin, Maro, Nereus, Achilleus, Vitalis, Felizitas, Blandina und andere. Doch nicht alle Sklaven boten dem Samenkorn des Evangeliums einen günstigen Boden; viele waren durch ihre Rohheit und sittliche Verkommenheit gänzlich unzugänglich für die Predigt und bewiesen sich feindlich gesinnt gegen ihre christlichen Herrschaften und ihre christlichen Mitsklaven.

In den christlichen Häusern der ersten Jahrhunderte aber, wo das Religionsbekenntniß nicht so sehr durch die Abstammung von christlichen Eltern als vielmehr durch die eigene Ueberzeugung von der Wahrheit und Erhabenheit des Christenthums bedingt war, bildete sich zwischen Herren und Sklaven ein wahrhaftes Familienleben, und war das Loos der letzteren ein ganz anderes wie vordem. Wenn

auch die gesetzliche Stellung äußerlich sich nicht änderte, so hörte doch Mißhandlung gänzlich auf; die Sklaven wurden nicht mehr als Waare oder Lastthiere, sondern als Brüder in Christo von ihren Herren angesehen und behandelt. Lactanz sagt über dieses gegenseitige Verhältniß um 310 nach Chr.: „Da wir alles Menschliche nicht auf eine äußerliche Weise, sondern nach seinem inneren Werthe würdigen, so haben wir, wenn auch die äußerlichen Verhältnisse verschieden sind, dennoch keine Sklaven, sondern sie gelten uns als Brüder, und wir nennen sie auch Brüder im geistigen Sinne, Mitknechte aber mit Bezug auf Christus.“ Gott ist unser Aller Vater, hat uns alle gleichmäßig erschaffen und vertheilt Allen gleichmäßigen Antheil an den Gaben der Natur und der Gnade: Niemand ist in seinen Augen ein Sklave, Niemand ein Herr. Nur der ist arm vor ihm, welcher der Gerechtigkeit entbehrt, der reich, welcher an Tugenden reich ist.

Es begnügten sich jedoch einzelne, besonders erleuchtete Christen schon in den ersten Jahrhunderten nicht damit, ihre Sklaven milde zu behandeln; sie erkannten vielmehr das Unwürdige des ganzen Verhältnisses uud schenkten ihnen die Freiheit. So trat Hermes, Präfekt der Stadt Rom, zu Anfang des zweiten Jahrhunderts mit Frau und Kindern und mit 1250 Sklaven zum Christenthum über. Er entließ seine sämmtlichen Sklaven und beschenkte sie reichlich, damit sie als Freigelassene nicht in Noth geriethen. Ebenso gab der Präfekt Chromatius um das Jahr 280 seine 1400 Sklaven, mit denen er am Osterfeste zum Christenthume übergetreten war, frei mit den Worten: diejenigen, welche angefangen hätten, Gott zu lieben, sollten keine Menschensklaven sein. Dazu kamen noch reichliche Geschenke.

8. Kaiser Constantin gestattete im Jahre 312 die öffentliche Ausübung der christlichen Religion. Nun erfolgten zahlreiche Uebertritte zum Christenthum. Constantin selbst und die Mitglieder der kaiserlichen Familie begehrten die Taufe. Fast um die gleiche Zeit erwuchs aber der Kirche ein Kampf auf Leben und Tod durch den Arianismus, welcher besonders unter Constantius, durch den Staatsschutz kühn geworden, den Glauben an die Gottheit Christi, die Grundlehre des Christenthums, zu verdrängen drohte. Es kann uns daher nicht wundern, wenn uns besonders aus der nächsten Zeit weniger Nachrichten über die Thätigkeit der Kirche zu Gunsten der Sklaven zugänglich sind.

Doch mit Theodosius dem Großen von 378–395 änderte sich die Sachlage völlig; der Arianismus war im römischen Reiche völlig erlegen, und die Bischöfe konnten nun ungehindert alle Hebel

einsetzen, um die christlichen Grundsätze auch im socialen Leben zur vollen Geltung zu bringen. Die großen Kirchenväter dieser Zeit, die heiligen Ambrosius, Augustinus, Basilius, Petrus Chrysologus und vor allen Johannes Chrysostomus, wandten ihre ganze Kraft und Beredtsamkeit auf, um eine menschliche Behandlung der Sklaven in den christlichen Familien herbeizuführen und die Fesseln derselben völlig zu sprengen. Es mochte dies um so nothwendiger erscheinen, da nun das äußere Bekenntniß des christlichen Glaubens zum guten Tone zu gehören begann, und daher manche Christen wurden, welche von christlicher Ueberzeugung und Gesinnung nur wenig beseelt waren, und die darum ihre Sklaven mit der früheren Rücksichtslosigkeit zu behandeln fortfuhren.

Vor allen nahm sich der hl. Johannes Chrysostomus, Patriarch von Constantinopel, um das Jahr 400, mit der ganzen Kraft seiner hinreißenden Beredtsamkeit der Sklaven an. Er legte seinen Zuhörern dar, daß alle Menschen frei von Gott geschaffen und zur Freiheit von Gott bestimmt seien. Die Sünde aber, selbst eine geistige Knechtschaft, habe eine dreifache Knechtschaft nach sich gezogen. Zuerst sei das weibliche Geschlecht in die Dienstbarkeit des männlichen gerathen; sodann seien ein oder mehrere Menschen einem Mächtigeren unterworfen worden, und so seien Herren und Sklaven in der Familie einander gegenüber getreten; endlich seien viele einem Einzelnen unterworfen, und so sei im Staate der Herrscher zum Gebieter Vieler geworden. Christus hat uns von der Sünde befreit. Daher ist denn auch dem Wesen nach die Sklaverei durch Christus zerstört. Die in Christo Wiedergeborenen sind Brüder gegen einander. Der Sklave soll daher Christus als seinen Herren preisen, der Freie sich als Knecht Christi bekennen, und beide sollen ihm in Gehorsam unterworfen sein. Zwischen Herren und Knechten soll eine gegenseitige Dienstleistung und eine wechselseitige Unterwürfigkeit herrschen. Der Sklave soll dem Herrn freudig leibliche Dienstleistung verrichten; der Herr soll den Sklaven nähren, kleiden und pflegen. Er soll denselben nicht nur in allerlei Handwerk und Kunst unterrichten lassen, sondern auch für seine religiös-sittliche Erziehung sorgen. Chrysostomus findet es unpassend, daß ein Herr mit einem Gefolge von Sklaven auf das Forum geht, um so seine Macht und seinen Reichthum zur Schau zu stellen. Ein Herr solle sich mit einem oder zwei Sklaven begnügen, die übrigen ein Handwerk erlernen lassen und freigeben. Ja ein reicher Herr möge selbst fremde Sklaven ankaufen, in Künsten und Arbeiten unterrichten lassen und freigeben.

Aehnlich spricht Papst Gregor der Große: „Es ist recht und wohlgethan, dem Menschen, welchen die Natur frei geboren werden ließ, die Wohlthat der ursprünglichen Freiheit wieder zu schenken.“ Aber Chrysostomus wie die übrigen Kirchenlehrer ermahnt auch die Sklaven zur Folgsamkeit gegen ihre Herren, und zwar ganz besonders jene Sklaven, welche heidnische Herren hatten, um durch ihr Verhalten, ihre Mäßigkeit und Treue und ihr Wohlwollen gegen den Herrn dem christlichen Glauben bewundernde Anerkennung zu verschaffen. Christliche Frauen und Sklaven sollen nach seiner Anweisung durch ihre Sitten Lehrer werden. Vor allem aber richteten die Kirchenväter ihre warnenden und zurechtweisenden Ermahnungen zur Milde an jene christliche Herren, welche ihre Sklaven noch mit heidnischen Augen betrachteten und hart und rücksichtslos gegen sie verfuhren.

Aus den gleichzeitigen Schriftstellern ersehen wir, daß solche Ermahnungen nicht fruchtlos blieben. Zu Rom widmeten sich viele vornehme Damen aus dem Freundeskreise des hl. Hieronymus gegen das Jahr 400 einem zurückgezogenen, zum Theile dem klösterlichen Leben und verzichteten auf ihren Reichthum und auf allen äußeren Glanz. Dadurch wurden viele Sklaven entbehrlich gemacht und reichlich beschenkt in Freiheit gesetzt. Die hl. Paula, welche von Rom nach Bethlehem zog, um an der Krippe des Herrn ein ascetisches Leben zu führen, ließ zuvor ihre Sklaven frei und gab ihnen die Mittel, sich eine eigene Existenz zu gründen. Von den weiblichen Sklaven aber folgten ihr viele als freiwillige Dienerinnen. Ja die jüngere Melania schenkte 8000 Sklaven die Freiheit; andere überließ sie ihrem Schwager; sie selbst behielt nur 15 zu ihrer Bedienung, die sich nicht von ihr trennen wollten. Salvian, ein gallischer Schriftsteller des fünften Jahrhunderts, aber versichert, täglich würden Sklaven, und zwar nicht immer die besten, mit dem römischen Bürgerrechte beschenkt, und was sie im Hause ihrer Herren erworben hätten, dürften sie frei mitnehmen. Indeß muß die Anzahl derselben noch immer sehr beträchtlich gewesen sein; denn als Alarich im Jahre 410 Rom verließ und sein Lager in Etrurien aufschlug, entliefen 40,000 Sklaven von dort und folgten dem Alarich.

Auch die Klöster wirkten sehr vortheilhaft für die Befreiung der Sklaven. Manche Klöster gaben ihre sämmtlichen Sklaven frei; andere hatten ausdrücklich das Gesetz aufgestellt, keine Sklaven annehmen zu dürfen. So verordnete Theodoret, Abt des Klosters Studium, gegen Ausgang des achten Jahrhunderts: „Sklaven sollt

ihr niemals haben, weder zur persönlichen Dienstleistung, noch zur Aufwartung im Kloster, noch zur Bestellung des Feldbaues; denn der Sklave ist ein Mensch, geschaffen nach dem Ebenbilde Gottes." In den Zeiten des Bilderſturmes zeichneten sich die Mönche des Klosters Studium ganz besonders durch ihren Eifer für die katholische Lehre aus und erlitten harte Verfolgungen. Dadurch gelangten sie zu hohem Ansehen und verschafften ihren Grundsätzen für Beseitigung der Sklaverei auch in vielen andern Klöstern Geltung, zumal dann, wenn Mönche aus Studium von bilderstürmenden Kaisern vertrieben, in denselben Aufnahme fanden. In der lateinischen Kirche dienten die Klöster zugleich auch praktischen Bedürfnissen und betrieben den Ackerbau, das Handwerk und die bildenden Künste mit Eifer. Zu solchen Arbeiten wurden auch die Klostersklaven mitherangezogen, was für ihr Fortkommen nach ihrer Befreiung von großem Vortheile war. Ueberdies war in den Klöstern das Loos derselben schon deshalb sehr gemildert, weil alle Mönche als Brüder im Gehorsame sich dem gemeinsamen Abte unterordneten und so auch die Sklaven als Brüder in Christo betrachten lernten.

9. Endlich hat auch die kirchliche Gesetzgebung auf diesem Gebiete kräftig eingegriffen und für die Befreiung der Sklaven gewirkt. Es wurde diese Befreiung sehr erleichtert und begünstigt; andererseits wurden die Sklaven gegen harte Behandlung geschützt und ihr weiterer Verkauf erschwert. Gleichzeitig arbeitete die Kirche einer willkürlichen und planlosen Befreiung derselben entgegen.

Im heidnischen Rom durfte die Befreiung der Sklaven nur vor dem Consul oder Prätor geschehen, wodurch dieselbe sehr erschwert war. Seit Constantin dagegen konnte dieselbe auch vor dem Bischofe oder Priester in Gegenwart des Volkes giltig vollzogen werden; es genügte, daß der Geistliche die Urkunde unterschrieb. Die fünfte Synode von Karthago im Jahre 393 bittet den Kaiser, diese erleichterte Befreiung auch auf Afrika auszudehnen;[1] die trullanische Synode verordnete 692: Die Freilassung hat vor 3 Zeugen zu geschehen.[2] Den Bischöfen wurde es durch wiederholte Concilienbeschlüsse gestattet, einige, zumal verdiente Kirchensklaven, doch in beschränkter Zahl, frei zu geben. Schenkungen an Feldern, Wohnungen und Weinbergen sollten denselben belassen werden, deren Werth sollte jedoch 20 Solidi nicht überschreiten.[3] Der Grundsatz des hl. Ambrosius,

[1] Hefele: Conciliengeschichte Bd. II, S. 82. — [2] Daselbst Bd. III, S. 85. — [3] Concil von Agde a. 506, daselbst Bd. II, S. 652.

daß man zum Loskauf der Sklaven selbst Kirchengüter verwenden dürfte, wurde auf verschiedenen Concilien selbst mitten unter der Völkerwanderung wiederholt ausgesprochen.[1] Den Aebten der Klöster wurde es dagegen untersagt, ihre Sklaven zu befreien, weil es unbillig sei, daß die Sklaven müßig gingen, während die Mönche das Feld bestellten.[2] Auch wurden die Bischöfe angewiesen, bei Befreiungen von Sklaven der Kirche das Schutzrecht vorzubehalten und diese wie ihre Nachkommen zum Dienste der Kirche zu verpflichten.[3] Dadurch bildete sich bei vielen Befreiten ein Hörigkeitsverhältniß gegen ihre Kirche, was im fränkischen und später im deutschen Reiche zur Ausbildung der Leibeigenschaft mit beigetragen haben dürfte. Solche bedingungsweise Freigelassene konnten mit Freigeborenen anfangs eine giltige Ehe nicht eingehen. Ihr Eigenthum durften sie nicht an Fremde, wohl aber an ihre Verwandten und an Angehörige derselben Kirche verschenken oder verkaufen.[4] Den Sklaven und den bedingungsweise Freigelassenen war es verboten, gegen ihre Kirche oder ihre früheren Herren zu klagen oder zu zeugen, sonst büßten sie ihre Freiheit wieder ein.[5] Dagegen wurde die Kirche angewiesen von ihren Herren rechtmäßig Freigelassene in ihrer Freiheit zu schützen.[6] Freigelassene der Kirche sollen dem nachfolgenden Bischofe ihre Freibriefe vorzeigen, in ihren Rechten geschützt, aber auch zum obsequium gegen die Kirche angehalten werden; ihre Kinder sollen in keiner anderen Kirche als der ihres Patronen zum Unterrichte gehen.[7] Die Aufnahme tauglicher Sklaven in den Clerus wurde begünstigt; doch sollen solche Sklaven zuvor unbedingt freigelassen werden. Bischöfe, welche Sklaven wissentlich ohne Genehmigung ihres Herrn zu Priestern geweiht hatten, mußten den Herren doppelten Schadenersatz leisten und wurden mit zeitweiliger Amtssuspension bestraft. Bischöfe, welche der Kirche Vermögen hinterließen, durften im Verhältniß zu demselben auch Kirchensklaven freilassen; ließen sie außerdem solche frei, so sollten sie die Kirche aus ihrem eigenen Vermögen entschädigen.[8] Sklaven sollten

[1] Hettinger a. a. O. S. 360. — [2] Concil zu Agde can. 56 a. 506; bei Hefele, Bd. II, S. 658. — [3] Vierte Synode zu Toledo can. 68 u. 70; Hefele, Bd. III, S. 86. — [4] Neunte Synode zu Toledo a. 655; bei Hefele, Bd. III, S. 101 u. 102. — [5] Codex canonum ecclesiae Africanae; dritte Synode zu Rom unter Papst Symachus; bei Hefele, Bd. II, S. 132 und 638. — [6] Concil zu Agde can. 29; Hefele, Bd. II, S. 655. — [7] Sechste Synode zu Toledo can. 9 u. 10; bei Hefele, Bd. III, S. 91. — [8] Vierte Synode zu Toledo a. 633 can. 23 und 29, can. 97—69; bei Hefele, Bd. III, S. 86 f. Erste Synode zu Orleans can. 8 Bd. II, S. 663.

nur dann Mönche werden dürfen, wenn der Herr seine Einwilligung gab und sie freiließ.[1] Anderseits verordnete jedoch Papst Gregor der Große die Freiheit für alle, welche das Mönchsleben erwählen würden.[2]

Die Juden scheinen frühzeitig, besonders in Gallien und Spanien, einen schwunghaften Handel getrieben zu haben. Dieselben kauften auch viele Sklaven auf, um sie mit Vortheil wieder zu verkaufen; sie bemühten sich auch wohl, dieselben zum Judenthum zu überführen, oder mißbrauchten sie zu Sünden. Schon Constantin verordnete deshalb, daß Juden christliche Sklaven nicht besitzen dürften.[3] Auch setzten Synoden fest, daß christliche Sklaven den Juden auf ihre Bitte nach gerechter Schätzung abgekauft werden sollten. Hatte aber ein Jude einen christlichen Sklaven zur Sünde mißbraucht oder zum Judenthum verführt, so sollte er mit dem Verluste aller seiner Sklaven bestraft werden. Die Sklaven aber fielen an den Fiskus.[4] Ganz allgemein wurde den Juden verboten, christliche Sklaven zu kaufen, den Christen, solche an die Juden zu verkaufen.[5] Christliche Sklaven der Juden sollten ohne Weiteres frei werden.[6] Freie sollten überhaupt nicht mehr zu Sklaven verkauft werden.[7] Schon frühzeitig schützte die Kirche die Sklaven gegen tödtliche Mißhandlungen. So verordnete can. 5 der Synode von Elvira a. 306: „Wenn eine Frau ihre Magd mit dem Flagrum so züchtigt, daß dieselbe innerhalb dreier Tage stirbt, so soll dieselbe, wenn es absichtlich geschah, 7 Jahre, wenn unabsichtlich, 3 Jahre Kirchenbuße thun und erst dann zur Communion wieder zugelassen werden."[8] Wurde ein Sklave in der Krankheit von seinem Herrn verlassen, so wurde er ohne Weiteres frei. Bei Beschwerden gegen den Herrn boten die Kirchen demselben eine Zufluchtsstätte. Erwies sich die Klage als begründet, so wurde er unter Leitung der öffentlichen Behörde an einen andern verkauft;[9] im andern Falle mußte der Herr schwören, daß er denselben nicht bestrafen

---

[1] Synode von Chalcedon can. 4; Bd. II, S. 509. — [2] Hettinger, S. 261; — [3] Möhler's Gesammelte Aufsätze, Bd. II, S. 106. — [4] Vierte Synode von Orleans a. 541, can. 30 und 31; bei Hefele, Bd. II, S. 783. — [5] Synode von Rheims a. 624; Hefele. Bd. III, S. 75. — [6] Vierte Synode von Toledo a. 633, can. 66; bei Hefele, Bd. III, S. 86. — [7] Concil zu Rheims, can. 17; bei Hefele, Bd. III, S. 76. — [8] Daselbst Bd. I, S. 157. Vgl. Synode von Epara, can. 34; Bd. II, S. 685. — [9] Möhler a. a. O. Bd. II, S. 105.

wolle, und erhielt ihn dann zurück.[1] Hatte der Sklave aber eine große Schuld auf sich geladen, so sollte er nur vor großer Strafe geschützt werden (Tod, Verstümmelung u. s. w.) und dem Herrn durfte kein Eid abverlangt werden.[2] An der Sonntagsruhe nahmen auch die christlichen Sklaven theil; ja selbst an öffentlichen Kirchentagen, wie an den Bittagen vor Himmelfahrt sollten sie von der Arbeit frei sein, damit alles Volk zum Gottesdienste kommen könne.[3]

Anderseits erkannte aber die christliche Kirche auch das Eigenthumsrecht des Herrn auf seine Sklaven an und verpflichtete sie zu willigem Gehorsame. Die Synode zu Gangra a. 360 bezeichnet es (can. 5) als eine Unordnung, wenn Sklaven ihren Herrn entlaufen und dieselben verachten, und bedroht (can. 3) mit dem Kirchenbanne jene, welche dieselben anweisen, ihre Herrn zu verachten oder denselben zu entlaufen und nicht mit Erfurcht zu dienen.[4]

Eine Ehe eines Sklaven mit einer Sklavin, welche gegen den Willen des Herrn in der Kirche abgeschlossen wurde, ward für ungiltig erklärt.[5] Ebenso ward die Aufnahme eines Sklaven unter den Clerus oder in ein Kloster nur dann gestattet, wenn der Herr seine Zustimmung gab, wie wir bereits gesehen haben. Ferner wurde für die Giltigkeit der Befreiung die Beobachtung des von der Kirche vorgeschriebenen Verfahrens gefordert, um keine Rechtsunsicherheit einschleichen zu lassen,[6] und eine zu zahlreiche und planlose Befreiung der Kirchensklaven wurde untersagt, damit das Vermögen der Kirche nicht zu sehr geschmälert und die Befreiten nicht der Noth preisgegeben oder zu einem unordentlichen Leben verleitet würden. Endlich wurde der Rechtsgrundsatz, daß Sklaven und bedingungsweise Freigelassene gegen ihre Herren nicht zeugen durften, wohl deshalb auch von den kirchlichen Synoden aufrecht erhalten, damit die Ehrfurcht gegen dieselben nicht bedenklich erschüttert würde.

So ging denn das Werk der Befreiung der Sklaven im ost- und weströmischen Reiche und den mit letzterem verbundenen Ländern, Spanien, Gallien und Nordafrika zwar langsam, aber doch unaufhaltsam vorwärts ohne je eine bedenkliche Erschütterung der gesellschaftlichen Verhältnisse herbeizuführen. Manchmal gelang die Durchführung der kirchlichen Grundsätze nicht auf den ersten Wurf. Die

---

[1] Erste Synode zu Orleans a. 511, can. 3; bei Hefele. Bd. II, S. 662. — [2] Synode zu Epaon; daselbst Bd. II, S. 686 can. 39. — [3] Erste Synode zu Orleans a. 511; bei Hefele. Bd. II, S. 665, 27 can. — [4] Daselbst Bd. I, S. 782 u. 779. — [5] Vierte Synode zu Orleans can. 24; bei Hefele Bd. II, S. 782. — [6] Synode zu Agde a. 506 can. 49; daselbst Bd. II, S. 658.

Kirche sah sich genöthigt, was bereits auf einer früheren Synode festgesetzt war, auf einer folgenden wieder zu mildern oder zeitweilig aufzugeben. Doch hielt sie ihr Ziel, die volle Befreiung der Sklaven allmälig zu erreichen, unverrückt im Auge. In Spanien und Frankreich ging die Sklaverei theilweise, zumal bei den Kirchensklaven, allmälig in die Leibeigenschaft oder in ein gewisses Hörigkeitsverhältniß über. Die aber noch Sklaven blieben, wurden gegen Tödtung und willkürliche Mißhandlung nach Möglichkeit von der Kirche geschützt. Durch ihre Einwirkung wußte die Kirche zu verhüten, daß sich dieselben je gegen ihre Herren gewaltsam empörten.

Wie weit die Befreiung bis zur Geburt des hl. Bonifatius, des Apostels der Deutschen, und bis zum letzten großen Concil des Orients, dem vierten von Constantinopel, im Jahre 680, schon gediehen war, läßt sich nicht bestimmen. Aus der trullanischen Synode, einer Ergänzung der vierten von Constantinopel im Jahre 692, ergibt sich, daß sie noch nicht völlig durchgeführt war; denn can. 85 dieser Synode bestimmt, daß die Befreiung vor drei Zeugen geschehen solle. Daß die Zahl der Sklaven aber um das Jahr 700 schon sehr zusammengeschmolzen sein mußte, und daß die alten Rechtsgrundsätze über die Stellung und Behandlung derselben in der griechisch-römischen Welt überall erschüttert waren, dürfte aus dem von uns Angeführten hinlänglich klar erhellen.

Im Verlaufe der nächsten Jahrhunderte wurde die Sklaverei völlig beseitigt, und die spätere mittelalterliche Gesellschaft im oströmischen Reiche, in Italien und Frankreich, bestand nur noch aus Freien und Hörigen.[1]

Die Emancipation der Sklaven ist aber nicht nur ein Sieg der Humanität, welchen die Kirche auf völlig friedlichem Wege erfocht, sondern die freigewordene Arbeit erwies sich auch sehr segensreich für den Wohlstand der christlichen Völker und brachte einen ungeahnten Fortschritt in allen Künsten und Gewerken zu wege. „Der Reichthum der abendländischen Völker", sagt Hettinger, „der nicht auf der Sklaverei beruht, überragt in ganz unverhältnißmäßiger Weise jenen der alten Welt, weil das Princip der Arbeit neue Productionskräfte weckte." [2]

[1] Nur Spanien macht hiervon eine Ausnahme. Hier wurde die Sklaverei durch die Mauren, nachdem sie dieses Land zwischen den Jahren 711 und 1000 bis auf seine nördlichen Theile erobert hatten, neu begründet. — [2] Apologie, Bd. II, Abth. 3, S. 352.

Die deutschen Auswanderer

und der

St. Raphael-Verein.

Von den ältesten Zeiten an bis zu unseren Tagen, von den ersten phönizischen und griechischen Colonien bis zu den Niederlassungen an den Küsten des Stillen Oceans, haben stets zwei Ursachen die Auswanderung und die Gründung von neuen Staaten veranlaßt: nämlich religiöse Verfolgungen oder sociale Nothstände, Arbeitsmangel und Hungersnoth. Völker, welche sich glücklich und behaglich zu Hause fühlen, wandern nicht aus, die Armen aber, welche für ihre harte Arbeit keinen genügenden Lohn in ihrer Heimath finden oder in ihren religiösen Gefühlen beeinträchtigt werden, suchen ihre Lage durch Auswanderung in ein anderes Land zu verbessern.

Das Ziel der europäischen Auswanderung im vergangenen und in diesem Jahrhundert ist besonders Nordamerika. Bis auf den heutigen Tag gehen mehr als 95% aller deutschen Auswanderer nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, weshalb ich auch die deutsche Auswanderung nur in Bezug auf dieses Land betrachten werde.

Den großen spanischen und französischen Seefahrern und Generalen, welche Amerika entdeckten und colonisirten, folgten in späteren Jahrhunderten die untersten Klassen aus den nördlichen Ländern Europas. Die Engländer finden wir bereits im Jahre 1585 in Virginien, der Quäker William Penn colonisirte 1682 den Staat Pennsylvanien. Fleißige Bauern und strebsame Handwerker aus Schottland, Irland und Deutschland folgten nach. So bescheiden auch die erste Thätigkeit dieser Leute war, so haben doch diese freiwillig von der Heimath Exilirten durch Mühen und Entbehrungen, Geduld und

Ausdauer die Vereinigten Staaten Nordamerikas in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu der wundervollen Entwickelung gebracht, in welcher dieselben sich schon seit Jahrzehnten befinden.

Die ersten deutschen Auswanderer trafen in Nordamerika im Jahre 1708 ein. Als 1707 die Franzosen den linksrheinischen Theil der Pfalz mit Krieg überzogen, Landau eingenommen und viele Bewohner ihrer letzten Habe beraubt hatten, griffen hunderte von Pfälzern zum Wanderstabe, um anderwärts ihr Glück zu versuchen. Unter den von den Franzosen beraubten auswandernden Bewohnern Landaus befand sich auch der evangelische Pfarrer Josua von Kocherthal, der für sich und mehrere Familien — ursprünglich einige 60 Personen — im Januar 1708 Davenant, den englischen Residenten in Frankfurt a. M., um Pässe und Gelder zur Reise nach England bat. Das Verlangen wurde abgeschlagen, da der Kurfürst die Genehmigung zur Auswanderung versagte. Trotzdem erschien Kocherthal im März 1708 mit seinen Genossen in London. Nachdem sie hier eine Zeit lang von der Königin unterhalten worden waren, wurden sie ihrem Verlangen entsprechend auf englischen Schiffen nach New-York gebracht, woselbst sie in den letzten Tagen desselben Jahres eintrafen. Vor ihrer Abreise in England naturalisirt, erhielten sie am oberen Hudson, ungefähr 12 deutsche Meilen von New-York, je 100—300 Acker freies Land. Die Pfälzer nannten ihre Ansiedelung nach der gleichnamigen Stadt in der Oberpfalz Neuburg, das jetzige gewerbereiche Newburgh, die Hauptstadt von Orangecounty im Staat New-York.

Nachdem die Nachricht von dem guten Empfang, den Kocherthal und seine Genossen in England gefunden, sowie die ihm von der Königin gespendete Hülfe nach der Pfalz gedrungen war, begann 1711 eine massenhafte Auswanderung aus der Pfalz und dem Schwabenlande, sodaß bis Ende Juni an 10,000 deutsche Auswanderer in London auf Kosten der englischen Regierung eingetroffen waren. Von diesen wurden 3000 nach New-York befördert, auf dem Weg starben jedoch 700 Personen am Schiffsfieber. Die neuen Ankömmlinge wurden in der Nähe der Mohawk-Fälle am Hudson zwangsweise von der Regierung angesiedelt. Die Colonie konnte sich aber wegen des unfruchtbaren Bodens nicht recht entwickeln, und nach mehrjährigem Ringen um das Dasein kauften die Pfälzer trotz des Verbots der englischen Regierung für 300 Dollars von den Indianern das fruchtbare Shoharie-Thal, jetzige County Shoharie, nahe

bei Albany. Von viel größerer Bedeutung war jedoch die deutsche Ansiedelung in der benachbarten Provinz Pennsylvanien. Die Zahl der vorzüglich aus der Pfalz, Schwaben und Baden stammenden, in Folge von Krieg, Hungersnoth und religiösen Zwistigkeiten auswandernden Deutschen belief sich während des ganzen 18. Jahrhunderts auf 100,000 Köpfe.

Am Anfang des 19. Jahrhunderts, besonders zur Zeit der Napoleonischen Herrschaft, war die Einwanderung in Amerika seitens Deutscher eine ganz unbedeutende. Während im 18. Jahrhundert nur ganz arme Leute auswanderten, trafen von Anfang des 19. Jahrhunderts an schon Leute aus den besseren Ständen in Amerika ein. Doch nahm die Einwanderung erst in den dreißiger Jahren größere Dimensionen an. Es landeten von 1834—1837 17000—20000, von 1845—1849 453000, von 1849—1854 773000, von 1845 bis 1870 aber zusammen 2,158,198 Deutsche in New-York, resp. in den verschiedenen Hafenstädten Nordamerikas. Mit Anfang der 80er Jahre ging die deutsche Auswanderung wieder zurück. In 1882 zählte man in Nordamerika noch 232,269; 1883: 180,812; 1884: 154,401; 1885: 106,909; 1886: 85,959; zusammen in den letzten 5 Jahren 760,350 deutsche Einwanderer. Schlechte Zeiten in Europa vermehren, schlechte Zeiten in Amerika vermindern die Einwanderung — das ist ein Grundsatz, der sich seither noch immer bewahrheitet hat. Die Vereinigten Staaten übten deshalb solche große Anziehung auf die unteren Klassen aus, weil harte Arbeit gut bezahlt wurde, Land billig zu kaufen war, keine bevorzugten Klassen daselbst bestehen, die Regierung sich weder in private noch religiöse Angelegenheiten einmischt und jeder Ankömmling ebenso viele Rechte, wie der Eingeborene selbst hat, abgesehen von gewissen politischen Rechten, welche jedoch nach kurzer Aufenthaltsfrist erworben werden.

Nach diesem kurzen geschichtlichen Ueberblick ist es meine Aufgabe den deutschen Auswanderer vor seiner Einschiffung, während der Seereise und nach seiner Landung ins Auge zu fassen.

I.

Die Lage der untersten Klassen des Volks war im vorigen Jahrhundert eines Theils schlechter, als heutzutage. Andererseits war es bei der großen Entfernung der Vereinigten Staaten viel schwieriger, die über Amerika verbreiteten falschen glänzenden Nach-

richten richtig zu stellen. Holland war damals die natürliche Vermittelung zwischen Deutschland und Amerika. Von Holland gingen alle Anschläge auf Ausbeutung der Auswanderer aus. Namentlich waren es die sogenannten Neuländer, die amerikanischen Zielverkoopers, welche für eine Provision von 1 Dukaten per Kopf die Auswanderer für die Rheder anwarben. Die von ihnen angewandten Kunstgriffe, um Leute zum Auswandern zu verleiten, erscheinen fast unglaublich. Zwei zuverlässige Männer, welche an Ort und Stelle Gelegenheit hatten, den Unfug zu beobachten, die Herrn Pfarrer Mittelberger und Mühlenberg, geben darüber in ihren Reisebeschreibungen von 1756 und 1787 interessante Mittheilungen. In vornehmem Anzuge, mit Ringen an den Fingern, mit schwerer Uhrkette behangen, reisten die Neuländer von einem Dorf zum andern und schilderten mit großer Uebertreibung das Paradies, in welches sie die armen Deutschen führen wollten. Sie weckten von Amerika eine solche Vorstellung, als seien daselbst lauter elysеische Gefilde, die sich selber besamten, als ob die Bäche voll Gold und Silber wären. Sie machten den Leuten große Versprechungen: wer mitgeht als Knecht, sagten sie, wird dort ein Herr, die Magd wird eine gnädige Frau, der Bauer ein Edelmann, und der Handwerker ein Baron; die Obrigkeit werde vom Volke gewählt, Abgaben seien nicht zu entrichten.

Dem Unbemittelten verhießen sie freie Ueberfahrt und noch Geld und Kleider auf die Reise. Je ärmer der Auswanderer war, desto mehr wurde gewöhnlich an ihm verdient; denn der große Nutzen des Geschäfts bestand darin, daß der Auswanderer, wenn er seine Ueberfahrt nicht bezahlen konnte, nach Ankunft in Amerika einen unverhältnißmäßig hohen Preis sich anrechnen, und zu dessen Zahlung dann auf lange Jahre sich verkaufen lassen mußte. Ehe er von Holland abfuhr, mußte er einen Contrakt in englischer Sprache unterschreiben. Nur selten wurde im vorigen Jahrhundert die Ueberfahrt von den Auswanderern vorausbezahlt. Um zu verhindern, daß wahrheitsgetreue Berichte über die Behandlung der Auswanderer auf den Schiffen und nach ihrer Ankunft in Amerika nach Deutschland gelangten, griffen die Neuländer zu unerlaubten Mitteln. Die Auswanderer sandten bei den spärlichen Schiffsgelegenheiten gewöhnlich mit dem Schiffe, mit dem sie angekommen waren, die ersten Nachrichten nach Hause. Die Neuländer hatten besonderes Interesse, die Mittheilung der ersten ungünstigen Eindrücke des

Briefschreibers um jeden Preis zu verhindern. Sie brachen deshalb die Briefe in Holland auf und wenn Jemand sich Klagen erlaubte, so wurde der Brief fälschlich umgeschrieben oder vernichtet. In Holland gab es damals Leute, welche gegen geringes Entgelt die Petschaften abstachen und alle Handschriften perfekt nachahmten.

Es würde allerdings ein Fehlschluß sein, wenn man aus den Schilderungen Mittelberger's schließen wollte, daß die Auswanderer im vorigen Jahrhundert lediglich durch List und Betrug zusammengebracht seien; die Auswanderung war schon im Fluß, ehe die Speculation sich ihrer bemächtigte. Der eigentliche Grund des Auswanderungs-Fiebers lag, wie bereits gesagt, in den ungesunden öffentlichen ökonomischen Verhältnissen. Der Eine haftet mit allen Fasern seines Gemüths an der heimatlichen Scholle und trennt sich erst von ihr, wenn ihm alle Hoffnung auf eine menschenwürdige Existenz abgeschnitten ist, der Andere entschließt sich rascher und setzt sein Glück auf eine Karte. Ein Nachbar hört von den Plänen des anderen, schließt sich ihm an, der Eine vielleicht aus guten Gründen, der Andere ohne viel zu denken, blos aus Lust an Veränderung. Es kommen die ersten Briefe der Ausgewanderten, die natürlich höchst günstig und vortrefflich lauten. Selbstverständlich wird das ganze Dorf von der Botschaft ergriffen. Der Gedanke der Auswanderung tritt jetzt auch dem bisher Gleichgültigen näher. Nicht alles kann erlogen, die Hälfte muß doch wahr sein, raisonnirt der Zurückgebliebene. Kommt er nicht voran, so denkt er an Amerika. Noch führt er seinen Plan nicht aus; aber ein neues Mißgeschick, ein unerwarteter Zwischenfall reift den Entschluß der Auswanderung, und der Bruch mit seinem Vaterlande ist vollzogen.

Die ländliche, nach Verbesserung ihrer Lage strebende Bevölkerung bildete und bildet noch heute den Stamm der Auswanderer. Außerdem wandern auch abenteuerliche Taugenichtse, die zu ihrem eigenen und ihrer Angehörigen Besten eine gründliche Luftveränderung brauchen, aus. Doch dürften höchstens 10—15 % dieser Elemente auf die gesammte Auswanderung kommen.

Ich habe mich bei der Untersuchung der Gründe zur Auswanderung etwas länger aufgehalten, da dieses Thema noch heute in den öffentlichen Blättern und in den Parlamenten immer wieder und in der verschiedensten Weise behandelt wird. Es ist dieser große Auswandererstrom das Zeichen einer tiefen sozialen

Krankheit, welche sich nicht mit ein paar Worten gegen leichtsinniges Auswandern, auch nicht durch Verbote und Strafandrohungen beseitigen läßt. Verschiedene Reichserlasse und Verfügungen der Einzel-Regierungen verhallten nicht allein ungehört, sondern erwiesen sich thatsächlich als gute Empfehlungen für Rheder und Spekulanten. Das älteste Ausschreiben ging von Hannover im Jahre 1753 aus, und Kaiser Joseph II. verbot im Jahre 1768 namentlich das Auswandern nach Amerika, welcher Erlaß von Schlözer im 6. Band der Staatsanzeigen wörtlich mitgetheilt ist. —

Begleiten wir nun die Auswanderer an das Meer. Im vorigen Jahrhundert galt die Fahrt nach Amerika als ein höchst gefährliches Wagniß. Wer nach Amerika reisen wollte, bestellte sein Haus und machte sein Testament. Wer von dort wieder glücklich zurückgekommen war, wurde wie ein Wundermann angestaunt und die ganze Nachbarschaft nannte ihn den „Amerikaner". Die Leute im Inland hatten keine Idee von einem Seeschiffe und galt eine Seereise bei ihnen soviel wie Krankheit, Mühseligkeit und Schreckniß. Die Schiffe waren höchst unbequem, der Cajüten-Raum meist so niedrig, daß man kaum aufrecht stehen konnte. Namentlich wurden die Auswanderer im Zwischendeck wie die Häringe aufeinandergepackt, so daß sie wegen Mangel an gesunder Luft, Bewegung und frischer Nahrung massenhaft starben. Die Seefahrt dauerte sehr lange; eine 4—6monatliche Reise war nichts seltenes. Für die Auswanderer fing das Elend schon auf dem Rhein an. Die Rheinfahrt war ein würdiges Vorspiel zu dem Drama, das auf dem Meere aufgeführt wurde. Der Rhein war von Beginn der deutschen Auswanderung — wie heute noch — der wohlfeilste und bequemste Weg, der nach Holland führte, und in den Häfen dieses Landes schifften sich die Auswanderer aus dem südwestlichen Deutschland ein. Die Fahrt auf dem Rhein dauerte 4 bis 6 Wochen wegen der vielen Zollstationen. Von Heilbronn bis nach Holland gab es deren 36, wo die Schiffe angehalten und visitirt wurden.

Waren die Auswanderer in Holland glücklich angekommen, so wurden sie auch hier öfters 5—6 Wochen aufgehalten. Den armen Leuten gingen ihre geringen Geldvorräthe durch Ankauf der hier so theuren Lebensmittel rasch zur Neige. Von Holland nach Cowes auf der Insel Wight brauchten die Schiffe wegen conträren Windes manchmal 3—4 Wochen; hier wurden sie visitirt und

mußten oft 8—14 Tage vor Anker liegen, so daß die Auswanderer ihre geringen Vorräthe, noch ehe sie aufs Weltmeer kamen, fast ganz aufgezehrt hatten.

Gott Dank haben die Zustände im Auswanderer-Geschäft in den letzten Jahrzehnten sich wesentlich gebessert. Wohl existiren auch heute noch gewissenlose Subjecte, welche sich ein Geschäft daraus machen, in den Hafenplätzen die armen unwissenden Auswanderer auszubeuten. Letztere können nicht genug davor gewarnt werden, sich auf der Reise und in den Hafenplätzen unbekannten Individuen anzuvertrauen. In der Zeit des großen Auswandererstroms, anfangs der 50er Jahre, sind noch viele der Auswanderer aufs rücksichtsloseste behandelt und ausgeraubt worden. Da sie meistens in fremden Hafenplätzen, in Frankreich, England, sich einschifften, vermochten sie ihre Rechte um so weniger geltend zu machen.

Um diesem Raubsystem einen Riegel vorzuschieben und den Auswanderer vor zahlreichen anderen Gefahren zu hüten, hat sich im Jahre 1868 ein Comité zum Schutze deutscher Auswanderer (zunächst der katholischen), keineswegs aber zur Förderung der Auswanderung, unter der Präsidentschaft Sr. Durchlaucht des Fürsten Carl zu Ysenburg-Birstein gebildet. Dieses Comité, welches nach dem Erzengel Raphael, dem biblischen Beschützer der Reisenden und Fremden, sich Raphael-Verein nennt und dessen Vorstand ich als General-Sekretär angehöre, hat es als seine nächste Aufgabe betrachtet, in den europäischen Einschiffungshäfen und in den überseeischen Landungsplätzen von ihm bezahlte selbstständige zuverlässige Männer (Vertrauensmänner) anzustellen. Diese Vertrauensmänner, an welche die Auswanderer von Hause aus durch eine besondere Empfehlungskarte adressirt werden, geben diesen — und zwar ohne Unterschied der Confession — auf Wunsch alle für ihren Zweck nothwendigen Informationen. Der Vertrauensmann empfängt die Auswanderer bei ihrer Ankunft auf dem Bahnhofe, geleitet sie in solide unter seiner Controle stehende Logirhäuser, überwacht ihre Einkäufe, vermittelt ihnen die Umwechslung ihres Geldes, führt sie zum Gottesdienst und geleitet sie an Bord des Schiffes. Die segensreiche Wirksamkeit der Vertrauensmänner, welche den Auswanderern alle Dienste unentgeltlich leisten müssen, ist von allen Seiten anerkannt. So hat z. B. der Vertrauensmann von Bremen, Herr Pastor Schlösser, von 1873 — dem Beginn seiner Thätigkeit —

bis zum Schluß des Jahres 1886 sich um 165,753 Schützlinge angenommen, für dieselben 1126mal Gottesdienst mit Predigt gehalten, 20,126 Briefe empfangen und beantwortet. Es wurden bei ihm deponirt oder unter seiner Aufsicht gewechselt 5,232,547 M. Im verflossenen Jahre wandten sich an ihn 13 401 Schützlinge. In ähnlicher Weise sind Vertrauensmänner in den übrigen Häfen thätig, deren Mitwirkung jedoch nicht in gleich hohem Grade in Anspruch genommen wurde.

Wer für das Wohl der Auswanderer Interesse hat, wird den Werth der religiösen Einwirkung, welche der St. Raphael-Verein im Einschiffungshafen ausübt, nicht unterschätzen. Wie von den Schiffscapitänen anerkannt wird, sind Auswanderer, die religiösen Ermahnungen zugänglich gewesen sind, auf dem Schiffe leichter zu behandeln. Ihr Verhalten pflegt keinen Anlaß zu Klagen zu geben. Behörden sowohl wie Dampfschifffahrtscompagnieen haben sich über die Wirksamkeit der Vertrauensmänner voll Anerkennung ausgesprochen. In Bremen ist es in allen den Auswanderern naheſtehenden Kreisen hinlänglich bekannt, welch' großes Ansehen der Vertrauensmann Herr Pastor Schlösser genießt und wie seine Rathschläge zur Besserung der Lage der Auswanderer schon mehrfach Berücksichtigung gefunden haben.

Die Behandlung der Auswanderer in den verschiedenen Hafenplätzen ist jetzt im Allgemeinen als eine nahezu zufriedenstellende zu bezeichnen. In erster Linie ist den Auswanderern Bremen zu empfehlen. Diese Binnenstadt ist für den unerfahrenen Ankömmling in sittlicher Beziehung verhältnißmäßig mit weniger Gefahren verbunden als die übrigen Hafenplätze. Die dortige Polizei führt strenge Controle über die Logirhäuser, und die Auswanderer erhalten für 2 M. 50 Pfg. pro Tag gute Kost und ein anständiges Logis.

In Hamburg sind die Verhältnisse weit ungünstiger. Es existiren daselbst noch 8 Logirhäuser, welche Doppelkojen haben. Hier erhält der Auswanderer dritter Klasse für den allerdings billigen Preis von 1 M. 50 Pfg. Quartier und Kost, aber statt einem vollständigen Bette muß er sich mit einer Matratze ohne Decke begnügen. Die größeren Logirhäuser haben ein förmliches Verkaufslokal eingerichtet, worin nicht nur wollene Decken und Eßgeschirre, sondern auch völlig entbehrliche Gegenstände, wie Insectenpulver, Seetropfen, Wein ꝛc. verkauft werden. Noch unvortheilhafter für den Auswanderer ist es,

daß der Logiswirth in Hamburg Geldwechsler, sogar der Passage-Vermittler ist. Da in Hamburg außer den zwei directen New-Yorker Linien noch 10 Agenturen für fremde Linien bestehen und diese Linien jedem Wirth, der bei ihnen Passagebillete löst, Provision vergüten, so suchen die Wirthe mit allen Mitteln die Auswanderer für sich zu gewinnen. Aus diesem Grunde reisen dieselben den Auswanderern oft bis nach der österreichischen Grenze entgegen. Bei meiner Anwesenheit im vergangenen Jahre zeigte mir einer dieser Hamburger Wirthe triumphirend ein Dutzend auf Bremen lautende Eisenbahn-Billete, welche er Auswanderern in Uelzen abgenommen und sie mit nach Hamburg geführt hatte. Die Provision auf die Ueberfahrtsbillete beträgt öfters 30—40 %. Eine größere Anzahl von Logirhäusern befindet sich in Hamburg leider in Straßen, woselbst öffentliche Häuser gelegen sind.

Die von dem Comité-Mitgliede Herrn Rechtsanwalt Dr. Lingens wiederholt im Reichstage geführten Klagen über die Mängel der Hamburger Auswanderer-Verhältnisse sind nicht unberücksichtigt geblieben. Das staatliche „Nachweisungs-Bureau für Auswanderer" war bisher der Hemmschuh für alle Besserungen gewesen. Nachdem aber im Anfang des Jahres 1884 gravirende Thatsachen gegen die Beamten desselben zu Tage getreten waren, wurden mit dem 1. Mai desselben Jahres sämmtliche Beamte zu Disposition gestellt und durch neue Kräfte ersetzt. Von dieser Zeit an sind die Logirhäuser öfters strenge revidirt worden. In Folge der gemachten Wahrnehmungen wurde bereits im Jahre 1885 „16 der weniger guten Häuser" die Befugniß zur Beherbergung der Auswanderer seitens der Behörden entzogen. Neuerdings haben letztere die Zahl der in den Schlafsälen zu beherbergenden Auswanderer genau fixirt, worüber die Wirthe nicht wenig ungehalten sind, und steht zu hoffen, daß bei dem obwaltenden guten Willen der Hamburger Behörden eine fernere Abstellung der geschilderten Uebelstände erwartet werden darf.

In Antwerpen hatte der Vertrauensmann des Vereins in den letzten 10 Jahren mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Außer einer directen Linie, existiren hier zahlreiche Agenturen für auswärtige Compagnien, zwischen denen große Concurrenz besteht. Da die Auswanderer vielfach betrogen wurden, so besorgte der Vertrauensmann Herr Würden die Ueberfahrtsbillete selbst, erregte aber dadurch natürlich den Zorn der Agenten in hohem Grade.

Im Einverständniß mit den vom Staate angestellten Beamten für die Auswanderung ließen sie ihn sogar arretiren und gerichtlich belangen. Doch wurde derselbe in Antwerpen, wie in der Appell-Instanz in Brüssel freigesprochen, da ihm nicht nachgewiesen werden konnte, daß er je einen Pfennig von dem Auswanderer zu seinen Gunsten sich zugewendet hatte. Der Zugang auf den Perron wurde Herrn Würden untersagt, während eine mehrfach wegen Betrugs bestrafte Auswanderer-Firma S. die erste Rolle spielte und leider auch heute noch das große Wort dort führt. Diese Verhältnisse haben sich allerdings jetzt gebessert. Herr Würden kann frei seines Amtes walten, — aber viele der Wirthe und Agenten bieten alles auf, damit die Passagiere nicht mit ihm in Berührung kommen. Die Auswanderer müssen bei der Wahl der Logirhäuser in Antwerpen sehr vorsichtig sein. Viele derselben — nahe der Eisenbahn — liegen in der Nähe von Tingeltangel-Locales und die polizeiliche Ueberwachung läßt sehr viel zu wünschen übrig. Aber gerade Antwerpen wird von den Auswanderern aus Mittel- und Süddeutschland in neuester Zeit ganz besonders bevorzugt. Die Ueberfahrtspreise auf den theilweise sehr guten Schiffen der Redstarlinie sind viel billiger (70 M.) und das Eisenbahnbillet für einen Auswanderer mit 100 Kilogramm Freigepäck beträgt von Köln nach Antwerpen nur 5 M. 20 Pfg., und von Aachen 2 M. 20 Pfg., während die Fahrt von diesen Städten nach den deutschen Seehäfen (z. B. Köln-Hamburg 18 M. 80 Pfg.) das 3- und 5fache beträgt. Es ist zu beklagen, daß die preußische Eisenbahnverwaltung zur Ermäßigung der Fahrpreise nach Bremen und Hamburg im Interesse der deutschen Dampfschifffahrts-Compagnieen sich nicht verstehen kann!

In Rotterdam schiffen sich vielfach Auswanderer aus der Rheingegend und aus Süddeutschland ein. Die Fahrt dahin per Dampfboot kostet von Mannheim aus incl. Frei-Gepäck nur 7 M. 50 Pfg. In Rotterdam befinden sich wohl einige gute Logirhäuser, doch muß den Auswanderern dringend anempfohlen werden, jedes fremde Anerbieten abzuweisen und nur solche Häuser zu besuchen, welche ihnen von der Schifffahrtscompagnie oder anderen zuverlässigen Personen empfohlen sind. Zudem sind einige Logirhäuser dicht neben öffentlichen Häusern gelegen. Die polizeiliche Ueberwachung dieser Logirhäuser ist eine sehr ungenügende. In Rotterdam besteht jetzt nur noch eine Schifffahrtslinie: die der Holländisch-Amerikanischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft, der die preußische Regierung die

Concession in Preußen wegen Beförderung militärpflichtiger Personen entzogen hat. Die Gesellschaft ist sonst solide, und wird die Behandlung auf ihren Schiffen gelobt. Doch hat es mich sehr überrascht, daß ihre Direction den Auswanderern deren Baarschaft Jahrelang zu dem hohen Course von 4 M. 30 Pfg., neuerdings zu 4 M. 25 Pfg. den Dollar umgewechselt hat.

In Havre, wo nur noch wenige deutsche Auswanderer sich einschiffen, befördert die Compagnie Transatlantique die meisten derselben direct bis vor das Seeschiff, so daß dermalen nur wenige deutsche Passagiere in Havre übernachten.

In Liverpool, woselbst in den letzten Jahren über 10,000 Deutsche sich einschifften, haben die Schifffahrts-Compagnieen die Verpflegungskosten der Auswanderer zu tragen; die Auswanderer-Logirhäuser werden von der Polizei in sittlicher, wie materieller Hinsicht streng überwacht. Die Auswanderer logiren in Boarding-houses, in denen keine geistigen Getränke verabreicht werden dürfen, eine Maßregel, die auch für die Continentalhäfen nachahmenswerth sein dürfte.

In London ist eine polizeiliche Controle der Auswanderer-logirhäuser sehr schwierig. Ueberhaupt ist die Reise über London und Liverpool den deutschen Auswanderern wegen der vielen damit verbundenen Mißhelligkeiten auf den Binnendampfern, den englischen Eisenbahnen ꝛc. nicht anzurathen.

Begleiten wir nun den Auswanderer auf das Seeschiff. Auch über diesen Punkt sind höchst unerquickliche Mittheilungen zu machen.

II.

Während des letzten Jahrhunderts und noch vor zwei Jahrzehnten vermietheten die Schiffseigenthümer das untere Deck ihres Schiffes an Agenten gegen Zahlung einer gewissen Summe für den von ihnen benutzten Raum. Die Agenten trafen nur die allernothwendigsten Einrichtungen zur Unterbringung der Passagiere; der Eigenthümer des Schiffes selbst hatte nicht das geringste Interesse an dem Wohlergehen derselben. Seine einzige Sorge war, daß er für den vermietheten Theil des Schiffes richtig bezahlt wurde. Die Zwischendecks-Passagiere hatten den Anordnungen des Eigners Folge zu leisten und waren seinen Geld-Interessen selbstverständig untergeordnet. Der Passagier konnte erst dann abreisen, wenn es dem Schiffseigenthümer beliebte und hatte auf dem Schiff kein

anderes Recht, als die ihm zugetheilten 10 oder 12 Quadratfuß einzunehmen. Er war für den Eigenthümer weniger als ein Ballen Waare und wurde mit weniger Sorgfalt behandelt, da, wenn er zu Grunde ging, Niemanden Erſatz zu leiſten war. Die Agenten ſuchten nur ein gutes Geſchäft zu machen und ſandten deshalb ſo viel Paſſagiere an Bord, als ſie zuſammentreiben konnten, ohne Rückſicht auf die Räumlichkeit des Zwiſchendecks, auf die Anzahl der Betten oder die Trennung der Geſchlechter. Wenn ſelbſt doppelt ſo viel Paſſagiere auf ein Schiff gebracht wurden, als es Raum hatte, ſo konnten die Auswanderer ſich doch bei Niemand beſchweren. Die Agenten thaten, was ihnen beliebte. Ein Schiff, das nicht gut und ſicher genug war, um Güter zu transportiren, wurde nichts deſtoweniger zum Perſonentransport benutzt. So gingen beiſpielsweiſe von den der canadiſchen Bauholz-Handels-Compagnie gehörigen Schiffen 17 in einem einzigen Jahre im Golf von St. Lorenz zu Grunde, wobei mehr als 700 Menſchen ihr Leben verloren. Das untere Deck eines Auswandererſchiffes vor 1819 war nicht beſſer als ein Sklavenſchiff. Ein Zwiſchendeck von 6 Fuß Höhe galt als Ausnahme; die gewöhnliche Höhe betrug 4 oder 5 Fuß und das untere oder Orlogdeck, wo gleichfalls Auswanderer einlogirt wurden, war nicht beſſer als eine Höhle zum Unterbringen von Thieren.

Wie viele Leiden und Bedrängniſſe eine Seereiſe unter ſolchen Umſtänden für die Auswanderer mit ſich brachte, läßt ſich kaum beſchreiben.

Hier glaube ich vor allem Herrn Pfarrer Mittelberger das Wort geben zu müſſen. „Während der Seefahrt aber“, ſo erzählt er, „entſteht in den Schiffen ein jammervolles Elend, Geſtank, Dampf, Grauen, Erbrechen, mancherlei Seekrankheiten, Fieber, Ruhr, Kopfweh, Hitzen, Verſtopfungen des Leibes, Geſchwulſten, Scharbock, Krebs, Mundfäule u. dergl., welches alles von alten, ſehr ſcharf geſalzenen Speiſen und Fleiſch, auch von dem ſehr ſchlimmen und wüſten Waſſer herrühret, wodurch viele elendiglich verderben und ſterben.

„Dazu kommt ferner Mangel der Lebensmittel, Hunger, Durſt, Froſt, Hitze, Angſt, Noth, Anfechtung und Wehklagen, nebſt anderem Ungemach, daß s. v. die Läuſe öfters, ſonderheitlich bei den kranken Leuten, ſo entſetzlich überhand nehmen, daß man ſolche am Leibe abſtreifen kann. Dieſer Jammer ſteiget alsdann aufs höchſte, wenn man noch zwei bis drei Tag und Nacht Sturm ausſtehen muß, dabei Jedermann glaubet, daß das Schiff ſammt den Menſchen werde zu

Grunde gehen. In ſolcher Noth betet und ſchreit das Volk erbärmlich zuſammen.

„Wann in einem ſolchen Sturm das Meer wüthet und wallet, daß auch öfters die Wellen wie hohe Berge übereinander daherſteigen und über das Schiff fallen, daß man glaubt, ſammt dem Schiffe zu verſinken, wobei das Schiff von dem Sturm und Wellen alle Augenblicke von einer Seite zur anderen ſchlägt, daß Niemand im Schiffe weder gehen, ſitzen noch liegen kann, und die ſo eng zuſammen gepackten Leute in den Bettſtatten dadurch übereinander geworfen werden, Kranke, wie Geſunde — ſo kann man ſich leicht vorſtellen, daß ſolcherlei harte Zufälle, die ſich keiner von dieſen Leuten vermuthet hat, nothwendiger Weiſe viele von denſelben ſo hart mitnehmen, daß ſie es nicht überſtehen.“

„Dieſen elenden Leuten“, ſo erzählt Mittelberger weiter, „iſt es öfters nach Troſt ſehr bange. Ich habe, wenn Wind und Wellen es zugelaſſen, täglich Betſtunden mit ihnen oben auf dem Schiff gehalten, auch alle Sonntage mit Vorleſung der Predigt Gottesdienſt gehalten.“

Daß unter dieſen Verhältniſſen ſich Krankheiten und zahlreiche Todesfälle einſtellen mußten, iſt wahrhaftig nicht zu verwundern. So berichtet z. B. Herr Pfarrer Kunze in einer vor der Deutſchen Geſellſchaft in Philadelphia 1780 gehaltenen Rede, daß von 900 Perſonen, die in Holland eingeſchifft wurden, 400 unterwegs geſtorben ſeien. Johann Georg Jungmann, ein Herrnhuter Miſſionär, der aus Hoggenheim 1731 nach Amerika reiſte, erzählt, daß der Capitän ſchließlich gar keine Nahrung mehr verabreichen ließ und Mäuſe und Ratten als Leckerbiſſen betrachtet wurden. Der Capitän ſei der Anſicht geweſen, daß die Paſſagiere viel Werthſachen mit ſich führten, und hätte dieſelben auszuhungern geſucht. Er erreichte ſeinen Zweck, indem von 156 mitgenommenen Paſſagieren nur 48 in Amerika landeten. Es war etwas ganz gewöhnliches, daß der Capitän, um einer Hungersnoth vorzubeugen, vom Tage der Abfahrt an nur halbe und ſpäter gar nur viertel Rationen austheilen ließ. Ein armer Mann, der aus der Vorrathskammer ein Stück Brod für ſein hungerndes Kind nahm, wurde zu Tode gepeitſcht und ins Meer geworfen. Ein anderer Capitän lief in England ein und verkaufte 40 kräftige Paſſagiere als Rekruten an engliſche Werbeoffiziere. Das Schiffsfieber richtete die gräßlichſten Verheerungen unter den ausgehungerten Paſſagieren an. Die Ueberlebenden glichen mehr

wandelnden Skeletten als Menschen. Auf dem im Jahr 1817 in Philadelphia einlaufenden Schiffe „Hope", Capitän Klein, waren mit Ausnahme des Capitäns und des Steuermanns sämmtliche Passagiere erkrankt. Ein unglücklicher Auswanderer starb unterwegs vor Durst; seinem fußfällig flehenden Weibe verweigerte der Untersteuermann ein Glas Wasser für ihren Mann, der vor ihren Augen todt hinsank.

„Wir sahen nie in unserem Leben", berichtet der Ausschuß der Deutschen Gesellschaft in Philadelphia nach seinem Besuche auf diesem Schiffe, „erbärmlicher und jammervoller aussehende Menschen. Entnervt und fahl schlichen sie umher, das Feuer ihrer Augen war erloschen, ihre Gesichter waren bleich und spitz, wir glaubten aus dem Grabe auferstandene Leichen vor uns zu sehen."

Das Schiff „April", Capitän de Grot, das im Jahre 1818 in Philadelphia ankam, bot nur für 400 Personen Raum, hatte aber über 1200 engagirt; davon starben 115 noch im Hafen von Amsterdam, 300 im Spital. Noch ehe das Schiff den Kanal erreichte, wurden die Auswanderer auf halbe Rationen gesetzt. Statt in Philadelphia lief der Capitän in New-Castle im Staate Delaware, also in einem Sklavenstaate, ein und verkaufte seine Fracht wie Sklaven. Glücklicherweise hörte die Deutsche Gesellschaft in Philadelphia noch rechtzeitig von dem Unfug und machte ihm schnell ein Ende.

Diese Ungeheuerlichkeiten hörten nicht eher auf, bis die Vereinigten Staaten die Einwanderer wenigstens einigermaßen unter gesetzlichen Schutz stellten. Vor allem wurde durch das Gesetz vom 2. März 1819 der Verkauf der Einwanderer in zeitweise Knechtschaft untersagt und ferner vorgeschrieben, daß für je 5 Tonnen Schiffsinhalt nur 2 Passagiere genommen werden dürften. Trotzdem war die Sterblichkeit auf den Schiffen doch noch eine sehr erhebliche. Im Sommer 1847, nach der großen Hungersnoth in Irland, wurden 98,805 arme Iren nach Canada verschifft; von diesen starben unterwegs und kurz nach der Ankunft 20,365. Damals betrug die Zahl der Kranken auf amerikanischen Schiffen $9^2/_5$, auf englischen 30 %. Rühmend muß erwähnt werden, daß auf Hamburger oder Bremer Schiffen fast nie das Schiffsfieber auftrat, oder über Mangel an Nahrung geklagt wurde.

In Europa hat vor 1830 keine Regierung gesetzliche Bestimmungen zu Gunsten der Auswanderer getroffen. In diesem Jahre erließ die freie Hansastadt Bremen, der Hamburg folgte, das

erste Regulativ zum Schutze der Auswanderer. Ebenso waren die Bremer Behörden die ersten, welche verfügten, daß an die Schiffspassagiere gekochte Speisen verabreicht werden müßten. Im gleichen Jahre begann man die ersten Schiffe zu dem speziellen Zwecke der Beförderung von Passagieren zu bauen. Anfangs der 50er Jahre wurde auf den französischen und englischen Schiffen in dem Ueberfahrtspreis die Beköstigung mit einbegriffen. In neuester Zeit ist nur das Hamburger Segelschiff „Leibnitz" zu verzeichnen, welches während der Seereise eine größere Anzahl von Passagieren verloren hat. Als dieses Schiff am 11. Januar 1861 in New-York eintraf, waren von den in Hamburg eingeschifften 544 Passagieren unterwegs 108 in Folge schlechter Ventilation und unzureichender Nahrung gestorben. Es ist dies meines Wissens der letzte Fall, daß ein so großer Prozentsatz von Auswanderern auf der See ihr Leben einbüßen mußte. Eine weitere Verbesserung der Lage der Auswanderer trat mit dem Jahre 1850 ein, seitdem Dampfschiffe ihren Transport vermittelten. In den letzten 20 Jahren haben Segelschiffe eine größere Anzahl von Auswanderern nicht mehr befördert.

Immerhin blieb die Lage der Zwischendeckspassagiere noch eine sehr traurige. Sie hatten in den überfüllten Zwischendecken nicht blos körperlich zu leiden, sondern wurden auch in ihrem sittlichen Bewußtsein aufs tiefste gekränkt. Die von den einzelnen seefahrenden Nationen erlassenen Verordnungen enthielten über die Trennung der Geschlechter nur ganz unzureichende Bestimmungen, auch fehlte es an einer Controle, so daß es meistens von dem guten Willen der Capitäne abhing, ob sie die Geschlechter trennen wollten, oder nicht. Es sind dieses

1. das französische Gesetz vom 5. März 1861;
2. die Hamburger Verordnung vom 20. April 1868;
3. das holländische Gesetz vom 15. April 1869;
4. das Bremer vom 3. October 1870;
5. das belgische Gesetz vom 15. Dezember 1876.

Nur England hatte durch seinen Passenger-Amendement-Akt vom 14. August 1855 in Art. 22 eine die sittliche Wohlfahrt der Auswanderer sichernde Bestimmung getroffen, nämlich „auf jedem Passagierschiff sollen alle männlichen unverheiratheten Passagiere, welche über 14 Jahre alt sind, im Vordertheil des Zwischendecks in einem besonderen Raum, welcher in keiner Verbindung mit dem Zwischendeck steht, untergebracht werden ꝛc." Strenge Strafen ahndeten die

Uebertretung dieser Bestimmung. Nach diesem Gesetz sind auch die englischen Schiffe gebaut. Die Bettstellen sind nur auf beiden Seiten des Schiffes in für sich geschlossenen Abtheilungen von 16 – 24 Stück angebracht. In der Mitte des Schiffes, woselbst die Auswanderer sich tagsüber aufhalten und ihre Mahlzeiten einnehmen, sind Tische und Bänke vorhanden. Ich hatte Gelegenheit mich in Liverpool, wie auch auf einer Seereise zu überzeugen, daß gemäß dieser Gesetzesbestimmung die Trennung der Geschlechter auf englischen Schiffen streng durchgeführt ist. Die von Antwerpen und Hamburg ꝛc. nach Hull fahrenden Dampfer fallen leider nicht unter dieses Gesetz, und herrschen auf diesen Schiffen noch immer sittengefährdende Zustände.

Ueberhaupt erscheinen die Schiffe, welche aus den Continentalhäfen auslaufen, in einem weniger günstigen Lichte. Während meines Aufenthaltes von 1861—1868 in Havre de Grace traf ich mit einigen von einem französischen Schiff aufgefischten Passagieren des im Mai 1865 von Antwerpen ausgelaufenen und auf offener See verbrannten amerikanischen Auswandererschiffs „W. Nelson" zusammen (438 Passagiere verloren bei dieser Katastrophe das Leben). „Wir mußten", so erzählten uns die Unglücklichen, „manchmal bis zu 7 Personen in einer Lagerstatt zusammenliegen, ohne jede Rücksicht auf Alter und Geschlecht. Es ist nicht schade für Einige," versicherte mir ein älterer verheiratheter Mann aus Elberfeld, „daß der Abgrund des Meeres sie verschlungen hat, denn sie verdienten es nicht besser, so wüste, lasterhafte Gesellen waren sie." Auf die mangelhafte Verpflegung, die brutale Behandlung, die Backen- und Faustschläge, welchen diese Auswanderer ausgesetzt waren, sei nur nebenbei hingewiesen.

Auf den deutschen Schiffen sah es in dieser Beziehung nicht besser aus. Ich ziehe es vor, aus meinem reichhaltigen Material nicht zu viele Details über diesen unerquicklichen Punkt mitzutheilen. Was ich aus den mir zu Gebote stehenden Zeugnissen aus den 60—70er Jahren berichten könnte, finde ich trefflich wiedergegeben in der Beschreibung des Lebens in dem Zwischendeck des Hamburger Dampfers „Saxonia", welche uns Leopold Kist in seinem interessanten Buche: „Amerikanisches", anläßlich seiner 1868 nach New-York unternommenen Reise, entworfen hat. Er schreibt: „Ein schweres Stück Arbeit, — bei der mir das Herz blutet und die Haare sich sträuben. Es ist schwer zu schildern, wie es im Zwischendeck in moralischer oder, besser gesagt, in immoralischer Beziehung zugeht. Das himmel-

schreiende Leben und Treiben im Zwischendeck wurde zwar schon öffentlich in Zeitungen und Parlamenten besprochen, allein es ist doch noch zu wenig bekannt und sollte allgemein bekannt werden, besonders wenn man berücksichtigt, daß Tausende jährlich sich darum verleiten lassen, im Zwischendeck nach Amerika zu reisen, weil sie von den näheren Verhältnissen dort kaum eine Ahnung haben. Die Zwischendecks-Passagiere sind nach dem Geschlechte nicht gesondert, sondern männliche und weibliche Personen werden nebeneinander und übereinander nach den fortlaufenden Nummern ihrer Karte in die Lagerstätten placirt. Wer fühlt nicht diesen schreienden Verstoß gegen alles Anstands- und Schicklichkeitsgefühl! In jeder Lagerstätte müssen zwei Personen hart nebeneinander liegen. Die oberen Schlafstätten sind 4 Fuß von den unteren entfernt und 6 Fuß über dem Boden angebracht. Ohne Staffelei oder kleine Leiter müssen diejenigen, die auf der oberen Galerie einquartirt sind, auf ihre Pritschen klettern, turnen, sich schwingen und ebenso wieder auf den Boden herabsteigen. Es wäre sehr leicht, eine Trennung der Geschlechter durchzuführen, wenn man die eine Hälfte des Zwischendecks, die von der andern durch eine eiserne Wand und eiserne Thüren getrennt ist, dem weiblichen und die andere dem männlichen Geschlechte anweisen würde. Allein nein! satanische Bosheit will es so, daß beide Geschlechter zusammenwohnen und schlafen!

„Selbst im Heidenthum würde man diese Einrichtung für höchst unschicklich und alle Schranken des Anstandes und Schamgefühls verletzend angesehen und niemals geduldet haben. Bei Tag und bei Nacht werden im Zwischendeck, unter Deck und auf dem Deck, die obscönsten Reden geführt, die schmutzigsten Lieder gesungen, die gemeinsten Gassenhauer losgelassen, die schrecklichsten Gotteslästerungen ausgestoßen, die furchtbarsten Flüche gethan, die schamlosesten Bilder gezeigt. Bei Tag und Nacht kommen die ärgsten Excesse gegen das sechste Gebot vor. Die jüngeren Bursche, die frechen Dirnen und die ergrauten Sünder erlauben sich alles. Stets sind etliche jener verabscheuungswürdigen Creaturen an Bord, die den Schauplatz ihres Lasterlebens von Berlin, Hamburg, Altona ꝛc. in die Seestädte Amerika's verlegen und dasselbe auf dem Schiff ohne Unterbrechung fortsetzen. Niemand wehrt, mahnt, warnt, und wehe dem, der es wagen sollte, ein Wort der Mißbilligung, des Tadels, der Rüge und der Vorstellung fallen zu lassen; er würde von dem ganzen Troß verspottet und verhöhnt. Niemand, kein Capitän, kein Offizier, kein

Matrose, sieht auf Zucht und Ordnung oder schreitet ein, selbst dann nicht, wenn in flagranteſter Weiſe Aergerniß gegeben wird. Und zwiſchen dieſen buhleriſchen, ausgeſchämten, thieriſchen Menſchen tummeln ſich Kinder und ſehen und hören dieſen entſetzlichen Skandal! Des Nachts brennen trübe Lichter in noch trüberen Laternen, die von der Decke herabhängen, den grauenhaften Raum erhellen und Scenen beleuchten, die zu dem Entſetzlichſten gehören, was unter getauften Menſchen an's Licht treten kann. . . . . .

„Unzählige Perſonen werden im Zwiſchendeck um Unſchuld und Tugend gebracht und in's Verderben geſtürzt.

„Durch Trennung der Geſchlechter allein wäre zwar noch nicht gründlich geholfen, allein dennoch iſt dieſe, und gerade dieſe, die erſte Bedingung der Beſſerung."

Hierzu vergleiche man nachſtehende Sätze aus dem offiziellen Berichte über die Reiſe der öſterreichiſchen Fregatte „Novara" um die Erde 1857—1859 (Band II der Volksausgabe S. 247—251):

„Die für die Auswanderer beſtimmten Räume auf deutſchen Auswandererſchiffen nach Auſtralien entbehren jeder Ventilation; die Luft in denſelben war äußerſt drückend und geſundheitsgefährlich, dabei hatte das auf den Schiffen eingeführte Syſtem der Vertheilung der Schlafſtellen die empörendſte Unſittlichkeit zur Folge. Es war nicht die geringſte Vorkehrung für die Sonderung der Geſchlechter getroffen, männlich und weiblich, alt und jung, ledig und verheirathet, alles lebte und ſchlief im nämlichen Raum zuſammen."

Der Raphael-Verein hatte es ſich von Anfang ſeines Beſtehens zur Aufgabe geſtellt, durch perſönliche und ſchriftliche Vorſtellungen bei den betreffenden Regierungen und Dampfſchiffscompagnieen eine Trennung der Geſchlechter herbeizuführen. Durch die Bremer und Hamburger Verordnungen vom 3. Oct. 1870 und 20. April 1868 iſt zwar Fürſorge in dieſer Beziehung getroffen worden. Doch bleiben die Vorſchriften noch immer ungenügend bis auf den heutigen Tag. Einzelne reiſende Mädchen und junge Männer werden wohl in beſonderen Abtheilungen, welche aber in Verbindung mit den übrigen Theilen des Zwiſchendecks ſtehen, untergebracht, doch werden dieſe zwei genannten Kategorien nicht gegen ihren Willen von ihren Bekannten und Landsleuten getrennt. Die Folge davon iſt, daß junge erwachſene Mädchen, welche zu einer Familie oder Landsmannſchaft gehören,

neben oder über jungen Männern logirt werden, welche einer Familie aus irgend einer anderen Gegend angehören; das Ungehörige hieran liegt auf der Hand. Während meiner Fahrt, welche ich im August 1883 auf dem Bremer Lloyddampfer „Werra" machte, habe ich die traurige Lage der Zwischendecks-Passagiere durch eigenen Augenschein kennen gelernt. Es befanden sich 849 Passagiere im Zwischendeck, dessen Raum bis auf das letzte Plätzchen angefüllt war. Die Bettstellen waren, wie oben angegeben, vertheilt. Der Verkehr zwischen den weiblichen Passagieren und Matrosen, Maschinisten und Kohlenziehern war nicht untersagt. In Folge dessen kamen manche Verstöße gegen die Sittlichkeit vor. Besonderes Mitleid erregten die Frauen, welche, oft mit zahlreichen Kindern, ihren bereits in Amerika sich befindlichen Männern nachreisten. Waren sie seekrank, so blieben sie oft Tagelang ohne Nahrung, da sie ihre Lagerstatt nicht verlassen und die rauhe Schiffskost nicht genießen konnten. Die ganze Bedienung bestand aus 3 oder 4 Stuarts (Matrosen). Erst neuerdings ist es den Bemühungen des Raphael-Vereins gelungen, die Anstellung einer Frau durchzusetzen. In dem Zwischendeck der Bremer Lloyd- sowie der Hamburger Packet-Actiengesellschafts-Dampfer sind nur ausnahmsweise Tische und Bänke angebracht, so daß die Reisenden ihre Mahlzeit, wenn nicht im Bette kauernd, auf dem Verdeck einnehmen müssen. Hingegen ist auf den belgischen und holländischen Schiffen das Zwischendeck wie in England in Compertements mit einer bestimmten Zahl von Betten, Tischen und Bänken eingetheilt.

Hoffentlich werden die von dem Raphael-Verein den deutschen Dampfschifffahrts-Gesellschaften gemachten Vorschläge zur Verbesserung der Lage der Zwischendecks-Passagiere, welche im 12. und 15. Heft der Deutschen Colonial-Zeitung von 1886 abgedruckt sind, doch noch durchdringen. Das in Hamburg in Vorbereitung befindliche neue Auswanderer-Gesetz enthält in dieser Hinsicht sehr dankenswerthe Bestimmungen. Sind diese einmal praktisch durchgeführt, dann werden die Hamburger Schiffe den Zwischendecks-Passagieren ganz besonders zu empfehlen sein.

III.

Es erübrigt noch über die Lage der Auswanderer nach ihrer Ankunft in Amerika zu sprechen. Auch über diesen Punkt weiß uns das vorige Jahrhundert nur Düsteres zu berichten. „Wenn nun", so drückt sich ein zuverlässiger Gewährsmann aus, „nach langer beschwerlicher Reise das erste Vorgebirge Amerika's zu erblicken ist,

welches die Leute so lange sehnlichst zu sehen gewünscht haben, kriechet alles auf das Verdeck, um das Land zu schauen. Man weint vor Freude, betet und dankt dem lieben Gott. Das Anschauen des Landes macht das Volk, besonders die Kranken und Halbtodten, wieder lebendig. Und wollen die Leute all' ihr Elend noch vollends mit Geduld ertragen, wenn sie nur bald glücklich in der neuen Welt landen dürfen." Die Freude der Armen sollte aber nur von kurzer Dauer sein. Waren die Schiffe in Philadelphia oder New-York angekommen, so ließ man nur diejenigen aussteigen, welche ihre Seefracht bezahlt hatten oder gute Bürgen dafür stellen konnten. Die Uebrigen waren genöthigt, so lange auf dem Schiffe zu verharren, bis sich ein Käufer einstellte, der durch Erlegung des Fahrpreises die Fesseln löste. Natürlich wurden die Gesunden zuerst losgekauft, die Kranken mußten oft wochenlang noch auf dem Schiffe verweilen und mancher von ihnen wäre wohl mit dem Leben davongekommen, wenn sich rechtzeitig ein Käufer gefunden hätte, um ihn aus seinem Elend zu befreien. Der Fahrpreis für eine Person belief sich in jener Zeit auf 14—17 Louisd'or. Nach Ankunft des Schiffes erschienen Pflanzer, oft aus einer Entfernung von 20—30 Stunden, und suchten sich unter den Passagieren die für ihre Zwecke tauglichsten Personen aus. Nachdem man handelseinig geworden, wurde contractlich festgestellt, wie lange jeder für Erlegung der rückständigen Seefracht Dienste zu leisten hatte. Erwachsene Personen mußten sich in der Regel auf 3—6 Jahre verpflichten lassen. Manche Eltern waren genöthigt, ihre eigenen Kinder zu verhandeln und sahen dieselben oft zeitlebens nicht mehr. War während der Seereise ein Ehegatte gestorben, so mußte der überlebende Theil nicht allein für sich, sondern auch für den Verstorbenen die Ueberfahrt bezahlen oder abdienen. Büßten die Eltern auf dem Meere das Leben ein, so wurden mittellose Kinder genöthigt, für den Fahrpreis für sich und ihre Eltern dadurch aufzukommen, daß sie, wenn sie noch jung waren, bis zum 21. Jahre Dienste leisteten. Fand ein solcher lediger Dienstbote Gelegenheit zu einer Heirath, so mußte er für jedes rückständige Dienstjahr 30—36 fl. erlegen. Wer seinem Herrn entlief und einen Monat fern blieb, mußte 6 Monate nachdienen. Wer einen solchen Deserteur zurückbrachte, erhielt eine gute Belohnung. Wollte der Herr einen Entlaufenen nicht länger behalten, so konnte er ihn für die Dauer der rückständigen Dienstjahre an einen anderen Herrn verkaufen.

Näheres über dieſe Verhältniſſe findet man in den Publikationen des ſchwediſchen Reiſenden Peter Kall, der im Jahre 1748 in Philadelphia landete, ſowie in denen des berühmten militäriſchen Schriftſtellers v. Bülow, der 1791 Amerika beſuchte.

Wie bereits erwähnt, wandten ſich die deutſchen Einwanderer im vorigen Jahrhundert hauptſächlich nach der Provinz Pennſylvanien. Erſchrocken über dieſe Zuſtrömung von halbverwilderten Deutſchen ſprachen ſich die geſetzgebenden Körper gegen die fernere Importation aus. Man ſtellte den Einwanderer auf gleiche Stufe mit einem überführten Verbrecher und forderte von ihm dieſelbe Steuer wie von einem Neger, nämlich 40 Schillinge, während ein Inländer nur 20 zu zahlen hatte. Das Schickſal der eingewanderten Deutſchen wurde erſt erträglicher, nachdem im Jahre 1764 in Philadelphia und 1784 in New-York ſich eine „Deutſche Geſellſchaft“ gebildet hatte. Beide wetteiferten und wetteifern noch heute miteinander in Bethätigung landsmänniſcher Fürſorge. Ihr Wirken iſt für die Einwanderer von den ſegensreichſten Folgen geweſen. Die Deutſche Geſellſchaft von Philadelphia ſetzte nach vielfachen Bemühungen im Jahr 1785 endlich durch, daß alle Deutſchen, die für ihre Ueberfahrt zu dienen hatten, ihren Contract mit den Dienſtherren vor einem deutſchſprechenden Beamten abſchließen durften. Während im vorigen Jahrhundert die Deutſche Geſellſchaft von Philadelphia, wohin ſich der Menſchenſtrom damals ergoß, durch ihre Bedeutung hervorragte, entfaltet in unſerem Jahrhundert die New-Yorker Geſellſchaft die regſamſte Thätigkeit.

Auch in New-York waren Uebelſtände in Hülle und Fülle vorhanden. Sobald ein Emigrantenſchiff eingelaufen war, wurde dasſelbe von einem Schwarm von Runners (Litzer) belagert. Gelang es ihnen nicht die Auswanderer für ſich zu gewinnen, ſo bemächtigten ſie ſich ihres Gepäckes und zwangen die Leute auf dieſe Weiſe, ihnen zu den Einwanderer-Logiswirthen zu folgen, in deren Dienſten ſie ſtanden. Die Wirthe veranlaßten die hilfloſen Ankömmlinge mehrere Tage in ihren Häuſern zu verweilen, ließen ſich zwei und dreimal mehr bezahlen, als recht und billig war, und hielten im Falle der Zahlungsunfähigkeit ihr Gepäck zurück. Außer einer Proviſion per Kopf empfingen die Runners noch einen Theil von der dem Auswanderer abgeſchwindelten Summe. Eine ausführliche Schilderung dieſer Betrügereien — hin und wieder von deutſchen Landsleuten begangen — findet man in Friedrich Kapp's Geſchichte vom „Staate

New-York." Diesem interessanten Buch, sowie der „Geschichte der Deutschen Einwanderung in Nord-Amerika" von demselben Verfasser verdanke ich mehrere der von mir gemachten Mittheilungen.

In den Jahren 1845—47 hatten diese fortgesetzten Betrügereien solche Dimensionen angenommen, daß sie allgemeine Entrüstung hervorriefen. In Folge dessen wurde vom Staate New-York durch Gesetz vom 5. Mai 1847 der Board of the Commissioners of Emigration gegründet. Die segensreiche Wirksamkeit dieser Schutzbehörde, in welcher stets einige angesehene Deutsche als Mitglieder bis auf den heutigen Tag fungiren, ist von solcher Ausdehnung, daß ich mich auf einige kurze Andeutungen beschränken muß.

Nachdem der erste Präsident dieser Commissioners, Herr Havermeyer, bereits nach 8 Monaten sein Amt niedergelegt hatte, wurde am 1. März 1848 Herr Verplanck zum Präsidenten erwählt, der über 20 Jahre mit der größten Hingebung seines Amtes waltete. Die Commissioners konnten aber erst dann Erfolg erzielen, nachdem sie durch ein Gesetz vom 5. April 1848 von den Behörden bevollmächtigt worden waren, das alte Fort, am Fuße der Manhattan-Insel, unter dem Namen von Castle Garden bekannt, anzukaufen. Alle Auswandererschiffe mußten vom 1. August 1848 an hier landen. Bis Ende dieses Jahres wurden hier auf 250 Schiffen 51,114 Passagiere ohne jeden Unfall an's Land gesetzt. Dergestalt waren die Auswanderer mit einem Schlage von ihren Blutsaugern, den Runners, befreit. Ueberhaupt haben sich die vortrefflichen Einrichtungen in Castle Garden zum Wohle der Einwanderer trefflich bewährt. Sobald die Einwanderer ausgeschifft sind und Castle Garden betreten haben, passieren sie einen engen Durchgang und werden einzeln mit Namen, Nationalität und Bestimmungsort in ein besonderes Buch eingetragen. Schon in Castle Garden können sie Eisenbahn-Billete ohne Zuschlag nach allen Punkten der Vereinigten Staaten und Canada kaufen und ihre Werthsachen gegen amerikanisches Geld billig umtauschen. Ferner werden ihnen die für sie eingelaufenen Briefe behändigt und auf Wunsch unentgeltlich Briefe in allen europäischen Sprachen geschrieben. Auch werden sie den Verwandten, welche auf sie warten, zugeführt; diejenigen aber, welche in New-York bleiben wollen, werden von Logiswirthen in Empfang genommen, die unter Controle der Commissioners stehen. Das Arbeits-Vermittelungsbureau weist den Ankömmlingen unentgeltlich geeignete Be-

schäftigung nach und wurde z. B. im Jahre 1868: 31,143 Auswanderern lohnende Arbeit verschafft. Mittellose Einwanderer, die keine Arbeit finden oder krank sind, werden vorläufig in den zum Besten der Einwanderer errichteten Gebäuden auf Ward-Island untergebracht. Diese Insel — ungefähr 200 Acres groß — liegt der 110. Straße von New-York gegenüber. In den Hospitälern von Ward-Island sind in den Jahren 1847—1870 207,862 Einwanderer, 9000 jährlich, unentgeltlich verpflegt worden. Die Verpflegungskosten sowie die Mittel zur Errichtung der Gebäude selbst sind durch das Kopfgeld, welches von jedem Einwanderer in der Höhe von ½—1 Dollar erhoben wird, beschafft worden. Im Jahre 1883 habe ich in Begleitung des Ersten deutschen Beamten von Castle Garden Ward-Island besucht und kann ich mich nicht lobend genug über die dort getroffenen Einrichtungen aussprechen. Leider hat sich seitdem in New-York vieles verändert; in Folge der traurigen amerikanischen Parteipolitik sind diese großartigen Schöpfungen fast nutzlos für die Einwanderer geworden. Die Gärten und Aecker liegen brach, die Werkstätten sind bis auf 2 geschlossen, so daß die Zahl der Insassen in Ward-Island im Jahre 1886 nur noch 168 betrug. Das deutsche New-Yorker Sonntags-Journal vom 26. September und 3. Oktober 1886 hat über die in Castle Garden herrschenden Mißstände einige Aufsehen erregende Artikel gebracht. Es wird darin ausgeführt, daß die Einwanderer dort für Lebensmittel und Eisenbahnbillete viel zu hohe Preise und die dort concessionirten Wirthe und Eisenbahn-Compagnien beträchtliche Abgaben entrichten müssen. Die Commissioners selbst hielten sich durch ihre bestochenen im Senat sitzenden Freunde in Amt und Würden. Es wäre immerhin aber sehr zu beklagen, wenn die Castle Garden-Institution ganz aufhören würde. Allen Auswanderern, deren Reiseziel in den Vereinigten Staaten selbst liegt, muß dringend gerathen werden, von Castle Garden aus direkt nach ihrem Bestimmungsort zu reisen. Sind nämlich die Einwanderer in New-York in ein Logishaus eingekehrt, so werden es viele derselben nicht ungerupft verlassen. Noch immer bergen viele der in verrufenen Straßen gelegenen Logishäuser die größten Gefahren sowohl in materieller wie auch moralischer Beziehung. Dagegen steht das lutherische Emigrantenhaus Stateſtreet, welches etwa 10,000 Passagiere jährlich beherbergt, unter solider Verwaltung. Hoffentlich wird es dem New-Yorker Zweige des Raphael-Vereins in nicht ferner Zukunft gelingen, ein Emigrantenhaus zu gründen,

welches zunächst den deutschen Mädchen ein anständiges Unterkommen gewährt, bis sie einen geeigneten Dienst gefunden haben.

Uebrigens besteht die überwiegende Mehrheit der deutschen Auswanderer nicht, wie man anzunehmen versucht ist, aus Armen. Herr Major Charles F. Ulrich veröffentlichte kürzlich im Auftrage der New-Yorker Staatseinwanderungsbehörde ein Exposé, aus welchem hervorgeht, daß von den in den letzten 5 Jahren in Castle Garden gelandeten 2 Millionen Einwanderern nur 6000 als „Paupers" zurückgesandt wurden. Das von den übrigen mitgebrachte Vermögen belief sich auf nicht weniger als 150 Millionen Dollars; an Ueberland-Transportationskosten zahlten dieselben in New-York mindestens 40 Millionen Dollars.

* * *

Ob und welche Nachtheile die deutsche Auswanderung für unser Vaterland nach sich ziehe, haben wir hier nicht zu untersuchen. Wohl aber dürfte es Aufgabe der Regierung sein, eine solche Prüfung anzustellen und zur Beseitigung jener Mißstände wirksam einzutreten, welche den Landeskindern ihr eigenes Vaterland entbehrlich oder selbst mißleidig machen. So lange aber deutsche Landsleute in so großer Anzahl wie bisher im Ausland ihr Heil suchen, und die Staaten noch immer nicht hinreichend für deren materielles und sittliches Wohl durch die gesetzlichen Organe Fürsorge treffen, ist es Aufgabe der Männer und Vereine, welchen das Wohl und Wehe der auswandernden Menschenklassen am Herzen liegt, mit diesen beiden Thatsachen zu rechnen.

Was für Besserung der Lage der Auswanderer in den Hafenplätzen und während der Seereise in sittlicher und materieller Hinsicht geschehen ist und noch zu geschehen hat, daß es ferner der Mühe werth ist, sich um das Schicksal der Auswanderer nach ihrer Ankunft in Amerika zu bekümmern, das habe ich zu schildern gesucht. Welcher Edeldenkende wollte hier nicht mithelfen? Erfreulich ist, daß nach dem Vorgange des Raphael-Vereins auch der Colonialverein in Frankfurt a. M. durch Gründung eines Nachweise- und Auskunftsbureaus sich der auswandernden Landsleute annehmen will. Leider herrscht aber in den Regierungskreisen die meiner Ansicht nach durchaus irrige Auffassung, daß die zum Schutze der Auswanderer gestifteten Vereine schon durch ihr Bestehen zur Förderung

der Auswanderung beitrgen. Diesem Umstande ist es wohl zu verdanken, daß der Raphael-Verein im Jahre 1882 auf Grund des § 10 des Gesetzes vom 7. Mai 1853 in Preußen vor Gericht gestellt wurde, weil eine Auskunftsertheilung an Auswanderer — wenn auch unentgeltlich — ohne staatliche Concession straffällig sei. Dieser Proceß machte in ganz Deutschland Aufsehen. Allerdings erkannten die Landgerichte in Köln und Aachen auf Freisprechung. Und in der Reichstagssitzung vom 5. Februar 1883 erklärte der um die deutschen Auswanderer hochverdiente, vor wenigen Jahren verstorbene Reichstagsabgeordnete Dr. Kapp in dieser Angelegenheit: „Ich glaube, es gibt kaum ein rücksichtsloseres Eingreifen in die Rechte einer Wohlthätigkeitsanstalt, als ein derartiges Vorgehen der preußischen Staatsanwaltschaft. Ich habe zufällig Gelegenheit gehabt, die Anfänge des Raphael-Vereins zu verfolgen. Die Vertrauensmänner dieses Vereins haben nie vermittelt, sie haben immer nur unentgeltlich den Auswanderern gerathen und geholfen, und es wäre nur zu wünschen, daß wir in allen Theilen Deutschlands über derartige opferwillige und unentgeltliche Dienste verfügen könnten; dann würde es unseren Auswanderern besser gehen, als es jetzt der Fall ist." Nichts desto weniger legte die Königliche Staatsanwaltschaft Revision gegen die freisprechenden Erkenntnisse ein, und das Kgl. Kammergericht entschied am 24. September 1883, daß nicht der auf Ersuchen ertheilte Rath, wohl aber das Anerbieten zur Ertheilung von Auskunft an Auswanderer straffällig sei. Der Vorstand des Raphael-Vereins hielt es nicht mit dem Geiste seiner Bestrebungen vereinbar, die staatliche Concession nachzusuchen und in die Reihe der Auswanderer-Agenten zu treten; doch ist die Wirksamkeit des Vereins wesentlich dadurch geschädigt worden, daß die Namen der Vertrauensmänner nicht mehr in den Zeitungen veröffentlicht werden konnten.

Ein erster Anfang zum Schutze der Auswanderer ist übrigens seit Jahren seitens der Reichsregierung durch Ernennung eines Reichscommissars für das Auswandererwesen in Hamburg gemacht worden. Derselbe, Herr Weickmann, Kapitän zur See, verwaltet bereits seit mehreren Jahren dieses Amt und hat schon Manches zum Wohle der Auswanderer erreicht. Von den besten Absichten für die Auswanderer beseelt, thut er vollauf seine Pflicht. Doch wie ist es möglich, daß ein einzelner Mann wöchentlich 2 oder 3 Auswandererschiffe, welche von Hamburg, resp. Glückstadt abfahren, und ebensoviele in Bremerhafen, besichtige und auch zur Revision der

Schiffe zuweilen nach Stettin reise, dazu noch die vielen Auswandererlogirhäuser in Hamburg und Bremen revidire? Zudem fehlen dem Reichscommissar die nothwendigen polizeilichen Befugnisse, um seinen Wünschen nöthigen Falls den erforderlichen Nachdruck zu geben.

Eine vollständig befriedigende Regelung dieser Verhältnisse ist nicht eher zu erreichen, bis durch internationale Verständigung mit allen seefahrenden Nationen Gesetze ins Leben gerufen werden, welche den Auswanderern in allen Häfen den gleichen Schutz zusichern und andererseits die Schiffsgesellschaften nöthigen, dieselben Verpflichtungen und Lasten zu Gunsten der Auswanderer auf sich zu nehmen. Der Raphael-Verein hat bereits im Jahre 1869 eine Eingabe, betreffend den besseren Schutz der Auswanderer, an die damalige Norddeutsche Bundesregierung gerichtet und erhielt auch durch den Herrn Staatssecretär Delbrück die Mittheilung, daß die Wünsche des Vereins in den mit der amerikanischen Regierung zur Regelung der Auswandererverhältnisse begonnenen Verhandlungen berücksichtigt werden sollten. Leider sind diese Verhandlungen resultatlos verlaufen, und besteht bis auf den heutigen Tag nicht einmal für das Deutsche Reich eine einheitliche Auswanderer-Gesetzgebung.

Der bereits genannte Reichstags-Abgeordnete, Herr Dr. Friedrich Kapp, der während seines mehr wie 20jährigen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten besonders in seiner Eigenschaft als Mitglied des Board of Emigration so Außerordentliches für die deutschen Einwanderer geleistet hat, brachte im Jahre 1878 im Deutschen Reichstage einen Gesetzentwurf, betreffend „die Beförderung von Auswanderern nach außerdeutschen Ländern", ein. Derselbe wurde indeß von der Reichsregierung nicht acceptirt, mit der Motivirung, daß dieselbe einen eigenen Entwurf vorlegen wolle. Leider ist ein solcher bis heute noch nicht an den Reichstag gelangt und die aus dem Schooße des Reichstags an die Reichsregierung gerichteten Interpellationen wurden von dem Herrn Minister stets unbefriedigend beantwortet. Hoffentlich wird aber in nicht zu ferner Zeit die deutsche Reichsregierung durch eine ausreichende Auswandererschutzgesetzgebung die letzte Schuld gegen jene abtragen, welche bisher in Erfüllung ihrer Pflichten gegen das Vaterland es an nichts haben fehlen lassen. Sicher haben doch alle, welche bis zu der Stunde, wo sie mit Wehmuth dem Vaterland Lebewohl sagen, sich als treue Staatsbürger bewährt haben, auch das Recht, bei ihrem Uebergange nach der neuen Heimath Schutz für ihre sittliche und materielle Wohlfahrt zu verlangen.

Das religiöse Schauspiel des Mittelalters.

Entstehung, Ausbildung, Blüte und Niedergang desselben.

Von
Prof. Dr. J. Sehr.

Wenn die Bedeutsamkeit eines Gegenstandes der menschlichen Cultur aus der über denselben erschienenen Literatur erschlossen werden darf, so müssen wir das religiöse Schauspiel des Mittelalters zu den hervorragendsten Erscheinungen der Zeit zählen, obgleich es in der Neuzeit verhältnißmäßig spät allgemeine Beachtung und gerechte Würdigung gefunden hat. Die äußere Veranlassung dazu bot die althergebrachte Aufführung des seither berühmt gewordenen Passionsspieles zu Ober-Ammergau in Bayern. Mitten in den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges (im Jahre 1633) hatten die Ammerthaler während des Wüthens einer ansteckenden Krankheit zu Gott das Gelübde gethan, „auf daß er mit ihnen Erbarmen haben möge, alle zehn Jahre zur dankbaren Erinnerung an die gnädig abgewendete Noth und zu ihrem eigenen Seelenheil das bittere Leiden seines Sohnes öffentlich darzustellen." Da dieses gläubige Vertrauen nicht zu Schanden wurde, indem keine einzige Person an dieser Krankheit mehr starb, wurde im folgenden Jahre (1634) zur Erfüllung des Gelübdes die Leidensgeschichte Jesu zum erstenmale aufgeführt, und so that die Gemeinde, dem Gelübde der Voreltern getreu, jedes zehnte Jahr, wenn es die Zeitumstände irgendwie gestatteten.

Abgesehen davon, daß sich an seinem Spiel Tausende erbaut haben, erzielte es auch noch den weiteren Erfolg, die Meinungen in Betreff des religiösen Schauspieles des Mittelalters aufgeklärt und versöhnt zu haben. Man hatte seither so viel von diesen religiösen Schauspielen gefabelt und sie als Ausgeburt der verdorbenen

Kirche des Mittelalters, die noch des Lichtes der Reformation entbehrte, dargestellt; man sprach von Vermummungen beim Gottesdienste, von Eselsfesten und dergleichen, und bedachte gar nicht, daß man hiebei eine Einrichtung erst in ihrem völligen Verfalle erfaßte.

Im Jahre 1840 schrieb Guido Görres seinen schönen Aufsatz über dieses wahrhaft volksthümliche Spiel und die damit zusammenhängenden Fragen im 6. Bande der Historisch-politischen Blätter. Bald darauf gab Mone die „Altdeutschen Schauspiele" (Karlsruhe 1841) heraus und im Jahre 1846 folgten von ihm „Schauspiele des Mittelalters, aus Handschriften herausgegeben und erklärt." Seitdem ist das Urtheil der Kenner ein anderes geworden, und Mone selbst nimmt gar keinen Anstand zu behaupten, daß viele derselben an poetischer Anlage und dramatischer Durchführung, kurz in ihrer künstlerischen Vollendung, einen Vergleich mit den Sophokleischen Meisterwerken auszuhalten sehr wohl geeignet seien. Besondere Aufmerksamkeit wurde indeß fortwährend dem Ober-Ammergauer Passionsspiel gewidmet. So erschien 1851 eine Schrift von Deutinger: „Das Passionsspiel in Ober-Ammergau" mit zwei Kupfern. In den Jahren 1860 und 61 veröffentlichten Clarus (Wilhelm Volk) „Das Passionsspiel in Ober-Ammergau" und H. Holland „Das deutsche Theater im Mittelalter und das Ober-Ammergauer Passionsspiel." Nachdem nunmehr auch die Protestanten, sonst Todfeinde jeder Aeußerung des kirchlichen Lebens aus den Zeiten des Mittelalters, mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört hatten, was den Inhalt eines religiösen Schauspieles bilde, haben sie in demselben nicht nur nicht eine mittelalterliche Fratze erblickt, sondern wurden gleichfalls davon erbaut und wußten namentlich die künstlerische Seite der Aufführung nicht genugsam zu bewundern und zu loben. Daß einfache Landleute sich eine so große Kunstfertigkeit in der dramatischen Darstellung erworben, wurde mit einem Munde allgemein anerkannt. Ja es fehlte jetzt nicht an Stimmen, welche verlangten, daß ein solches wahres Schauspiel des Volkes auch in der protestantischen Kirche Aufnahme finde. So war eine Lichtseite des Mittelalters endlich zur Anerkennung und richtigen Würdigung gelangt. Ein Beleg dafür — abgesehen von einigen andern Schriften — ist die in mehrfacher Beziehung treffliche, wenn auch manchmal befangene und einseitige Arbeit des bekannten protestantischen Professors der Kirchengeschichte Hase zu Jena: „Das geistliche Schauspiel:

Geschichtliche Uebersicht, Leipzig 1858. Der Universität Jena im Jubeljahr ihres 300jährigen Bestehens."

Das religiöse Schauspiel war im Mittelalter in allen katholischen Ländern eingeführt und erlangte überall eine mehr oder weniger vollkommene Ausbildung. Wir besitzen jetzt Sammlungen dieser Spiele in deutscher, böhmischer, englischer, französischer und italienischer Sprache. Ein Gegenstand, der Jahrhunderte hindurch alle Culturvölker des Abendlandes so tief erregte und ihre heiligsten Gefühle befriedigte, kann unmöglich von der Nachwelt gering geschätzt werden, selbst wenn er mit ihren Gefühlen und ihrer Auffassungsweise der Dinge im Widerspruche sich befände. —

Bei Beginn des Mittelalters schöpften die germanischen Völker ihre Bildungselemente aus zwei Quellen: aus den Resten der römischen Cultur und aus der Kirche. Von einem Zusammenhang des religiösen Schauspiels mit dem römischen Theaterwesen kann jedoch in keiner Weise die Rede sein; sie verhielten sich im Gegentheil zu einander wie Feuer und Wasser. Um die Zeit des größten Ereignisses, das die Welt umgestaltete und als Ausgangspunkt aller neuzeitigen Cultur zu betrachten ist — ich meine das Erscheinen Christi — hatten die Römer mit ihrer Herrschaft auch ihren Geschmack an dramatischen Lustbarkeiten über den größten Theil der damals bekannten Erde verbreitet. Das nie zu hoher Blüte gelangte römische Theater gerieth aber mit dem sinkenden Staate immer mehr in Verfall. Die edlere, tragische und komische Muse ward in der späteren Kaiserzeit fast gänzlich durch rohe Spectakelstücke und grobe Possen verdrängt, in denen sich die tiefe Entartung jener Periode wiederspiegelt. Die größten Unsittlichkeiten wurden mit der größten Schamlosigkeit vor Männern und Frauen und zwar zu Ehren der obersten Götter und Göttinnen aufgeführt. So berichtet uns der hl. Augustinus (gest. 430) als vollgewichtiger Augenzeuge: „Wir kamen auch manchmal in der Jugendzeit zu den Schauspielen und Possenspielen der Gottlosigkeiten, wir erlustigten uns an den schändlichsten Spielen, welche den Göttern und Göttinnen aufgeführt wurden, der himmlischen Jungfrau und der berecynthischen Mutter Aller; vor ihrer Sänfte wurden am festlichen Tage von den nichtswürdigsten Schauspielern öffentlich solche Dinge gesungen, welche schicklicherweise, ich will nicht sagen die Mutter der Götter, sondern nicht die Mutter des nächsten, besten Senators, ja nicht einmal die Mutter dieser Schauspieler selbst anhören sollte.

Denn es hat die menschliche Ehrfurcht vor den Eltern etwas, was selbst die Schlechtigkeit nicht hinwegräumen kann und wahrlich, es würden über die Schamlosigkeit dieser schändlichen Worte und Handlungen die Schauspieler selbst erröthen, wenn sie dieselben zu Hause vor ihrer Mutter aufführen müßten, welche sie öffentlich aufführen, angesichts der Mutter der Götter, vor einer ungeheuren Zuschauer- und Zuhörermenge beiderlei Geschlechts." [1] An einer anderen Stelle desselben Werkes fragt Augustinus, ob wohl Scipio Nasica, der als der beste Mann seiner Zeit vom Senat auserwählt worden war, um das Bild der Mutter der Götter zu empfangen und in die Stadt zu geleiten, wünschte, daß sich seine Mutter in so hohem Grade um den Staat verdient gemacht hätte, daß ihr göttliche Ehre zuerkannt und sie in die Zahl der Götter aufgenommen würde. Darauf antwortete er: Sicherlich würde jener die Glückseligkeit, wenn sie erreichbar wäre, seiner Mutter wünschen. Wenn wir ihn aber ferner fragen würden, ob er wünsche, daß unter jenen göttlichen Ehrenerweisungen auch jene Schändlichkeiten gefeiert werden sollten, so würde er laut erklären, daß er lieber wollte, daß seine Mutter ohne alle Empfindung todt im Grabe liege, als daß sie zu dem Ende als Göttin fortlebe, daß sie jene gerne anhöre. [2]

In gleichem Sinne sprachen sich schon vor Augustinus andere Kirchenväter über das Unwesen des römischen Theaters aus. Cyprian (gest. 258) und Lactantius (gest. 330) klagen die Mimen an, die größten Laster zu lehren, Tertullian (gest. 240) nennt die Theater Häuser der Venus und des Bachus, Schulen der Unsittlichkeit und Wollust, und Chrysostomus (gest. 407) schildert die Schauspielerbande seiner Zeit mit womöglich noch düsterer Farbe. Wenn nun die ersten Christen sorgfältig alles vermieden, was mit dem Heidenthum irgend in Verbindung stand, so mußte dieser Grundsatz besonders in Betreff des Theaters Anwendung finden; der Besuch desselben mußte durchaus ausgeschlossen sein. Indeß war dieser angeerbte Hang nur schwer zu überwältigen, so daß eine Reihe von Synoden offen das Verbot des Theaterbesuches aussprechen mußten. Selbst in Rom erhielt sich noch lange die Spectakelsucht und noch nach dem Abzug des Attila oder Geiserich aus Rom (452 oder 455) strömte alles dem Theater zu, so daß Papst Leo I. in einer eindringlichen Predigt vor diesem groben Unfug warnen mußte.

[1] Augustinus, de Civitate Dei II c. 4.

[2] Ibid. II c. 5. vergl. Augustins Selbstbekenntnisse II c. 2.

Von einem Zusammenhang des religiösen Schauspieles mit dem römischen Theater kann also in keiner Weise die Rede sein. Dieses selbst war zudem nur Nachahmung des griechischen Schauspieles, das sich einer glanzvollen Entwickelung zu erfreuen hatte. Letzteres hatte aber einen reineren Ursprung. Dasselbe ist aus den gottesdienstlichen Gesängen und Tänzen zu Ehren des geheimnißvoll zeugenden Gottes Dionysos entstanden. Ueberhaupt hat sich die dramatische Dichtung überall, wo ihr eine originelle Entfaltung vergönnt war, aus dem religiösen Cultus entwickelt. Das Absingen des Dithyrambos oder Festgesangs auf den Dionysos an den ihm geweihten Lenäen und den großen Dionysien durch lustig verkleidete oder vermummte Genossen war die ursprüngliche Form des Chorliedes der alten griechischen Tragödie und Komödie, die Lobpreisung des Gottes durch Aufzählung seiner oder der Thaten verwandter, in seinen Mythenkreis fallender Personen von Seiten des Chorführers, die scherzhaften Wechselreden, welche jenen Dithyrambos begleiteten, sind als der Ursprung des Dialogs anzusehen, welcher sich sodann an das Chorlied, den Grundstock der griechischen Tragödie und Komödie, anschloß. Diese Entstehungsart des griechischen Dramas erklärt zweierlei: einmal den feierlichen, pathetischen Charakter der ältesten Tragödie, als eines ursprünglich einem Gotte, andererseits den ausgelassenen der Komödie, als eines eben dem heiteren Gotte Dionysos gewidmeten Festspieles. Daraus erklärt sich ferner die ungewöhnliche Größe und Pracht des alten griechischen Theaters, ebenso wie der darauf verwandte Luxus, da es sich hier um die Verherrlichung eines Gottes handelte, welcher das ganze Volk beiwohnen sollte, mithin ein Gebäude erfordert war, welches eine ganze Festversammlung in sich schließen konnte.

Unter allen Kunsttrieben, welche den Menschen angeboren sind, äußert sich keiner so früh und in solcher Stärke als der dramatische. Die ersten Spiele der Kinder sind Nachahmungen, Darstellungen von Menschen und Thieren. Alle Eindrücke des jungen Lebens fordern sie zu einer mimischen Reproduction derselben auf. Auch auf der Kindheitsstufe des Völkerlebens begegnen uns ganz und gar dieselben Erscheinungen. In den untergeordneten Culturzuständen, die noch kein Bildwerk irgend einer Art aufweisen, werden schon pantomimische Tänze und Darstellungen angetroffen, und überall, wo das gesprochene Wort nicht eindringlich lebende Vorstellungen erzeugen will, geräth es auf die Wechselrede. Was ist nun

wohl natürlicher, als daß dieser vorherrschende Darstellungstrieb im Menschen sich zum bereitesten Organe für die höchste Begeisterung darbietet, und so sehen wir denn in allen Religionen symbolische Geberden oder Gesänge den ursprünglichen Gottesdienst bilden. Aus diesen symbolisch dramatischen Liturgien aber ist bei allen Völkern das Drama herausgewachsen, vom Gottesdienst hat es seine erste Nahrung erhalten,[1] und so bewährt es sich denn auch hier, daß die Religion dem ganzen Wesen und Sein eines Volkes zu Grunde liegt, daß sie die geheimnißvolle Wurzel aller Regungen und Gestaltungen ist.

Auf der Grundlage des Gottesdienstes ist auch das christliche Schauspiel entsprungen; es ist mitten in der Kirche, aus ihrer Liturgie am Altare entstanden. Die Kirche eines menschgewordenen, in dem hl. Abendmahle auch dem Sinne wahrnehmbar gegenwärtigen Gottes mußte die jüdische Scheue vor der sinnlichen und künstlerischen Darstellung alles Menschlichen und Göttlichen durchbrechen, mit Einem Worte, einen Cult in's Leben führen, der auf sinnliche Weise dem geistigen Menschen das Verständniß erleichterte. Während nun die Kirchenväter gegen das antike Theater eiferten, bildeten sich im Schoße der Kirche selbst Elemente des Dramatischen, die nur einer weiteren Ausbildung harrten. Die Keime jener geistlichen Darstellungen, die man meist im 12. und 13. Jahrhundert entstanden glaubt, lassen sich schon in den liturgischen Gebräuchen der ersten christlichen Zeit erkennen, ja entwickeln sich in einzelnen Fällen weit früher, als man gewöhnlich annimmt, zu völlig dramatischer Gestalt. Wie viel auch über die Echtheit der uns aufbewahrten, ältesten Liturgien, z. B. des hl. Jakobus und der Apostolischen Constitutionen, gestritten worden ist, so wird doch nicht bezweifelt, daß sie Sammlungen von Gebräuchen verschiedener der ältesten Kirchen seien, und daß namentlich die Liturgie der letzteren im Orient bereits im 4. Jahrhundert eingeführt gewesen sei. In der ganzen Form dieses Cultus nun, der trotz der verschiedenen Modifikationen als Regel für alle folgenden Zeiten gegolten hat, läßt sich das Dramatische nicht verkennen. Vorzüglich tritt dies in den Wechselreden des Priesters, der Diaconen und des Volkes hervor.

---

[1] Eduard Devrient, Gesch. der deutschen Schauspielkunst. Leipzig 1848. I. S. 3—4.

Frei und selbstständig hat sich das neue, volksthümliche Schauspiel aus dem Cultus der katholischen Kirche herausgestaltet, und hierzu waren alle Vorbedingungen gegeben. Ist ja gewissermaßen das Kirchenjahr selbst ein vollendetes Drama, ein Festcyklus, der sich schon in den ersten vier Jahrhunderten ausgestaltet hatte. Diese heiligen Tage zeigen in ihrem Zusammenhange eine jährlich wiederholte Darstellung des Lebens und Sterbens des Erlösers, des erhabensten Dramas, und alle Theile des Ganzen, alle einzelnen Feste können als ebenso viele Akte angesehen werden, deren jeder eine besondere Handlung aus dem Kreise der heiligen Geschichte lebendig vorzuführen sucht. Zuerst im Advent die Vorbereitung, gleichsam der Prolog zu dem ergreifendsten Schauspiele. Dann im Weihnachtsfeste die Geburt des göttlichen Helden; in dem Fest der unschuldigen Kinder und den Epiphanien die bedeutsamsten Momente, welche seine Wiege und sein Jugendleben erfüllen; hierauf in den einzelnen Festtagen, welche den Osterchklus bilden, die Gedächtnißfeier der Passion und Auferstehung in ihren wichtigsten Umständen; im Himmelfahrtsfeste endlich der Schlußact des göttlichen Lebenslaufes. Hier haben wir ein Ganzes von höchst dramatischer Gestalt und das geistliche Schauspiel mußte durch Anschließen an diesen Typus von selbst zur weiteren Ausbildung gelangen.

Unter den einzelnen Festen, aus denen sich dieser große Cyklus zusammensetzt, sind nun verschiedene, deren kirchliche Feier schon in der ältesten Zeit so dramatisch angeordnet war, daß es nur eines weiteren Schrittes bedurfte, um das Drama selbstständig hervortreten zu lassen. Es ist daher hier der Ort, die in dieser Hinsicht vorzüglich wichtigen Feste in Kürze namhaft zu machen und den dabei üblichen Cult zu schildern.

Weihnachten wurde zwar als gesondertes Fest erst gegen Ende des 4. Jahrhunderts in die christliche Kirche eingeführt, aber seinem Gegenstande nach schon früher als ein Theil des Epiphanienfestes gefeiert. Bei den Vigilien zur Erinnerung an die Geburt des Heilandes wurde der Hymnus Gloria in excelsis Deo, welcher den Gruß des Engels an die Hirten und die Antwort der letzteren schildert, mit vertheilten Stimmen gesungen. Der Priester stimmte den Gesang der Engel an und das Volk antwortete im Namen der Hirten: Et in terra pax hominibus. Dieser, nachher in die hl. Messe aufgenommene Hymnus war gegen Ende des 4. Jahrhunderts in den meisten Kirchen bekannt und das Chronicon

Turonense versichert, er sei anfänglich nur für die Christnacht bestimmt gewesen. Die Art und Weise, in welcher er gesungen wurde, läßt deutlich den Keim der dramatischen Vorstellungen erkennen, welche später in derselben Nacht üblich wurden.

Der Gedächtnißtag der unschuldigen Kinder, ursprünglich zum Epiphanienfeste gehörig, später als vierter Weihnachtstag gefeiert, gehört zu den ältesten Festen. Eine Homilie des heiligen Fulgentius (gest. 533) zeigt, wie lebendig und dramatisch der alte Cultus die Begebenheit, deren Erinnerung dieser Tag gewidmet war, darzustellen suchte. Es werden darin die Mütter der ermordeten Kinder redend eingeführt, wie sie über den Verlust der ihnen Entrissenen jammern, mit ihnen zu sterben flehen, dem Tyrannen fluchen u. s. w.

Das Epiphanienfest, die uralte Collectivfeier, welche verschiedene Momente aus dem Jugendleben Jesu verherrlichte, unter anderem auch die Anbetung der Magier, und daher später, als dem biblischen Worte „Magier" die Bedeutung „Könige" gegeben wurde, den Namen Fest der hl. drei Könige erhielt. Eine auf uns gekommene Antiphone des Ephorm von Edessa (gest. 378), ein Gespräch zwischen Maria und den Magiern enthaltend, war unstreitig bestimmt, an diesem Tage in der Kirche gesungen zu werden. Besonders merkwürdig ist, daß sie nicht nur in der Form an's Dramatische streift, sondern auch durch ihren Charakter die Vermuthung erregt, daß deren Vortrag in mimischer Weise stattgefunden habe.

Das Palmfest, in den orientalischen Kirchen schon frühzeitig feierlich begangen, in die abendländische wohl kurz vor Karls des Großen Zeit eingeführt, war zu dramatischer Darstellung völlig geeignet. Zwei Reden auf das Thema dieses Tages von Bischof Epiphanius (gest. 403) beweisen, daß die Feier desselben im Orient schon im 4. Jahrhundert mit festlichen Aufzügen, Spielen und Tänzen begleitet war, und begünstigen selbst die Annahme, daß schon damals eine mimisch-dramatische Vorstellung des Einzugs Christi in Jerusalem üblich gewesen.

Charfreitag, Charsamstag und Ostersonntag sind vielleicht die ältesten Feste des Christenthums. Alle drei stehen im innigsten Zusammenhange und entsprechen in ihrer liturgischen Feier den einzelnen Momenten von Christi Passion, Tod und Auferstehung. Wenn am Charfreitag die Leidensgeschichte vorgelesen, dann der Altar seines Schmuckes beraubt, das Kreuz verhüllt wurde, die

Hymnen verstummten und nur die Klagelieder des Jeremias und das Kyrie eleison ertönten, wenn darauf am hl. Sabbath die Trauer allmälig in Hoffnung überging, in Erwartung der nahen Auferstehung das Gloria in excelsis angestimmt wurde, in der Ostervigilie dann das Kreuz enthüllt, der Tempel erleuchtet wurde, die Hoffnung sich steigerte und endlich am Ostermorgen in laute Freude, fröhliches Hallelujah und jubelnde Wechselgesänge überging, so war dies eine sinnbildliche Erinnerungsfeier des Leidens und Sieges Christi, deren dramatische Elemente sich nicht verkennen lassen.[1]

Während seit dem 5. Jahrhundert durch die Ungunst der Kirche, welche den Besuch des heidnischen Theaters verbot, und ebenso durch das allgemeine Elend dieser Zeiten die prachtvollsten Bauten für Spiele aller Art verfielen und sie nachmals als Steinbrüche benützt wurden für die Burgen der Ritter und die Dome des Mittelalters, lag die Entwickelung eigentlicher dramatischer Vorstellungen innerhalb der Kirche nicht mehr ferne.

Indeß ist hier noch eines der merkwürdigsten Producte der alten christlichen Literatur zu erwähnen. Es ist dies „Der leidende Christus", in griechischer Sprache abgefaßt. Wenn auch noch darüber gestritten wird, ob Gregor von Nazianz (gest. 391), dem man es zuschreibt, wirklich sein Verfasser ist, so kann doch das hohe Alterthum des Stückes nicht bezweifelt werden, und auch die Meinung, welche es dem Apollinaris von Laodicea beilegt, macht es nur um ein geringes jünger. Da es, nach dem Prolog zu schließen, aufgeführt worden ist, so läßt sein Gegenstand vermuthen, daß diese Vorstellung am Charfreitag stattgefunden hat. Uebrigens ist die Ansicht, daß Gregor wirklich der Verfasser dieses Schauspiels ist, mit triftigen Gründen vertheidigt worden und nach dieser Annahme hätten wir ein im 4. Jahrhundert aufgeführtes Schauspiel. Auf die Passionsspiele des Mittelalters hat es nicht eingewirkt.

Aus dem Bisherigen erhellt, daß bei Ausbildung des christlichen Festcyklus das Dramatische in reichlichem Maße zugelassen wurde; sollte ja das Kirchenjahr, die Woche und der Tag mit seinen Horen dem Christen das Leben des Heilandes und seiner Heiligen lebendig vor Augen stellen. Und wie dramatisch ist der Mittelpunkt alles katholischen Gottesdienstes, das Officium der Messe, geordnet!

---

[1] Adolph Friedrich von Schack, Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien. Berlin 1845. Bd. 1. S. 18—22.

Das Ganze eine dramatiſche Gedächtnißfeier und eine unblutige Wiederholung des größten und heiligſten Weltſchauſpiels, des Leidens und Opfers Chriſti, worin alle einzelnen Theile den Vorgang dieſer großen Opferhandlung darſtellen, die ſich gleichſam in fünf Acten vor den Augen der Mitopfernden entwickelt. Zuerſt im Introitus bis zum Credo die Vorbereitung und Heiligung des Opfernden, der den heiligen Berg beſteigt, dann von der Opferung bis zum Canon die Oblatio, hierauf in der Wandlung bis zum Pater noster die unblutige Opferfeier, darauf die Grablegung in der Comunion und endlich zum Schluß die Dankſagung und der Segen; ferner die handelnden Perſonen: der Prieſter und die ihm beim Hochamt aſſiſtirenden Leviten und das Volk, ſtets im lebendigen Wechſelverkehr einander anredend und antwortend; alle einzelnen Theile, wie die Farbe und Geſtalt der prieſterlichen Kleidung und des Altars, ja der ganzen kreuzförmigen Kirche, ſelbſt ebenfalls ſymboliſch. Auch die Veſper ſtellt mit ihren Antiphonen, dem Capitel und den Reſponſorien eine Wechſelhandlung des Prieſters am Altare mit dem Chore des Volkes bildend dar. So iſt es denn wohl auch kein Spiel des Zufalls, daß ſich aus dieſem alſo geordneten Gottesdienſte die größten Tonwerke chriſtlicher Meiſter entwickelten; mit ihnen in Hand entfaltete ſich die heilige Dramaturgie, die ſich nur an das Vorbild des Gottesdienſtes halten durfte, der ſelbſt an manchen Orten dem Volke eine dramatiſche Theilnahme an den Feierlichkeiten geſtattete. In dieſem Sinne war die Liturgie der orientaliſchen Kirche von Weihnachten und Dreikönig ſchon im 5. und 6. Jahrhundert verfaßt, wobei der Stern der Weiſen erſchien. Aehnliche dramatiſche Vorſtellungen hatten, wie bereits angedeutet, im fränkiſchen Reiche unter den Karolingern an denſelben Feſttagen im kirchlichen Gottesdienſt Aufnahme gefunden. Wird ja noch gegenwärtig in der katholiſchen Kirche das Evangelium von der Paſſion dramatiſch mit vertheilten Stimmen geſungen; noch feiert ſie die ſinnbildlichen Prozeſſionen und die Grablegung und die Auferſtehung und ſo vieles Andere, was der ſinnlichen Darſtellung und Anſchauung dient. Hierher gehören auch ohne Zweifel die Leichenchöre, welche die alte Kirche mit aus dem Heidenthum herübernahm. So erzählt zum Beiſpiel Gregor von Tours, daß beinahe zweihundert Kloſterfrauen um das Grab der hl. Radegondis bei ihrer Beſtattung im Jahr 587 eine Art klagender Ecloge geſungen. Auch an die ſchöne, weitverbreitete Sitte des Aufbaues einer Krippe zu Weihnachten dürfen wir hier erinnern,

Digitized by Google

die der hl. Fransziskus zuerst in dem stillen Felsenthale von Rietti 1223 den umwohnenden Hirten mit Gutheißung des Papstes errichtet und die noch gegenwärtig alljährlich auf die sinnreichste und großartigste Weise in Rom und Deutschland nachgebildet wird.[1]

In dem westgothischen Spanien ließ ein Bischof von Barcelona bereits unter König Sisebut (gest. 621) ein Schauspiel aufführen, das die Nichtigkeit der Verehrung der heidnischen Götter darstellen sollte. Aber auch in Deutschland soll schon zur Zeit Karls des Großen ein geistliches Schauspiel in größtentheils niederdeutscher (altfriesischer) Mundart aufgeführt worden sein, das der Abt Angilbert geschrieben habe. Die Münchener Bibliothek bewahrt zwei, dem 9. und 11. Jahrhundert angehörige Manuscripte versificirter, lateinischer Dramen über die Geburt Christi, vermuthlich Reste von Spielen, die damals während der Christnacht aufgeführt zu werden pflegten. Aus dem 10. Jahrhundert sind vornehmlich die dramatischen Stücke zu nennen, welche die edle Aebtissin Roswitha von Gandersheim nach alten christlichen Legenden verfaßt hat, sofern diese zur Aufführung gekommen sind, und nicht, wie es den Anschein hat, blos zu erbaulicher Unterhaltung der Klosterschwestern geschrieben waren.[2] Doch besitzen wir andere Schauspiele von kaum jüngerem Datum, die nach Form und Inhalt ihre Bestimmung für die Darstellung deutlich erkennen lassen. Vor allen ist das „Mysterium von den weisen und thörichten Jungfrauen" hervorzuheben, spätestens aus dem 11. Jahrhundert, welcher Zeit die Schriftzüge angehören, das aber nach anderen von noch höherem Alter ist. Aus diesem Stück ersieht man besonders deutlich, wie das geistige Schauspiel aus dem Gottesdienst hervorgegangen ist. Während die lateinischen Kirchenlieder, die darin vorkommen, noch ganz dem Cultus angehören, zeigen die Dialoge in provençalischer Sprache uns das aufstrebende Drama. Etwa aus derselben Zeit erhalten wir auch von der Aufführung solcher religiöser Darstellungen in anderen Ländern Kunde. Denn diese geistlichen Schauspiele waren im Mittelalter über ganz Europa von den größten Städten bis in die kleinsten Dörfer

[1] Histor.-pol. Blätter. Bd. VI. S. 9—12.

[2] Aschbach hat indeß im Jahr 1867 nachzuweisen gesucht, daß diese Gedichte nicht von der Aebtissin Roswitha, sondern von dem ersten Herausgeber derselben (1501), dem Humanisten Konrad Keltes und Genossen verfaßt worden seien. Die Münchener Handschrift soll jedoch vor der Geburt des Keltes geschrieben sein.

verbreitet und übten den größten Einfluß auf das gesammte Leben unserer Vorfahren aus.

Für Frankreich zunächst unterscheidet die Literaturgeschichte zwischen Mysterien und Moralitäten. Das Mysterium entlehnt seinen Stoff vorzüglich der hl. Schrift. Das große Geheimniß der Menschwerdung des Sohnes Gottes und der Erlösung der Menschheit bildet den Inhalt dieser Aufführungen. Die Moralitäten waren ursprünglich allegorische Darstellungen: Glaube, Hoffnung, Liebe, andere Tugenden und auch Laster wurden durch Personen symbolisirt. Indeß sind diese Unterschiede nicht strenge durchgeführt. Mitten inne zwischen Mysterium und Moralität liegen die aus den heiligen Legenden hergenommenen Stücke, Mirakelstücke genannt, weil die Wunder des Heiligen nach seinem Martyrertode, d. h. die Verherrlichung des Glaubens im Siege über die Welt deren Hauptgegenstand bildeten.

Nach den bisherigen Andeutungen haben wir nun die Frage zu beantworten, in welcher Weise das geistliche Drama aus dem katholischen Gottesdienste hervorgewachsen ist? Der Ursprung war sehr einfach; man fügte nämlich den Wechselgesängen die nothdürftigsten Handlungen bei, welche im Gehen, Kommen und Räuchern bestanden, und erlaubte sich weder eine Erweiterung des kirchlichen Textes noch — wir haben die Osterfeier im Auge — eine andere Handlung als die Uebergabe der Grabtücher an die Apostel Petrus und Johannes.

Wie es in den Klöstern gehalten wurde, zeigt uns folgende Stelle[1]: Zwei Priester in Chorkappen nehmen zwei Rauchfässer, schlagen die Schultertücher über den Kopf, betreten den Chor und gehen langsam zu dem Grabe, mit gemäßigter Stimme singend: „Wer wird uns den Stein wegwälzen?" Diese fragt der Diacon, welcher sich hinter dem Grabe befinden muß: „Wen suchet ihr?" Worauf jene antworten: „Jesum von Nazareth!" und der Diacon erwiedert: „Er ist nicht hier." Hierauf beräuchern sie das Grab und indem der Diacon sagt: „Geht und verkündet es!" wenden sie sich zum Chor, bleiben über der Stufe stehen und singen: „Der Herr ist vom Grabe erstanden", bis zu Ende. Nach Beendigung der Antiphon stimmt der Abt das „Großer Gott, dich loben wir" vor dem Altare an und zugleich beginnt das Geläute der Glocken. — Es ist kaum nöthig zu bemerken, daß die beiden Priester mit den

[1] Bei Gerbert, Veteris liturgiae allemannicae monumenta II p. 237.

Rauchfässern die zum Grabe eilenden Frauen und der Diacon den Engel am Grabe vorstellen.

Dasselbe Werk gibt uns aus einer Züricher Handschrift von 1260 folgende Beschreibung der Auferstehungsfeier, wie sie damals in der Stiftskirche zu Zürich gehalten wurde. Die dem Engel gleichsam gegenüber stehenden Frauen singen demüthig: „Wer wird uns (den Stein) abwälzen?" Der Engel fragt: „Wen suchet ihr?" Die Frauen: „Jesum von Nazareth!" Der Engel: „Er ist nicht hier." Die Frauen begeben sich in den Chor zu den Priestern zurück und singen: „Wir kamen zum Grabe" ꝛc. Nach Beendigung des Versikels singt der Clerus etwas leise die Antiphon: „Es gingen zwei zugleich", und unterdessen gehen zwei ältere und ehrwürdigere Domherrn im Meßgewand, den Petrus und Johannes vorstellend, gleichsam eilend zum Altare der Märtyrer, aber der jüngere schneller als der ältere, empfangen hier von dem Kanonikus, der den Engel vorstellt, zwei weiße Leintücher, tragen diese öffentlich zum Clerus, zeigen dieselben und singen: „Sehet, o Brüder!" und sogleich fällt der Chor mit lauter Stimme ein: „Großer Gott dich loben wir." — Neue Zuthaten sind hier die Grabtücher, welche der Herr als Beweis seiner Auferstehung zurückgelassen hatte, und recht dramatisch der schnellere Gang des Johannes, dem der gealterte Petrus fast nicht nachzukommen vermag. Spätere Stücke enden mit dem Wettlauf, wo Petrus, wie auch sonst, dem Spotte als Zielscheibe hingestellt wird. Dieser Apostel muß sich überhaupt gefallen lassen, trotz seiner hohen Würde nachmals sehr oft als komische Figur aufzutreten, — wie trefflich ihn Hans Sachs benützte ist bekannt — als ob der Volkswitz auf solche Weise die Verleugnung des Erlösers strafen wollte.

Also schon frühzeitig zeichnete sich die Feier des Ostertags durch ihre dramatische Form aus. Zwei junge Priester erschienen während des Gottesdienstes, in ihre Mäntel nach Art der orientalischen Frauen gehüllt, welche die beiden Marien vorstellten und sich einer Seitenkapelle näherten, die als Grabhöhle geschmückt war. Dort erschien oder saß ein weiß gekleideter junger Priester oder Cleriker als Engel, den goldenen Schein um's Haupt und sang: „Wen suchet ihr im Grabe, ihr Christusverehrer?" Die Frauen: „Jesum von Nazareth den Gekreuzigten, du Himmelsbewohner!"[1] Der

[1] S. den lateinischen Text bei Mone, Schauspiele des Mittelalters I, S. 12. Ein schönes Wortspiel ist: christicolae für die christlichen Frauen und coelicola für den Engel.

Engel: „Er ist nicht hier; er ist auferstanden, wie er es vorher gesagt. Gehet, verkündigt, daß er auferstanden aus dem Grabe!“ Die Frauen: „Die Juden mögen nun sagen, wie die das Grab bewachenden Soldaten den König verloren haben, trotz des davor gelegten Grabsteines, und warum sie den Felsen der Gerechtigkeit nicht besser bewacht haben. Sie mögen uns entweder den Leichnam herausgeben oder mit uns den Auferstandenen anbeten, das Hallelujah anstimmend.“ Hiermit waren die Frauen zum Hochaltar zurückgekehrt, wo die übrigen Geistlichen als Darsteller der Jünger Jesu standen, und berichteten ihnen: „Zu dem Grabe kamen wir weinend, wir sahen den Engel des Herrn sitzen und hörten ihn sagen: Jesus ist auferstanden.“ Auf diese Worte brachen die Priester und der Chor in das Te Deum aus.

Aus einer solchen anschaulichen Darstellung der Geheimnisse des Erlösers mußte eine selbstständige Form hervorgehen, aus dem dramatischen Gottesdienste wurde ein gottesdienstliches Drama, das Mysterium.

Die religiösen Schauspiele des Mittelalters erscheinen zuerst im 12. Jahrhundert und verloren sich allmälig im 17. Jahrhundert. Eine so abgeschlossene, veraltete Sache hatte für die neue Zeit keinen besonderen Reiz; dagegen ist es die Aufgabe der Wissenschaft, in der Geschichte der Volksbildung das Schauspiel des Mittelalters zu beachten. Geschieht es nur zur äußerlichen Vervollständigung der Literaturgeschichte, so werden damit nur die Büchernotizen vermehrt, bringt man aber in den Geist und die Wirkung jener Schauspiele ein, so lernt man einen Theil des Kerns der alten Volksbildung kennen. Was so lange die Gemüther bewegte, wie das Schauspiel des Mittelalters, verdient schon deshalb eine Rücksicht; diese lange Anziehungskraft setzt einen Grund voraus, der tief im Gemüthe des Volkes lag.

Das Schauspiel des Mittelalters ruht auf religiösem Grunde; es ist ursprünglich ein geistiges Schauspiel und zwar ein geschichtliches und kein allegorisches; sein Inhalt war den Zuschauern bekannt; denn er war der Religion entnommen, kein fremder Stoff, mit welchem die Dichtkunst willkürlich schalten konnte, wie heutzutage. Religiös, geschichtlich, bekannt sind drei Merkmale, wodurch sich der Inhalt der mittelalterlichen Schauspiele von den jetzigen wesentlich unterscheidet. Die meisten Stoffe sind der Bibel entlehnt, wenige behandeln das Leben der Heiligen.

Die Aufführung dieser Schauspiele war, wie gesagt, an bestimmte Festtage des Kirchenjahres gebunden. Man findet deshalb den gottesdienstlichen oder kirchlichen Text der Festtage in den Schauspielen ganz oder theilweise wieder, und um ihr Verhältniß zum Gottesdienst zu begreifen, muß man sie mit den Kirchentexten vergleichen.

Unter diesen Umständen ist es nicht möglich, dem Ursprung des geistlichen Schauspiels, dessen Anlage wir schon im Ritus der ältesten Kirchen erblickten, einen bestimmten Zeitpunkt anzuweisen, oder mit anderen Worten: Wir kennen das Alter der religiösen Schauspiele nicht. Da unsere Kenntniß der älteren Periode des christlichen Europa nicht aus reichhaltigen Quellen fließt, da von ihren literarischen Denkmälern verhältnißmäßig nur wenige auf uns gekommen sind, überdies Nachrichten der erwähnten Art immer nur gelegentlich, nie um ihrer selbstwillen von den Chroniken mitgetheilt werden, so läßt sich keineswegs mit Gewißheit annehmen, daß die uns zufällig aufbewahrte, älteste Kunde auch den Anfang des geistigen Schauspiels bezeichne. Indeß werden die uns erhaltenen Mittheilungen von der Zeit des reiferen Mittelalters an immer zahlreicher und die Nachrichten über ihre Aufführung würden in den Chroniken ungleich häufiger sein, wenn die damaligen Geschichtschreiber sich nicht unglücklicherweise darauf beschränkt hätten, nur dann ihrer Erwähnung zu thun, wenn sich etwas außerordentliches, namentlich ein besonderer Unglücksfall dabei ereignete. [1]

An bestimmten Tagen wurde in der Kirche eine Bühne aufgeschlagen, auf welcher die Geistlichen den Inhalt der Liturgie dialogisch vorstellten, anfangs in ihrem ganzen Umfange, bald getheilt in die verschiedenen Momente der Geburt, des Lebens, des Leidens und der Auferstehung Christi, wobei die Gemeinde mit eingeschalteten Chorgesängen sich lebendig betheiligte.

Mag nun der Gegenstand von Christus oder seinen Heiligen hergenommen sein, immer findet sich der gottesdienstliche Text auch in den Schauspielen ganz oder theilweise wieder. Wie im Allgemeinen die Sprache der Kirche im Abendlande die lateinische war, so war auch bei den Schauspielen gar häufig die lateinische Sprache üblich. Verstand das Volk wenig von der Sprache, so verstand es doch die

[1] Vergl. Guido Görres in den Hist.-pol. Bl. Bd. VI. S. 17.

äußere Darstellung, die Ceremonie, um nicht zu sagen Scenerie. Da die Masse des Volkes nicht lesen konnte, abgesehen davon, daß die Bibel ihm schon des hohen Preises wegen nicht zugänglich war, so erhielt es in diesen Schauspielen einen lebendigen und anschaulichen, erbauenden und belehrenden Unterricht über den Inhalt des Buches der Bücher. Nur Geistliche waren die ersten Schauspieler; die jüngeren unter ihnen übernahmen die Frauenrollen. Bald sah man jedoch ein, daß, um den eigentlichen Zweck der kirchlichen Spiele zu erreichen, nämlich der Gemeinde durch lebendige Anschauung ein wärmeres Interesse für die christlichen Geheimnisse einzuflößen, es auch nöthig sei, dabei eine Verständigung durch die Landessprache herbeizuführen. Man fing daher an, diese als Erklärung und Erweiterung des lateinischen Textes einzumischen.

Bei der vorherrschenden Neigung zu dramatischen Formen im christlichen Gottesdienst war es natürlich, daß man früh darauf verfiel, die ungemein dramatisch abgefaßten Passions-Evangelien von verschiedenen Geistlichen gesangartig recitiren zu lassen, so zwar, daß einer derselben alle erzählenden Worte des Evangelisten übernahm, ein anderer die des Heilandes, der dritte alle Reden der übrigen Personen, der Chor aber, was Volk und Priester der Juden sprechen. Wie nahe lag es nun, diese dialogische Recitation auf die Bühne zu versetzen! Es bedurfte zunächst gar keiner Umgestaltung; denn das Drama war noch weit von seiner Selbstständigkeit als lebendig gegenwärtige Handlung entfernt; es lag noch ganz in die erzählende Form eingehüllt; nur die sichtbare Gegenwart der Personen und die lebendige Rede gaben der dargestellten Erzählung, den vorgetragenen Dialogen einen theatralischen Charakter. Es fiel daher nicht auf, daß eine erzählende Person — wie der Evangelist in der Passion — die Bühne mitbetrat, und die Vorgänge im Zusammenhange hielt.[1]

So haben wir es uns zu denken, daß bis zum 12. Jahrhundert hin die Kirche den ganzen Jahreskreis ihrer Feste durch Schauspiele geschmückt hatte. Das Leben Jesu von Weihnachten bis Himmelfahrt bildete den ältesten Cyklus; es sind Schauspiele von der Geburt Christi und der Anbetung der Hirten, der Erscheinung der drei Könige vor Herodes und bei Maria, dann vom bethlehemischen Kindermord und von der Flucht nach Aegypten;

[1] Devrient a. a. O. S. 21.

ebenso vom Wirken Christi, von seinem ersten Wunder auf der Hochzeit zu Cana, oder von der Taufe an bis zum Leiden und zur Auferstehung; Andere Dichtungen zeigen den Verkehr des Auferstandenen mit seinen Jüngern und die Himmelfahrt.

Dabei blieb man aber nicht stehen. Die Verehrung der Gottesmutter Maria erzeugte einen zweiten Kreis, Marienspiele, welche die Verkündigung und Heimsuchung, die Dialoge zwischen ihr und dem Sohne Gottes, die Marienklagen[1] und Mariä Himmelfahrt darstellten. Endlich dehnte man den Kreis der Stoffe noch weiter aus. Heiligengeschichten, wie die von der hl. Dorothea, Fronleichnamsspiele, die Parabel von den klugen und thörichten Jungfrauen als Prophezeiung des jüngsten Gerichts, ja das Spiel vom jüngsten Tage selbst, welches das Kirchenjahr abschloß, lehnten sich als kirchliche Schauspiele an den Gottesdienst des ganzen Jahres an.

So lange der Text dieser Spiele nur lateinisch war, wurde er durchaus gesungen. Als man deutsche Umschreibungen in gereimten Versen hinzufügte, wurden diese gesprochen, der Bibeltext aber gesungen. Die den Handschriften beigefügten Noten bezeugen, daß dies ganz in recitativer Weise geschah.

Zur Verdeutlichung dieser Mischung von Gesang und Rede hier eine Stelle aus einem Osterspiele, als Jesus die Fußwaschung vornimmt: Petrus cantat (singt): Non lavabis mihi pedes in aeternum et dicat (spreche): Herr Meister, es soll nit sein, Daß Du waschest die Füße mein. Jesus cantat: Si non lavero te, non habebis partem meam, dicat: Laßest Du dir die Füße nit waschen die zu dieser Zeit, So inhast Du sicherlich keinen Theil an meinem Reich. Petrus cantat: Domine, non tantum pedes meos, sed et manus et caput, dicat: Herre, die Rede soll nit sein, Wasche nit allein die Füße mein, Wasche mir auch das Haupt und auch die Hand, Eh ich so dure werde gebannt. — In dieser Weise sind ganze Stücke durchgeführt. Der kirchliche Zweck, dem Volke damit eine lebendige Bibelerklärung zu geben, ist augenfällig.

So lange die geistlichen Spiele in der Kirche selbst aufgeführt wurden, haben wir uns die Bühne unter dem Singchor aufgeschlagen zu denken, in unmittelbarer Verbindung mit den Sängern und der Orgel; die Gallerie des Chors konnte zur Erscheinung von Engeln, Gott Vater und Sohn dienen; von dort herab wurden

[1] Ueber diese s. Mone S. 27 ff.

auch die ersten, freilich noch beinahe kindischen Versuche theatralischer Maschinen geleitet. Der Stern, welcher vor den heiligen drei Königen herging, die Taube, welche sich bei der Taufe Christi auf sein Haupt niederließ, wurden von dort an einer Schnur herabgelassen, die gemalte Figur Christi dagegen bei seiner Auferstehung hinaufgezogen.[1]

Ein besonderer Anzug für die Spielenden (Kostüm) wird manchmal schon in den Anfangsworten des Stückes (Omnibus personis decenter ornatis d. h. nachdem alle Personen mit passenden Kleidern geschmückt sind) vorausgesetzt. Engel und Teufel mußten ohnehin eine eigene Kleidung haben. Für die lateinischen Spiele in der Kirche genügten die kirchlichen Gewänder, für die deutschen Spiele außerhalb der Kirche waren diese aber nicht zulässig. Vom 16. Jahrhundert gibt es wohl Handschriften solcher Schauspiele mit Zeichnungen, welche für Kostümstudien belehrend sind, ältere dagegen sind nicht gefunden worden. Mone[2] theilt eine Zeichnung aus einer Pergamenthandschrift des 12. Jahrhunderts mit, welche die Chorgesänge für das Jahr enthält. Hier erschienen beim Gottesdienst am Charsamstag die drei Priester, welche die Marien vorstellen, als Frauen gekleidet, aber kenntlich am Rauchfaß, eine der Frauen hat ein Salbenbüchschen in der Hand; auf dem Grabe sitzt der Engel mit Flügeln an den Schultern, den Engelschein ums Haupt.

Der Aufschwung, den im 12. Jahrhundert Poesie und Künste überhaupt in Deutschland nahmen, konnte nicht ohne Einwirkung auf das Schauspiel bleiben. Es erhielt größere Ausdehnung, das Personal wuchs in den Passionsspielen, welche durch ihren Stoff besonders anziehend wurden, so daß weder Darsteller noch Zuschauer in den Kirchen genügenden Raum finden konnten. Die Mysterienaufführungen mußten daher das Gotteshaus verlassen. Man blieb jedoch zunächst noch auf geweihtem Boden, schlug die vergrößerte Bühne auf Kirchhöfen oder in unmittelbarer Nähe von Kirchen und Klöstern auf. Die Schauspiele waren damit in ein neues Stadium vermehrter Oeffentlichkeit getreten. Nun reichte aber auch die Zahl der Geistlichen und Klosterschüler nicht mehr für das Passionspersonal aus; denn dies stieg oft auf mehrere Hunderte. Man mußte daher Laien zu Hilfe nehmen. In Folge

[1] Devrient S. 24 f. — [2] A. a. O. S. 8.

dessen sah man sich genöthigt, den deutschen Text mehr zu erweitern, wodurch die Popularität der Schauspiele immer mehr gesteigert wurde. Während jedoch die Mysterienaufführungen unter freiem Himmel stattfanden, mußten die Weihnachts- und Dreikönigsspiele der rauhen Jahreszeit wegen in der Kirche verbleiben, ein Umstand, der vielleicht nicht wenig dazu beigetragen hat, sie in ihrer Ausbildung zurückzuhalten. Die Osterzeit dagegen ist als die eigentliche Festzeit des Mysteriums zu betrachten; die milder werdende Jahreszeit kam dem gewaltigen Stoffe der Passion und Auferstehung des Herrn zu Hilfe, um hier den allgemeinsten Antheil des Volkes für das Schauspiel zu bethätigen.

Das geistliche Spiel wurde von den Spielenden wie von den Zuschauenden gar ernst genommen. Bei der Eröffnung pflegte die ganze Schaar der Spielenden auf der Bühne kniend den Hymnus: Veni sancte Spriritus zu singen oder in deutscher Weise: „Nu bitten wir den heiligen Geist Um den rechten Glauben allermeist, Daß er uns behüte, an unserm Ende, Wenn wir heimfahren aus diesem Elende, Kyrieleis".[1] Nun ermahnte der Erzähler oder Erklärer (expositor ludi, auch praecursor wird er in den Handschriften genannt), der in der Person eines Herolds, meistens aber in der eines Heiligen, und zwar eines Kirchenvaters erscheint, zur Stille und leitete das Spiel ein.

Als die geistlichen Schauspiele in Blüte standen und die Angesehensten einer Stadt oder eines ganzen Landes sich an ihre Spitze stellten, gingen ihrem Beginne große Vorbereitungen und nicht selten außerordentliche Feierlichkeiten voraus. Noch ist uns das von dem Dichter selbst unterzeichnete Protokoll eines solchen Spieles erhalten, welches eine, nun fast unbekannte, kleine Departementstadt der Côte d'Or im alten Burgund, Seure, Ende des 15. Jahrhunderts zu Ehren ihres Schutzheiligen aufführte. Dasselbe beschreibt ausführlich den Hergang und beginnt sehr bezeichnend für den religiösen Geist des Ganzen mit folgenden Worten: „Zum Preise, zur Ehre, zur Verherrlichung Gottes, der Jungfrau Maria und des glorreichen Schutzpatronen dieser Stadt, des heiligen Herrn Martin, versammelten sich im Jahre 1484 u. s. w. die Angesehensten, nämlich der Stadt, um sich mit dem Dichter über die Abfassung und den Preis eines Spieles von dem Leben ihres Schutzpatronen zu ver-

[1] Hase, a. a. O. S. 51.

ständigen; damit das Volk leichtlich sehen und verstehen möge, wie ihr edler Schutzpatron zu seinen Zeiten heilig und gottesfürchtig gelebt hat." In der That waren die geistlichen Spiele vortrefflich geeignet, um zur Erbauung und Ergänzung des kirchlichen Unterrichts zu dienen.

Die Aufführung der geistlichen Schauspiele war für die Spielenden ein Act der Demuth und Buße; sie war kein Spiel, sondern bitterer, oft blutiger Ernst. Es genügt, an die Prozessionen zu erinnern, welche z. B. in Bayern, am Rhein, in Westfalen gebräuchlich und häufig mit Passionsspielen auf dem Kirchhof verbunden waren. Christus mußte dabei unter Geißelstreichen ein schweres Kreuz schleppen, von Vielen, die eine ebenso strenge Buße an sich übten, gefolgt. Wie beschwerlich insbesondere die Kreuzigung sein mußte, erhellt aus einer Nachricht über das priesterliche Passionsspiel von Metz i. J. 1437 wo es heißt: „Gott unsern Herrn stellte vor ein Herr Nicole, Pfarrer von St. Victour zu Metz; derselbe wäre bald am Kreuze gestorben, so man ihm nicht wäre zu Hilfe geeilet; nun kam man überein, daß ein anderer Priester an das Kreuz gehängen würde, um an diesem Tage die Kreuzigung vorzustellen; und am folgenden Tage stellte der genannte Pfarrherr von St. Victour die Auferstehung vor und war sein Spiel gar ansehnlich und wurde vollendet. Und ein anderer Priester stellte den Judas vor, der über dem Hängen bald gestorben wäre, denn der Athem ging ihm aus; also wurde er eilig abgenommen und auf die Straße gebracht."[1]

Hatte der Dichter ein neues Spiel abgefaßt oder ein altes der neuen Aufführung angepaßt, so folgte die Vertheilung der Rollen. Die Handschrift, welche diese Rollen enthielt, nannte man die Ordnung oder das Register des Spieles. Das Register führen (porter le registre) sagte man von dem, der das Hersagen der Rollen als Souffleur leitete. Da indeß die meisten älteren Spiele alljährlich an bestimmten Festtagen wieder-

[1] Hist.-pol. Blätter Bd. VI S. 188. ff.

[2] Daselbst S. 33. Wie sittlich ernst man die Sache auch in Ober-Ammergau nimmt, erhellt aus einem Bericht, wonach in den zehn Jahren, die zwischen jedes Spiel fallen, über die Spielenden eine Art Sittengericht gehalten wird, so zwar, daß, wenn z. B. einer, der eine heilige Rolle spielt, sich allzu oft im Wirthshaus blicken läßt und auf wiederholte Mahnung zur Mäßigung nicht hört, im nächsten Spiele in seiner Rolle begraben wird und eine andere übernehmen muß, die sich mit seiner Schwäche eher in Einklang bringen läßt. Daf. 190.

kehrten, und die Festgeber und Leiter in der Regel dieselben waren, nämlich die Kirchen- oder Klosterschulen, die geistlichen Bruderschaften, die Zünfte oder sonstige Genossenschaften, wie z. B. in Deutschland die Meistersänger, so geschah die Vertheilung der Rollen unter die einzelnen Glieder jener geistlichen oder weltlichen Corporationen meist nach einem geregelten Herkommen. So hatten z. B. die verschiedenen Zünfte in York in England bei ihren Fronleichnamsspielen gerade so, wie die von Freiburg im Breisgau, ihre bestimmten Rollen und Scenen vorzustellen, und für alles Nöthige dabei zu sorgen. Diese Rollen standen, wie ihre Fahnen und ihre Schutzpatronen, ohne Zweifel zu ihrem Handwerk in näherer oder entfernterer Beziehung. Die Zunftgenossen sahen die Theilnahme am Spiele als eine Pflicht der Andacht an und hielten auf ihrer Rolle gewiß, wie auf der Ehre ihrer Zunft. Zu Vorstellungen in größerem Maßstabe, wozu man viele hundert Personen brauchte, erging eine öffentliche Aufforderung zur Theilnahme an alle, die zum Spiele irgendwie beitragen konnten.[1]

Wir haben soeben die Fronleichnamsspiele erwähnt, und müssen hier bemerken, daß das von Papst Urban IV. i. J. 1264 angeordnete Fest sich noch im 13. Jahrhundert fast in alle Länder verbreitete und nicht allein durch glänzende Processionen, sondern auch durch dramatische Spiele verherrlicht wurde. An manchen Orten sah man die letztern als einen so wichtigen Bestandtheil der gottesdienstlichen Feier an, daß die Handwerker-Innungen gesetzlich gebunden waren, Schauspiele zu Ehren des hl. Sacraments aufzuführen.[2]

Indessen hatte der große Papst Innocenz III. schon i. J. 1210 Veranlassung gefunden, ein Verbot gegen die Aufführung dramatischer Spiele in den Kirchen und gegen die Schauspielerei der Geistlichen zu richten. Dasselbe wurde bald darauf in mehreren Synodalbeschlüssen, z. B. 1227 zu Trier, wiederholt, bewirkte jedoch kein Aufhören dieser erbaulichen Unterhaltungen, sondern trug nur bei, ihren Schauplatz zu verändern. Finden sich gleichwohl einzelne Nachrichten, daß auch in den folgenden Jahrhunderten die Kirchen zu Bühnen verwendet wurden, wie denn noch i. J. 1452 in der Kirche Santa Chiara zu Neapel eine prächtige Vorstellung in

[1] Daselbst S. 184 f. Schreiber, Das Theater in Freiburg.
[2] Schack I. S. 49 f.

Gegenwart des Königs Alphons gegeben wurde, so ward es doch im Allgemeinen seit dem 13. Jahrhundert üblicher, die Mysterien außerhalb der Gotteshäuser auf öffentlichen Plätzen, oder wo sich sonst ein geeignetes Local fand, darzustellen. Aus alten Chroniken erfahren wir, am Osterfest 1243 sei auf dem Platze Prato della Valle zu Padua ein großes geistliches Schauspiel aufgeführt worden. Aus dieser Zeit haben wir auch die erste Kunde von eigenen Gesellschaften, die sich zum Zwecke der Darstellung von Mysterien bildeten; so trat i. J. 1264 in Rom die Brüderschaft del Gonfalone zusammen, um die Geschichte der Passion zu spielen. Es scheint, daß Geistliche mit Weltlichen wetteiferten, bei diesen Vorstellungen Rollen zu übernehmen, und die Gesellschaft Battuti, welche i. J. 1261 in Treviso zusammentrat, hatte die Canoniker der dortigen Kathedrale sogar förmlich verpflichtet, ihr jährlich für die Rollen der Maria und des Engels zwei Geistliche zu überlassen.[1]

In York feierten die Handwerker und Kaufherren diese Spiele bei der Fronleichnamsprozession, als mittlerweile ein frommer Pater William Melton vom Orden der minderen Brüder, Lehrmeister der hl. Schaubildnerei, ein gar berühmter Prediger des Wortes Gottes, in diese Stadt kam; er empfahl dem Volke das genannte Spiel in verschiedenen Predigten, betheuerte, daß es an sich selbst gut und sehr zu empfehlen sei; jedoch, sagte er, hätten die Bürger dieser Stadt und Fremde, die zu dem Feste herbeigekommen, das Spiel gar sehr durch Lärmen, Trunkenheit, Geschrei, Gesang und andere Unziemlichkeiten herabgewürdigt, die sich wenig zu dem Gottesdienst des genannten Tages schickten, und was man dabei beklagen müsse, sei, daß sie dadurch der Ablässe verlustig gehen, die ihnen Papst Urban dafür so gnädig verliehen. Daher wurde das Volk der Stadt, wie es auch dem Pater William zuträglich erschien, Willens, daß das Spiel an einem, und die Prozession an einem andern Tage gehalten werden solle.[2]

Einer ganz besonderen Liebe erfreuten sich die dramatischen Darstellungen der hl. Geschichte in den Niederlanden, in den angrenzenden Nordprovinzen Frankreichs, in Belgien, vor allem aber in Flandern.[3]

Ihrem Ursprunge nach bestimmt, die Gnade und Barmherzigkeit Gottes, die den Menschen aus den Banden der Sünde, des

[1] Schack S. 47 f. — [2] Histor. polit. Blätter. a. a. O. S. 19 f.
[3] Daselbst S. 20—24.

Todes und des Satans erlöst, darzustellen, war die Bühne des Mittelalters selbst gemäß dieser Trilogie dreigetheilt. Obenan war der Himmel und das Paradies; dort stand der Sitz des Allerhöchsten, der Thron der heiligen Dreifaltigkeit, von Engeln umgeben, an die sich tiefer die Heiligen anreihten. Dann folgte die Erde und das Fegfeur, die Region der Lebenden und der Hingeschiedenen, die nach Reinigung und Verklärung ringen; unter ihren Füßen gähnte in der Gestalt eines Drachen der Rachen der Hölle, der sich öffnete und schloß, wie die bösen Geister ein- oder austraten. Obwohl man damals in den Mitteln der Mechanik noch sehr beschränkt war, so scheute man doch weder Kosten noch Mühen, um die Vorstellungen durch Maschinen, Malereien, Veränderungen der Perspective, Erscheinungen, Verschwindungen, Gefechte, Belagerungen, Festzüge und Turniere, alles zur größeren Ehre Gottes, wie ausdrücklich erklärt wird, so prächtig als möglich darzustellen.[1]

Nachdem die hl. Vorstellungen aus der Kirche hinausgedrängt worden waren, wurden jetzt auch die römischen Theater dazu benützt. So schlug man z. B. in Frankreich in Bourges, i. J. 1436 innerhalb der Arena des alten, römischen Amphitheaters ein zweistöckiges, gedecktes, christliches Amphitheater auf, um die Apostelgeschichte statt der heidnischen Kampfspiele aufzuführen.

Das französische Theater war durch vielfache, Jahrhunderte lang fortgesetzte Versuche genug herangereift, um gegen Ende des 14. Jahrhunderts selbstständig aufzutreten. Um das Jahr 1398 vereinigte sich eine Gesellschaft von Pariser Bürgern und Handwerkern zu dem gemeinsamen Zwecke, geistliche Spiele aufzuführen. Zum Orte ihrer Darstellung wählten sie das Dorf St. Maur des Fossés bei Vincennes, weil die Reliquien des hl. Maurus und die daselbst befindliche Wunderquelle viele Fremden dorthin lockte. Der erste dort vorgestellte Gegenstand war die Passion Christi. Dieses Spiel fand anfänglich in der Charwoche statt, ward jedoch wegen des Beifalls, den es fand, später auch außer dieser Zeit wiederholt. Bald aber, da der ungemeine Andrang des Volkes Excesse veranlaßt hatte, legte der Prêvot von Paris den Aufführungen solcher Spiele Hindernisse in den Weg. Die Schauspieler richteten nun eine Bittschrift an Karl VI. und erhielten von ihm am 4. December 1402 einen Freiheitsbrief. In Folge dessen durften sie ungestört in

[1] Daselbst S. 180 ff.

Paris und der Umgegend spielten und ihr Theatercostüm auch auf der Straße trugen. Von dem Namen, den ihnen dasselbe Patent mit Rücksicht auf ihr erstes und berühmtestes Stück beigelegt hatte, hießen sie fortan Les Confrères de la Passion. Anfänglich spielten sie auf den Straßen, später schlugen sie nacheinander in mehreren Hotels, zuletzt in dem Hôtel de Bourgogne ihren festen Wohnsitz auf. Ueber der Thüre des Theaters war das Wappen der Passionsbrüder angebracht, ein steinerner Schild mit dem Kreuze und den Leidenswerkzeugen. Der Kreis, in dem sich ihre Darstellungen bewegten, blieb übrigens nicht auf die Passion beschränkt, sondern dehnte sich auch auf die Geschichte des alten und neuen Testamentes und das Gebiet der Heiligen-Legende aus. Die längeren Stücke waren in „Tage" (journées) abgetheilt und dauerten so viele Tage, als sie dergleichen Abtheilungen hatten. Bisweilen erstreckte sich eine solche Vorstellung auf volle fünf Wochen. An einzelnen Tagen trat nur um die Mittagszeit eine Pause ein, um den Mitspielenden eine Rast von einigen Stunden zu gönnen. Die Stücke, so weit wir nach den vorhandenen Resten urtheilen können, waren fast durchaus dialogisirte Geschichten von endloser Breite, ohne alle dramatische Verknüpfung der einzelnen Scenen. Scherz und Ernst wurden in diesen Mysterien willkürlich durcheinander gemischt. Nicht selten mußte der Teufel die Rolle des Lustigmachers übernehmen; der recitirende Vortrag, meist in kurzzeiligen, jambischen Versen, wechselte mit dem musikalischen, zum Theil auch mit gesungenen Chören. Das Personal und der Apparat, die zu diesen Stücken erfordert waren, müssen sehr bedeutend gewesen sein.

Nach dem Vorbilde des Pariser Theaters errichtete man ähnliche in vielen Städten Frankreichs. Aber nicht überall bildeten sich selbstständige und regelmäßige Schauspielergesellschaften. Wie die Confrérie de la Passion zur Herstellung des unglaublich großen Personals, das manche ihrer Stücke erforderte, oft vom Publikum unterstützt wurde, so übernahmen an manchen Orten, z. B. in der schon genannten Stadt Seure die angesehensten Einwohner selbst die Leitung des Spiels.

Eine besondere Klasse des geistigen Schauspiels neben den Mysterien bildeten die Moralitäten, Stücke in denen die moralisch-allegorische Deutung das geschichtliche Element überwog. Man pflegt das Entstehen derselben in's 15. Jahrhundert zu setzen und auf folgende Weise zu erklären. Schon vor dem Zusammentreten der

Passionsbrüder hatte man einer Corporation von Schreibern des Parlaments und des Chatelet (Gerichtshof) das Vorrecht zugestanden, die Anordnung der öffentlichen Feste zu leiten. Diese Genossenschaft (les clercs de la Bazoche) wollte nun in der Darstellung von Mysterien wetteifern, aber die Passionsbrüder, sich auf ihr Privilegium berufend, legten ihr Hindernisse in den Weg und aus diesem Grunde sagt man, gingen die Clercs zur Erfindung der Moralitäten über. Doch kann man sicher annehmen, daß diese Art von Stücken, wie sich bei der Neigung des ganzen Mittelalters zur Allegorie erwarten läßt, weit älter war. Schon im Anfange des 13. Jahrhunderts finden wir ein theologisches Drama von Etienne Laugton, worin die Wahrheit und Gerechtigkeit Adam wegen des Sündenfalls vor Gott anklagen, das Mitleiden und der Frieden aber ein Wort für ihn einlegen, und hierauf Gott der Vater mit seinem Sohne verabredet, den Streit durch die Menschwerdung beizulegen. Hierher gehört auch eines der ältesten uns erhaltenen Dramen in Deutschland, der Ludus paschalis de adventu et interitu Antichristi (Osterspiel über die Ankunft und den Untergang des Antichrist), in dem die Kirche, die Synagoge, die Barmherzigkeit und die Gerechtigkeit auftreten. Auch in den französischen Mysterien waren von Alters her ähnliche Personificationen heimisch gewesen; nur daß hier das historische Element das vorherrschende war. So viel ist aber allerdings gegründet, daß seit der ersten Hälfte des 15. Jahrhunders der Geschmack an solchen allegorischen Spielen vorherrschend wurde und allmählig so überhand nahm, daß die Mysterien fast verdrängt wurden. Vornehmlich war dies in Frankreich und England der Fall. Das Personal in diesen Moralitäten bestand fast gänzlich aus allegorischen Figuren. Die verschiedenen Tugenden und Laster, die Sünde und der Tod, der Glaube, die Hoffnung und die Liebe spielten die Hauptrolle dabei. Der Teufel und das Laster durften nie fehlen; jener erschien in furchtbarer Gestalt, mit langer, rother Nase, mit Schwanz und gespaltenen Klauen; das Laster hingegen war eine Art von komischer Figur im dunklen Kleide, eine Peitsche in der Hand. In der Erfindung dieser wunderlichen Stücke bekundet sich nicht selten eine ungewöhnliche Kraft der Phantasie, in der Ausführung viel Scharfsinn und feine Berechnung.

[1] Schack a. a. O. I. S. 51—58.

Hier sind noch die Marienklagen zu erwähnen, die von den Dichtern des Mittelalters oft behandelt wurden. Es gibt gesprächsweise (zwischen Johannes und Maria) und erzählende Marienklagen; jene sind dem Schauspiele näher verwandt als diese. Die berühmteste Marienklage ist das Stabat mater als Klage der Mutter unter dem Kreuze.[1]

Nachdem wir die Entstehung, Ausbildung und Blüte des religiösen Schauspieles im Mittelalter dargelegt, wollen wir uns den Inhalt eines solchen vergegenwärtigen. Wir wählen ein „Leben Jesu" aus einer St. Galler Handschrift des 14. Jahrhunderts. Dasselbe zerfällt in folgende neun Handlungen: Erste Handlung mit den Auftritten: Hochzeit zu Cana. Johannes der Täufer. Taufe Christi. Maria Magdalena. Berufung des Petrus und Andreas. Maria Magdalena. Zweite Handlung: Die Ehebrecherin im Tempel. Maria Magdalena. Simon's Gastmahl. Dritte Handlung: Heilung des Blindgeborenen. Erweckung des Lazarus. Vierte Handlung: Rathschlag der Hohenpriester. Bereitung des Ostermahles. Fünfte Handlung: Das hl. Abendmahl. Verrath des Judas. Vollendung des Abendmahls. Jesus am Oelberg. Gefangennehmung Christi. Sechste Handlung: Marienklage, Jesus vor Annas. Petri Verleugnung. Ende des Judas. Siebente Handlung: Jesus vor Pilatus. Geißelung Christi. Jesus vor Herodes. Achte Handlung: Jesus vor Pilatus. Die Frau des Pilatus. Verurtheilung Christi. Neunte Handlung: Kreuzigung Christi. Tod Christi. Grablegung. Die Grabwache. Die Vorhölle. Die Auferstehung Christi und die heiligen Frauen am Grabe. — Jeder Handlung geht eine „Ankündigung" voraus.

Die Einrichtung dieses Stückes ist kunstvoll angelegt. Aus dem Leben Jesu ist nur das ausgewählt, was zu seinem öffentlichen Auftreten von der Taufe bis zur Auferstehung gehört. Die Kindheit Jesu, die in den Dreikönigsspielen dargestellt wird, und die Himmelfahrt sind weggelassen. Das Stück erscheint als Erweiterung der Passions- oder Osterspiele, indem es bis auf den Grund zurückgeht, welcher das Leiden Christi veranlaßte, nämlich sein Auftreten als Lehrer. In diesem Zusammenhang liegt die Einheit des Stückes.

Der Dichter folgt dem Evangelium des hl. Johannes, der die Kindheit Jesu gleichfalls übergeht. Die ersten Auftritte sind nicht

[1] Mone I. S. 29 ff. und S. 198 ff.

in geschichtlicher Reihenfolge geordnet; denn die Hochzeit von Cana sollte chronologisch die vierte Stelle einnehmen. Maria Magdalena ist eine der Hauptpersonen des Spiels, welche bei der Auferstehung eine bedeutende Rolle spielt. Mit richtigem Sinn für dramatische Anordnung hat sie daher der Dichter gleich zu Anfang des Stückes eingeführt. Sie ist das Bild der sündigen und reuigen Menschheit gegenüber dem Erlöser, der das Werk der Erlösung der gefallenen Menschheit durch die Auferstehung vollendet. Das bildet die Einheit des Inhaltes, worauf sich die drei ersten und die letzte Handlung beziehen. Die Hochzeit zu Cana sinnbildet die Heiligkeit jener Ehe, von welcher der Mensch abgefallen ist zur sündigen Weltlust der Magdalena, die nur der Heiland retten kann. Zum Vorbild aber, daß eine Rettung noch möglich ist, folgt die Scene mit der Ehebrecherin im Tempel und darauf die Bekehrung Magdalena's. Worin diese Bekehrung bestehe, wird in der dritten Handlung durch die Heilung des Blinden und die Erweckung des Todten angedeutet. Obwohl der eine blind geboren, der andere schon vier Tage im Grabe liegt, wird doch beiden geholfen — ein Fingerzeig, daß bei Gott alle Dinge möglich sind und kein Sünder an seiner Gnade verzweifeln soll. Da diese beiden Wunder für den bezeichneten Zweck genügen, werden andere Wunder Christi in diesem Spiele nicht angeführt.

Obgleich in dem deutschen Text dieses Stückes keine lateinischen Worte und Sätze eingefügt sind, und dieses Schauspiel durch seine rein deutsche Abfassung vor andern Stücken seiner Zeit sich auszeichnet, so ist in den Ueberschriften doch häufig ein lateinischer Text erwähnt, der sowohl über die Geschichte des Dramas als über dessen Vorstellung Aufschluß gibt. Wie schon erwähnt, war ursprünglich das Schauspiel lateinisch und zwar im Kirchenstil abgefaßt, seit dem 12. Jahrhundert wurde es durch strophische lateinische Gesänge ausgeschmückt. Diese gaben den nächsten Anlaß zum aushilfsweisen Gebrauche der deutschen Sprache, nämlich zur Uebersetzung jener strophischen Lieder, die nicht ursprünglich zum Kirchentext gehörten. Hiermit war der Anfang gemacht, die alten Texte allmälig ganz zu beseitigen. In diesem Stücke ist bereits die deutsche Sprache vollständig eingeführt. In dem geistlichen Schauspiele gingen also die lateinische Kirche und das deutsche Volk nebeneinander; im 13. Jahrhundert hatte dieses noch wenig Antheil, im 14. Jahrhundert aber war die Kirche nur noch Begleiterin des deutschen Textes, im 15. zog sie sich ganz zurück und das Schauspiel wurde weltlich.

Sobald das Passionsspiel ein wirkliches Drama wurde, also zur förmlichen Aufführung kam und sich nicht mehr auf die Wechselgesänge des Gottesdienstes beschränkte, so mußte die Person des Evangelisten schwinden und durch einen anderen Heiligen, in diesem Stücke durch den Kirchenvater Augustinus, ersetzt werden. In der Passion nämlich, wie sie in der Kirche gesungen wird, bleibt der Text des Evangelisten, und die Stimme desselben ist eben das erzählende Recitativ, welches die anderen Stimmen verbindet. Im Drama ging das nicht an, die Evangelisten Mathäus und Johannes waren zugleich Apostel. Traten sie auf, so handelten sie, und konnten nicht zugleich die erzählenden Evangelisten vorstellen, ohne die Darstellung zu verwirren. Unser Dichter, der dem Evangelium Johannes folgt, hat also für ihn Augustinus eingeführt, welcher die Rolle des erzählenden und erklärenden Evangelisten vertritt.[1]

„Nachdem alle Personen geziemend angekleidet und die Engel gesungen haben," eröffnet Augustinus das Spiel mit den Worten: „Hore heilge cristenheit, Dir wird noch hude vorgeleit, Wie aller der werlte schoppere Mit zeichen offenbere, Dar zu mit heiliger lere, Und auch bit goozer sere Gewandelt hat uf ertrich Und ward gemartelt dorch dich, Daz merke wol bit sinnen. Die rede sal beginnen, Wie er uz wazer machte win, So sal die ander rede sin, Wie er von sancte Johanne, Dem viel heilgen manne, Gedaufet ward in dem Jordane, Daz sollent ir alle wol verstane."

Noch müssen wir auf zwei diesem Stücke eigenthümliche Züge aufmerksam machen. Der eine betrifft Maria Magdalena. Daß ihr erstes Auftreten unmittelbar auf die Versuchung Christi folgt, ist schon auffallend; noch mehr, daß auf das Dreimalheilig der Engel ihre weltliche Lustbarkeit („Ich bin ein ledig junges wip Und tragen einen stolzen lip, Ich will mit Freuden vrolich sin, Zu danzen stet daz gemude min") widerlich nachklingt. Der Dichter zeigt überall Gefühl für Schicklichkeit und strengen Stil, jene Zusammenstellung, die auf den ersten Augenblick stört, wird daher nicht ohne Absicht gemacht sein, und ihre Bedeutung haben. Der zweite Zug betrifft die Person des rothen Juden, gewöhnlich rufus genannt. Es kann darin die Verdrehung des Namen Ruben liegen, der sich über seinen Bruder Joseph erbarmte und ihn nicht umbringen ließ, Rufus dagegen hetzt erbarmungslos Heiden und Juden zum Tode Christi

[1] Mone I. S. 49—56.

auf, eine Gegenstellung, der sich Schärfe und Tiefe nicht absprechen läßt. Hat aber damit der Dichter den bösen Geist des Judas, der mit rothen Haaren gemalt wird, also die Hartherzigkeit des Judenvolkes darstellen wollen, so gab ihm einerseits die Bibel dazu Anleitung (Matthäus 19, 8), andererseits wurde dieser Charakter ebenso folgerecht in diesen Spielen, als in den alten Gemälden und Zeichnungen durchgeführt.

Der Gegensatz der Hartherzigkeit dieses Juden und der Barmherzigkeit Jesu zeigt sich sogleich bei Vorführung der Ehebrecherin. Der rothe Jude vertritt die Rolle des Anklägers: „Gib uns dinen rat, Diese frauwe ir e gebrochen hat; Moyses e (Gesetz), nach der wir leben, hat uns solich gebot gegeben, Daz man die huren steine, Der selben ist sie eine.“ Jesus bückt sich, schreibt auf die Erde und singt: si quis sine peccato etc. und spricht: „Wer ane sunde ist und ane meyn,[1] Der werfe an dise frauwe einen stein.“ Um dies recht stark hervorzuheben, läßt der Dichter den Rufus 20 Mark den Soldaten anbieten, damit sie in der Geißelung Christum ohne Barmherzigkeit schlagen sollen. („Wüzent uf mine judesheit, Ich gelonen uch wol der arbeit, Ir sollent zwenzig marg han, Wollent irn bit fleze underslan.“) Darin liegt ein Zug von unmenschlicher Bosheit. Auf alten Gemälden und Holzschnitten findet man unter den Feinden des Heilandes Personen, in welchen die nämliche diabolische Wildheit ausgedrückt ist. Der Teufel strengt alle Kraft an, um das Volk zur Wuth gegen Christus zu reizen. Die Dichter und noch mehr die zeichnenden Künste haben dies dadurch dargestellt, daß sie die Gestalten der Feinde Christi durch Verzerrung der Glieder und des Angesichts der Teufelsgestalt näherten. Da nämlich der Teufel die Harmonie der Welt gestört hat, so drücken die Künstler diese Verwirrung in seiner Gestalt aus; er ist nicht ganz Mensch, nicht ganz Thier, sondern aus thierischen und menschlichen Gliedern in wilder Verzerrung, kralliger Verbildung und häßlicher Unordnung zusammengesetzt. Die Consequenz im Charakter des Rufus zeigt sich auch in einem anderen Zuge, der von dem Dichter allein herrührt und scharf gezeichnet ist. An dem betreffenden Orte stellt er die Bitte der Frau des Pilatus um Christi Loslassung schroff mit der Drohung der Juden vor der Ungnade des Kaisers zusammen, welche Drohung dem Rufus in den Mund gelegt wird. Also die bewegendste

[1] Meyn-falsch, wie in Meineid.

Fürsprache, die der Frau, wird von Rufus entkräftet durch die Drohung vor dem Zorne des Kaisers. Diese Zusammenstellung haben die Evangelisten nicht, es ist aber die unerbittliche Härte der Feinde Christi so vortrefflich durchgeführt.[1] Kaum hat Pilatus Jesus zum Kreuzestod verurtheilt, so ruft Rufus voller Freude: „Pylate, du kanst rehten wol, Die judesheit dir ez danken sol."

Man hat schon oft die Menschen des Mittelalters mit dem Kinde verglichen, das gerne unter Thränen lacht; es war die Zeit, wo ein naiver und gesunder Humor die ernste und heitere Auffassung des Lebens noch nicht ängstlich von einander schied. Dieser charakteristische Zug mußte sich nothwendig auch im geistlichen Drama geltend machen. Der volksthümliche Geschmack forderte allmälig im Drama ein wirkliches Bild des Lebens mit allen seinen bunten Gegensätzen. Mitten in unserem ganz ernsten Osterspiele wird die Scene im Garten Gethsemane, wo Petrus bei der Gefangennahme Christi dem Malchus das Ohr abschlägt, gar drollig behandelt. In der Ueberschrift heißt es: (Malchus) clamet lamentabiliter und dieser schreit nun kläglich: „Owe schanden und schaden! Mit den bin ich wohl beladen, Ich han hie verlorn min ore, Dar umbe heizet man mich ein Dore, Der groze spot dut mir vil we, doch muwet mich der schaden me." Jesus sagt zu Petrus: „Peter, du din swert wider in, wan du salt des sicher sin; wer rache wil erwerben Mit schwerten, der will verderben." Jesus spricht zu den Juden: „Furent mir her den wunden man, Sin ore setzen ich ime wider an." Sie führen ihn zu Jesus und Malchus sagt: „Meister, ich biden dich, Daz du wolles heilen mich." Jesus spricht: „Din ore seczen ich Dir wider an, Als ich wol meisterliche kan." Nun wendet sich Malchus zu seinen Kameraden mit den Worten: „Geselle lieber vront nim war, Wie ez umme min or war, Zuch hin, merke, ob ez vaste ste, Wan es dut mir alzu we." Nun zieht der Freund am Ohr und spricht: „Din ore stet dir vast sicherlich, Geselle, also dunket mich;" worauf Malchus zu Jesus dankend sagt: „Jhesus ist ein viel guder man, Er kan wol sezen oren an; Als leben ich, des bin ich gemeit, Ich gedun eine nummer kein leit."[2]

Auch die Dummheit und der Hochmuth des Teufels wird als Stoff zur komischen Darstellung benutzt. Nachdem derselbe in unserem Stücke bei der Versuchung Christi von diesem siegreich abgewiesen war, konnte er nach dramatischer Anordnung beschämt die

[1] Mone S. 57. — [2] Mone I. S. 103. f.

Bühne verlassen; er thut dies auch, aber erst nach folgendem kurzen Monolog: „We mir daz ich (ie) wart, Ich han gevarn eine ubel vart, Sit ich überwunden bin. Ich hade es allen minen sin Mit flize dar uf gesetzet, Wie ich hede gelezet Mit hoffart und mit frazheit, Daz ich dich hede dar zu bereit, Daz du mich bedes an vor einen got, Dez han ich aller divel spot." Das Gefühl dieser teuflischen Schadenfreude mußte unwillkürlich die Lachmuskeln der Zuschauer in Bewegung setzen, wenn der Teufel seinen Schwanz einzog und von dannen schlich. Aber sogleich wurden sie zum heiligen Ernst zurückgeführt, denn nach dem Weggang des Teufels erscheinen die Engel und singen ihr Heilig, Heilig, Heilig.

Daß die Zuschauer Eintrittsgeld bezahlen mußten, ist kaum zu bezweifeln; denn die Aufführungen verursachten große Kosten. Vielleicht aber waren diese Gaben freiwillige; wenigstens ist nicht bekannt, daß in Deutschland diese Eintrittspreise drückend geworden wären, wie das in Paris durch die Passionsbrüder geschah, wo das Parlament sich genöthigt sah, gegen die zu hohen Preise einzuschreiten. In späteren Zeiten wurden in Deutschland Stiftungen zu regelmäßigen Passionsaufführungen von Klöstern und von Fürsten gemacht, durch deren Zinsen man die Kosten theilweise bestritt.

Das Theatercostüm war in seinen Hauptbestandtheilen die herrschende Tracht der Zeit. Hierin hat das Theater jederzeit mit der Malerei Schritt gehalten. Wie wir auf den mittelalterlichen Bildern die Personen der Vorzeit und der heiligen Geschichte in völlig mittelalterlicher Tracht abgebildet sehen, nur Christus und die Apostel, Gott Vater und die Engel ausgenommen, ebenso haben wir uns das Aussehen der Theatergestalten des Mysteriums zu denken. — Aber auch im Costüm äußert sich der symbolische Charakter des Mysteriums. Nach Anweisung eines alten Passionsspieles soll der auferstandene Christus, den wir uns mit dem Leichentuch umhüllt denken, mit triumphirenden Kleidern angethan sein, d. h. mit geistlichen Gewändern, welche die bischöfliche Würde bezeichnen, einer feinen Dalmatika und einem rothen Meßgewand, auf dem Haupt eine Krone mit Diadem — päpstliche Tiara — das Kreuz mit der Fahne in der Hand. So erscheint Christus fortlebend im bischöflichen Wirken und das oberste Kirchenamt mit seiner Person identificirt.[1]

[1] Devrient I. S. 37 f.

Was die zwischen die alten handschriftlichen Gedichte eingeschalteten Notizen uns zu errathen übrig lassen, erklärt ziemlich vollständig eine alte Pergamentrolle des St. Bartholomäusstiftes zu Frankfurt a. M., ein förmliches Dirigentenbuch für das Passionsspiel, welches das 15. Jahrhundert hindurch und 1506 zum letztenmale auf dem Platze am Römer aufgeführt worden ist.

Diese Frankfurter Pergamentrolle und eine Donaueschinger Handschrift aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts geben den vollständigsten Aufschluß über die Einrichtung der Bühne im Mittelalter. Nach der Donaueschinger Handzeichnung bestand die Bühne aus drei Abtheilungen, zu deren jeder ein besonderes Thor führte. Dieselben sind der Länge des Raumes nach also bezeichnet: 1) Das erste Thor. 2) „Die hel" (Hölle). 3) „Der gart" (Garten Gethsemane). 4) Der Oelberg. 5) Zweites Thor. 6) „Herodes hauß." 7) „Pilatus hauß." 8) „Die sul, daran Jesus gaist", d. h. gegeißelt wird. 9) „Die sul, daruff der guler (Hahn) ist." 10) „Kaivas hus." 11) „Annas huß." 12) „Das huß in [dem] das nachtmal war." 13) Drittes Thor. 14, 15, 16, 17) die Gräber. 18, 19) die Kreuze der beiden Schächer. 20) Kreuz Christi. 21) „Das hailig grab." 22) „Der Himmel." Die Zeichnung ist jünger als die Handschrift; doch läßt sich daraus wenigstens die Bühneneinrichtung des 16. Jahrhunderts ersehen, die von jener des vorhergehenden Jahrhunderts nicht sehr verschieden sein konnte, weil noch im Freien gespielt wurde. Außerhalb der Bühne oder zu den beiden Seiten derselben waren die Sitze oder Stehplätze der Zuschauer. Große Bühnenstücke mit einer bedeutenden Anzahl von Schauspielern setzten einen sehr großen Bühnenraum voraus, da die alte Bühne einen Wechsel der Scenerie nicht kannte, und die verschiedenen Scenen in Abtheilungen neben-, über- oder hintereinander aufstellen mußte. In Folge dessen war das Verständniß für die Zuschauer, welche eben weit von der Abtheilung der Bühne standen, wo gerade die Handlung vorging, sehr erschwert. Sie werden sich daher jedesmal zu der Abtheilung gedrängt haben, wo gespielt wurde, also mit dem Schauspiel von einer Abtheilung zur andern vorgerückt sein. Da durch das Wechseln der Plätze nothwendig Lärm und Getöse entstehen mußte, so erklärt sich die gewöhnlich jeder Handlung vorangehende Mahnung Silete! (schweigt). In diesen Abtheilungen warteten die Schauspieler ruhig, jeder auf seinem Platze, bis seine Abtheilung an die Reihe kam.

Wie die Gebäude auf der Bühne beschaffen waren, gibt die Zeichnung nicht an. Hatten sie Bretterwände, so verhinderten sie die Zuschauer, je nach ihrem Platze alles zu sehen. Sicherlich hat man diesen Uebelstand vermieden. In dem fraglichen Stücke war wenigstens das hl. Grab mit Wänden versehen, da nach dem an der betreffenden Stelle gegebenen Bühnenvermerk Jesus sich aus dem Grabe entfernt, sich anders ankleidet und erst zur Auferstehung sich wieder zurückbegibt. Dies geschah wohl nicht vor den Augen der Zuschauer, sondern hinter Bretter- oder Tuchwänden. — Da in Frankreich wie in Deutschland den ganzen Tag über gespielt wurde, so war es wohl möglich, während der Mittagspause einen Scenenwechsel vorzunehmen, oder einen solchen von einem Tag zum andern eintreten zu lassen, sofern das Spiel mehrere Tage in Anspruch nahm.[1]

Das Mittelalter kannte auch ein religiöses Lustspiel; aber auch dieses beruht auf einer anderen Grundlage als das heutige, mit dem sich das Merkmal religiös nicht vereinigen läßt. Der früheste komische Stoff des alten Schauspiels ist die Darstellung des Teufels. Er gehört nothwendig zum religiösen Lustspiel. Sein Hochmuth, sein Stolz, der ihn zum Fall gebracht hat, liefert den Stoff zur Komik. Doch waltet in diesem Lustspiel ein ernster Zug, der sich sehr gut mit dem religiösen Schauspiel verbinden läßt. Wie dem Teufel, ergeht es aber auch den Menschen; auch bei ihnen kommt der Fall nach dem Hochmuth und der Stolz wird mit Beschämung bestraft, was ganz im biblischen Sinne gedacht ist.

Ein religiöses Schauspiel, „Christi Auferstehung",[2] das im Jahre 1464 zu Redentin bei Wismar in niederdeutscher Sprache geschrieben ist, enthält in seiner fünften Handlung das Teufelspiel, das sich also gliedert: 1. Auftritt: Lucifers Klage. 2. Ausflug der Teufel. 3. Rückkunft der Teufel mit ihrer Beute. 4. Satans Rückkehr. Schlußrede.

Nachdem der Teufel durch die Auferstehung Christi die Altväter verloren hat, bleibt ihm nichts übrig, als, wie die Schrift sagt, gleichwie einem brüllenden Löwen auf Erden umherzugehen und zu suchen, wen er verschlingen könne. Darin besteht der Inhalt dieses Stückes — ein Spiel der Welt und des Lebens, worin der Teufel auf seine Beute ausgeht.

[1] Mone II. S. 154—159. — [2] Mone II. S. 33—106.

Lucifer liegt mit Ketten gebunden in einem Faſſe, denn durch die Erlöſung iſt ſeine Gewalt beſchränkt, und das Faß iſt ein Bild der Hölle, in die er gebannt iſt. In einem Selbſtgeſpräche wird die Verzweiflung Lucifers geſchildert. Die abgedrungene Anerkennung, daß Chriſtus Gott ſei, weil er die Vorhölle zerſtört, iſt dem Lucifer unerträglich, denn aus der Wegführung der Seelen der Altväter muß er ſchließen, daß durch die Erlöſung Chriſti nun alle Menſchen zur Seligkeit berufen ſind, aus welcher die gefallenen Engel verſtoßen bleiben. Dieſe Demüthigung bringt ihn zur Raſerei. Daher ſendet Lucifer, ſelbſt gefeſſelt, voll Ingrimm die übrigen Teufel in die Welt hinaus, mit dem Auftrag, die Menſchen aller Stände und Klaſſen in die Hölle zu bringen.

Hier beginnt ein komiſcher Zug doppelter Art. Satan iſt die rechte Hand Lucifers. Ihm werden die wichtigſten Aufträge gegeben, weil er der klügſte iſt. Satan aber benahm ſich wie ein dummer Teufel und ſeine gerühmte Klugheit wird daher überall zu Schanden. Sofort macht er die einfällige Bemerkung, Lucifer müſſe mit jeder Seele vorlieb nehmen, da es keine gerechte Patriarchen mehr in der Welt gäbe. Dafür wird er von Lucifer ausgeſcholten und ihm abermals eine Reihe von Ständen aufgezählt, aus welchen er ſeine Beute holen ſolle. Das iſt der andere Zug der ernſten Komik, die Satyre auf die Sünden und Laſter aller Stände. — Mit einer Ermahnung Satans zur Klugheit zerſtreuen ſich die Teufel in die Welt. Kaum ſind ſie aber fort, ſo ruft ſie Lucifer zurück, allein ſie hören ihn nicht und ihm thut der Kopf vom Rufen weh. Endlich kommt Satan zurück und fragt, was Lucifer wolle, und dieſer weiß es ſelbſt nicht mehr, während jener bedauert, daß er durch den frühzeitigen Rückruf in ſeinem Geſchäfte gehindert wurde, wie auch die anderen Teufel, welchen Lucifer nicht Zeit gelaſſen habe, ihren Fang zu machen. Vorerſt zufrieden mit dem, was ſie erzielt, ruft ſie Lucifer zurück, um ihnen neue Lehren zu geben. Die Unruhe des Teufels, der auf ſeinen Raub nicht warten kann, und fürchtet, ihn zu verlieren, iſt trefflich geſchildert. Nachdem er die Altväter verloren, iſt er um jede Seele froh, und ſchimpft den Teufel Aſtrot aus, der hundertmal die Welt durchlaufen und nichts gefangen, weil man ihm keine Zeit gelaſſen. So weit brauche man nicht zu gehen, meint Lucifer, und ſchickt ſämmtliche Teufel nach Lübeck, mit dem Auftrage, dort ihre Beute zu holen. Denn es fänden ſich dort Sünder genug, Geiſtliche und Laien.

Nun geht die ernste Komik aus dem Kreise der Teufel in das menschliche Leben über und wird lokalisirt. Es erscheinen Bäcker, Schuster, Schneider, Wirthe, Weber, Metzger u. s. w., die ihre Betrügereien vor dem Teufel bekennen und um Gnade flehen, — eine schneidende Ironie, als wenn der Teufel der Richter am jüngsten Tage wäre und verzeihen könnte.

Satan bleibt am längsten aus, worüber Lucifer auf komische Weise besorgt wird. Satan, sagt er, war immer der schlaueste, jetzt kommt er so spät; hat er vielleicht die Gicht oder eine andere Sucht? ist er vielleicht gar todtgeschlagen? Endlich bringt Satan einen Geistlichen, in der Sprache jener Zeit einen „Pfaffen". Das Lustspiel ist hierin so streng wie die alten Bilder vom jüngsten Gerichte, wo der Teufel hohe und niedrige Geistliche am Seil in den Rachen der Hölle hinabzieht. Satan führt den Geistlichen während des Breviergebetes hinweg und vor Lucifer, wo ihm Satan seine Sünden vorhält und Lucifer ihm mit beißendem Spotte vorwirft, daß die Geistlichen nun selbst zur Hölle kämen, die doch andere Menschen zur Seligkeit führen sollten. Indeß wahrt das Lustspiel die Achtung vor der priesterlichen Würde und Macht. Die Nähe des Geistlichen ist dem Lucifer unheimlich, er heißt ihn zurücktreten und das gibt dem Geistlichen Muth, den Kampf mit dem Teufel zu wagen, dem schon von den schlichten Worten des Geistlichen die Haare versengt werden, und der befürchtet, er müßte mit allen Teufeln die Hölle verlassen, wenn der Geistliche darin wäre. Der Geistliche pocht nun auf seine Schulweisheit und Lucifer befiehlt dem Satan, ihn los zu lassen; denn er mache ihm zu heiß. Voll Verdruß läßt Satan den Geistlichen gehen, und dieser verflucht und verbannt den Satan in ein wildes Bruch und bedeutet ihm, man müsse größere Kraft anwenden, um einen Geistlichen in die Hölle zu bringen. Satan fühlt die Gewalt des Exorcismus und jammert, daß ihn der Geistliche auch aus einer besessenen Frau getrieben, und er nun schändlich in einen Bruch fahren müsse. Das geschieht dir recht, sagt Lucifer, hättest du den Geistlichen in Ruhe gelassen, und damit überläßt er den Satan, dessen Klugheit zu Schanden geworden, dem Bannfluche des Geistlichen. — Die Drohung des Geistlichen mit dem jüngsten Tage bewegte Lucifer nicht sonderlich; denn das Ende der Welt ist noch fern und bis dahin lassen sich noch viele Menschen zur Hölle bringen. Die darauf folgende Klage Lucifers ist erschütternd. Er hat keine Ruhe, ein Zustand, der allein schon

zur Verzweiflung bringt. Dagegen ist den frommen Menschen Ruhe des Herzens verheißen. Dem Teufel hilft keine Buße zur Erlösung, er ist ewig von der Seligkeit ausgeschlossen, die der Mensch erreichen kann. Darum steigert sich sein Haß und sein Neid gegen die Menschen, und er befiehlt seinen Teufeln, so viele zur Hölle zu bringen als nur möglich. Da ihm aber der Geistliche gesagt hat, daß Jesus noch einmal kommen werde, so will er mit seinen Genossen sich in die Hölle zurückziehen und sie fest verwahren. Dahin tragen ihn seine Teufel zurück, denn er ist vor Kummer krank, aber statt mit Mitleid und Erbarmen, geschieht es mit Hohn, und so schließt das Teufelsspiel auch im teuflischen Charakter.

Nun besteigt der Schlußredner das von Lucifer verlassene Faß und ermahnt die Zuschauer zu einem frommen Leben und stimmt das Osterlied an: Christus ist erstanden.[1]

Der Niedergang des religiösen Schauspieles kennzeichnet sich besonders in einem Tyroler Schauspiel.[2] Es ist dies ein sog. Bruderspiel. Lukas und Kleophas begegnen sich und fangen sogleich wegen einer alten Schuld zu raufen an. Nachdem sie einander hübsch durchgebläut, versöhnen sie sich und gehen, von Jesus voll Hoffnung und Furcht erzählend, nach Emaus. Ermüdet setzen sie sich nieder und essen. Nun kommt Jesus und löst ihre Zweifel. Hocherfreut darüber, laden sie ihn ein, zu bleiben. Es tritt ein Wirth auf; er verspricht gute Kost, Prager Bier und Malvasier und ein weiches Bett. Ihn unterbricht ein anderer Wirth und sucht die Gäste wegzulocken, was ihm auch nach einem langen, tölpelhaften Streit gelingt. Wirth und Wirthin bedienen nun die Jünger, diese legen Jesu vor. Er nimmt ein Stück Fladen und stellt die Frage, ob es wohl geweiht sei? Lukas bejaht die Frage, indem er selbst dabei gewesen. Christus geht nun von der leiblichen Speise auf die geistliche über mit den Worten: Non in solo pane vivit homo; spricht zu deutsch also: „Der Mensch sei groß oder klein, Lebt nit in dem Brod allein, Sondern jetzt und zu aller Stund Des Wort, das da fleußt aus Gottes Mund. Von der Speis mehr geschrieben ist In dem Evangeli, als man liest: Ego sum panis vivus etc. Das spricht zu deutsch und merkt da: Ich bin vom Himmel das lebendig Brod ꝛc." Dann bricht er ihnen das Brod

[1] Mone II. S. 19—26.

[2] Vergl. Adolph Pichler, Ueber das Drama des Mittelalters in Tyrol. Innsbruck 1850.

und verschwindet. So erkennen sie also ihren göttlichen Meister am Brodbrechen im Wirthshause. Lukas will nun gleich fort, um es den Jüngern zu melden; allein Kleophas hat noch Hunger; er will auch zur Stärkung auf den Weg erst einen tüchtigen Schluck St. Johannes Segen nehmen. Es folgt nun eine ganz gewöhnliche Kneipscene. Der Wirth, welcher sich vorher zwölf Schillinge bedungen, will sie nun zurückhalten, bis sie bezahlt hätten. Sie schimpfen sich gegenseitig; doch die Wirthin räth ihrem Manne, er solle die Besoffenen an den Galgen laufen lassen. Es kommt sodann zum Raufen; der Wirth erhält Prügel und will zum Richter gehen. Unterdessen machen sich die sauberen Gäste davon. Auf dem Wege beginnen sie wieder die christlichen Gespräche; Lukas will noch die Erscheinung des Herrn bezweifeln, Kleophas aber, „dem vor Leid das Herz thut krachen," beredet ihn endlich doch. Sie trinken den Rest des Weines aus und verzehren die noch übrigen Ostereier. Lukas schließt: „Nun singt den bosen Juden zu Schanden, Christ ist erstanden." — Mit Fug und Recht wurden diese Bauerkomödien verboten.

Von derselben Art waren auch die Neujahr- und Fastnachtspiele. Aus einer Urkunde des Stifts zu Wimpfen im Thal, deren Abschrift aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts stammt, erfahren wir folgendes. Ursprünglich war das Fest des hl. Johannes Evangelista (27. Dez.) ein religiöses Fest, artete aber in folgender Weise aus: Es wurden in der Kirche Schauspiele gehalten, Maskeraden in die Kirche gebracht; außerhalb der Kirche wurden Gastmähler gehalten, Musik gemacht und in Häusern und auf Straßen getanzt. Nach dem Gastmahle ritt der Priester, welcher an diesem Johannistag den Bischof vorstellte, auf einem Pferd oder Esel durch die Straßen der Stadtviertel. Er überschüttete die Leute beim Eintritt in die Kirche mit Wasser. Dieser Ausgelassenheit gaben sich Geistliche und Laien hin. Sie mußte natürlich verboten werden.

Die Neujahr- und Fastnachtspiele sind gänzlich verschieden von dem religiösen Drama und sie müssen daher wohl einen andern Ursprung haben. In diesen Stücken ist die spielende Person etwas Anderes als sie scheint, sie ist vermummt; die Mummerei gehört wesentlich zu dieser Komik. Diese komischen Spiele haben einen heidnischen Ursprung und zwar die Neujahrspiele einen deutschen und keltischen, die Fastnachtspiele einen römischen. Das Julfest der alten Nordländer, welches drei Tage dauerte, hängt zusammen mit den Neujahrspielen vom 26. bis 28. Dez. und die Mummerei

mit dem Glauben an die Werwölfe, die zeitweis Menschen und Wölfe sind. Denn die nordischen Heiden hatten ihren Glauben an Verwandlungen wie die classischen Völker, welcher durch die Verkleidung bei solchen Spielen angezeigt ist. Aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts haben wir mehrere Verbote gegen satyrische Spiele, wobei jedoch nicht bemerkt ist, ob sie gegen Fastnachtspiele oder andere gerichtet sind.[1]

Eine neue Gattung von Schauspielen entstand zu Ende des 15. Jahrhunderts, nämlich die Schulkomödie. Der Eifer, mit dem man sich in dieser Epoche den Studien der neubelebten griechischen und römischen Classiker hingab, brachte die Sitte auf, auswendig gelernte Stücke des Terenz von den Schülern recitiren zu lassen. Bald erwachte die Lust in den berühmtesten Gelehrten, sich in lateinischen Nachbildungen der Alten zu versuchen und diese zu sprachlichen Uebungen auf Schulen und Universitäten zur Fastnacht- und Johanneszeit aufführen zu lassen. Namen wie Reuchlin (progymnasmata scenica, die 29 Auflagen erlebten und von denen das bedeutendste Stück, Sergius, eine Verspottung seines Gegners, des Augustinus Holzinger ist), Frischlin, Keltes u. a. ermunterten die Geister, sich auf diesem Gebiete Lorbeeren zu erringen, aber die Darstellung dieser gelehrten Stücke stand dem Leben zu fern und übte keine Anziehungskraft. Die Schauspielkunst zog daraus keinen Nutzen.[2]

Wie allgemein über Stadt und Land zur Zeit der Reformation die Passionsspiele noch verbreitet waren, bezeugt Martin Luther selbst an mehreren Stellen seiner Werke. Die Reformation bediente sich selbst dieser Spiele zu ihrer Polemik, wie z. B. der bloße Titel eines Spieles dieser Art von Thomas Naogeorg zeigt: „Ein christlich und ganz lustig Spiel, darin des antichristischen Babstthums Teuffliche Lehre und wesen wundermeisterlich dargeben wird.[3]“ Im Uebermuthe der Fastnacht, wo jeder sich etwas gefallen lassen wollte und mußte, erschien eine Satyre auf das Papstthum minder gewagt. In Basel führte Pamphilius Gengenbach 1515 und 1517 sein Fastnachtspiel gegen das Papstthum auf. Noch zorniger eiferte der Berner Maler Nikolaus Manuel gegen Seelenmessen, Ablaß,

---

[1] Mone II. S. 367—373. S. den Text eines Neujahrspiels daselbst S. 378—410.

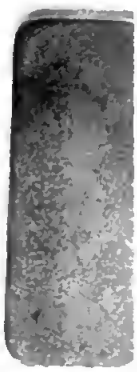
[2] Devrient I. S. 88. — [3] Hist. pol. Blätter Bd. VI. S. 34 u. 35.

Papstthum ꝛc. In der Herrenfastnacht 1522 ließ er zu Bern seinen Todtenfresser aufführen, eine satyrische Moraliät, welche ausgeht von der Einträglichkeit der Todten- oder Seelenmesse. Schon aus dem Komödienzettel erhellt die handgreifliche Tendenz. Da treten auf: der Schaffner Ohneboden, der Abt Nimmergnug, Dechant Schindebauern, Propst Geizsack, Bischof Wolfsmagen, Cardinal Hochmuth, Papst Enteristelo. Ohne viele Handlung spricht jeder seinen Charakter und seine eigennützigen Absichten aus, dazwischen klagt das Volk über den Zerfall der Kirche. Der Papst freut sich, daß ihm trotz seiner Büberei die Macht zugeschrieben werde über Himmel und Hölle, darum könne er manchen Vogel rupfen, ihm falle der Schweiß der Armen zu, mit tausend Pferden mag er reiten. In die Mitte seiner Krieger wird er in der prächtigsten Weise hereingetragen; da kommen St. Peter und Paul, Petrus besieht das Gepränge lange mit „Augenspiegeln", dann fragt er einen Curtisan: „Lieber Priester, sag mir an, Was mag doch das sein für ein Mann, Ist er ein Türk oder ist er ein Heid, Daß man ihn so hoch auf den Achseln treidt, Oder hat er sonst gar kein Fuß, Daß man ihn also tragen muß?" Curtisan: „Sieh mal und du selbst Petrus bist, Weißt denn nicht wohl wer er ist! Das soll mich billig Wunder ne'n, Doch will ich ihn zu erkennen g'en. Ist der Größt in der Christenheit, Er ist ein Papst zu Rom und weiter König in Sicilien und Tinacria, Herr der Inseln Sardinien herum, Corsica, das Land Bivarium, Thusca Herzog, auch zu Spolet, Benesin er auch mit Gewalt inn' hat, Darzu ist er auf Erden ein Gott, Daß du voraus wissen sollt, So er doch dein Statthalter ist Und aller heiligst Christ." Petrus: „Das sind mir fremd und unerhört Sachen, Wie könnt ich doch ein Statthalter machen, Ueber solche Land und Lüt, Ich hatt doch auf Erdreich nüt. Woher kommen ihm die reichen Land Zu seinem Gewalt und großen Stand! Ich weiß auch nicht gar wohl darvon, Daß ich je gen Rom sei komm, Bin ich in solchem Gepracht dagesessen, So hab' ich sein wahrlich ganz vergessen." Dabei bleibt es denn auch nach der Meinung des römischen Hofmannes; es ist lange her, Petrus hat es vor Alter vergessen. Noch ganz in der alten Weise tritt zum Schlusse der Doctor (Erklärer oder Erzähler) auf und verkündet im Predigttone das reine Evangelium vom Heile durch Gottes Gnade in Christo allein.

Die Antwort der Katholiken scheint sich seltener der dramatischen Darstellung bedient zu haben; doch fehlte sie nicht ganz. Wir ver-

nehmen von einer Komödie, welche vor Heinrich VIII. von England, dem bald nachher abtrünnigen Beschützer des Glaubens, zu Greenwich lateinisch aufgeführt worden ist, darin Luther und Katharina von Bora zu Schanden kommen und die Reformation als ein Werk der Lüge, des Unglaubens und der Aufwiegelung erscheint. Auch in Deutschland fehlt es nicht an ähnlichen Stücken; ebenso stellte man die inneren Streitigkeiten der neuen Kirche dramatisch dar. Dadurch wurde jedoch der Verfall des ernsten Spieles nicht aufgehalten, sondern vielmehr befördert, bis die Behörden sich genöhtigt sahen, die öffentliche Aufführung solcher Komödien zu verbieten. [1]

[1] Hase a. a. O. S. 93–95; S. 104 ff. S. 108 ff.



Digitized by Google